Kursbuch 67

Militär

Marie Luise Kaltenegger, Als Soldat und brav
Kurt R. Eissler, Die Seele des Rekruten
Eva Demski, Wie macht man das – Grundausbildung 82
Mario Erdheim, »Heiße« Gesellschaften – »kaltes« Militär
Markus Stadler, »Aber du sollst Männer töten«
Bernhard Streck, Gewehr und Speer
Maurice Pinguet, Seppuku – Die Ehre im Leib
Walter Haubrich, Die alten Hüter der ewigen Werte
Alfred Mechtersheimer, Man trägt wieder Krieg?
Hubert Seipel, Bist du dabeigewesen in Blankenese?
Wolfgang Roth, Unvollzählig angetreten
Matthias Loßmann, Psychologische Kriegführung

Kursbuch/Rotbuch Verlag 9 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

67 Militär März 1982

Marie Luise Kaltenegger, Als Soldat und brav. Gespräche mit Nationalgardisten in einem Gefängnis in Nicaragua 1
Kurt R. Eissler, Die Seele des Rekruten. Zur Psychopathologie der US-Armee 9
Eva Demski, Wie macht man das – Grundausbildung 82 29
Nico Hansen, Seemann, laß das Träumen 49
Mario Erdheim, »Heiße« Gesellschaften und »kaltes« Militär 59
Markus Stadler, »Aber du sollst Männer töten« 73
Bernhard Streck, Gewehr und Speer. Bewaffnete Macht in der Republik Sudan 88
Maurice Pinguet, Seppuku – Die Ehre im Leib. Japanische Kriegerrituale 99
Walter Haubrich, Die alten Hüter der ewigen Werte. Militär in Spanien 111
Alfred Mechtersheimer, Man trägt wieder Krieg? Ein Gespräch über die Aussichten der Bundeswehr 125
Hubert Seipel, Bist du dabeigewesen in Blankenese? 140
Wolfgang Roth, Unvollzählig angetreten 151
Matthias Loßmann, Die schimmernde Wehr. Psychologische Kriegführung in der Bundesrepublik 161
Michael Herr, High On War 174

82-302
Goethe-Institut e.V. Bibliothek
05 Kur

Das Kursbuch erscheint viermal im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlagsanschrift: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Bleibtreustraße 15/16, 1000 Berlin 15, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1982 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.
Beilage: Junius Verlag

Marie Luise Kaltenegger
Als Soldat und brav
Gespräche mit Nationalgardisten in einem Gefängnis in Nicaragua

»El Chino«, Soldat ohne Rang, 20 Jahre alt, zu 48 Jahren Gefängnis verurteilt; die Strafe wurde auf 30 Jahre herabgesetzt.

Wie alt waren Sie, als Sie zur Nationalgarde gingen?
Sechzehn.
Warum gingen Sie zum Militär?
Ich hatte keine Schuhe. Ich ging in Fetzen. In der Armee geben sie dir eine Uniform, Stiefel, Essen, ein Bett. Mir gefiel es beim Militär. Die Nationalgarde war schon in Ordnung.
Das Volk sagt, die Nationalgarde sei ein korrupter Mörderhaufen gewesen?
Das Volk ist ein Scheißdreck. Das Volk lügt. Gestern war es für Somoza, heute ist es für die Sandinisten. Das, was das Volk sagt, zählt nicht.
Wessen wurden Sie beschuldigt?
Des vielfachen Mordes.
Was sagen Sie dazu?
Ist mir wurscht. Ich bin ein Berufssoldat. Es war meine Pflicht, das Vaterland vor diesem Gesindel zu bewahren.
Gesindel, welches Gesindel?
Die Sandinisten, wer sonst. Leuteaufwiegler, Fixer, Heckenschützen, Verbrecher.
Wenn das solche Leute waren, wie Sie sagen, wie erklären Sie sich dann, daß die Nationalgarde den Krieg verloren hat?
Das müssen Sie den Generalstab fragen.
Der Generalstab sitzt in Miami.
Dann fahren Sie nach Miami.
Wann und wie haben Sie sich der Sandinistischen Befreiungsfront ergeben?
Einen Dreck habe ich mich ergeben. Ich mache mir doch vor solchen Freischärlern nicht in die Hosen. Mir ist eine Granate in den Händen explodiert. Sonst säße ich jetzt nicht hier, sondern in Honduras bei meinen Waffenkameraden.
Was empfindet man beim Töten?

Sie wollen mich hereinlegen. Das macht nichts. Ich sage, was man empfindet. Gar nichts. Das geht ganz automatisch.
Wie viele Menschen haben Sie getötet?
Ich habe sie nicht gezählt.
Haben Sie gefoltert?
Wir haben keine Gefangenen gemacht. Da gab es nichts zu foltern.

S. R., Unteroffizier, Ausbilder bei der Anti-Terror-Elite-Einheit EEBI, 21 Jahre alt, zu 66 Jahren Gefängnis verurteilt; die Strafe wurde auf 30 Jahre herabgesetzt.

Wann sind Sie der Nationalgarde beigetreten?
Das war im Jahre 1975. Im Jahre 1976 wurde ich in die EEBI überstellt. Ich absolvierte sechs Monate Training, und weil ich gut abgeschnitten hatte, wurde ich nach Panama in die Kanalzone zur weiteren Ausbildung geschickt.
Die weitere Ausbildung bestand in »Counter-Insurgency«?
Ja. Guerillabekämpfung, Aufstandsbekämpfung, aber auch konventionelle Kriegführung.
Warum sind Sie zum Militär gegangen?
Ich komme aus einer sehr armen Familie. Keine Arbeit, keine Schule, nichts. Nur die Armee bot Möglichkeiten zum Weiterkommen. Also ging ich zur Armee.
Ist Ihnen je der Gedanke gekommen, sich für die andere Seite zu entscheiden, für die Guerilla?
Was bot schon die Guerilla? Ein hartes Leben in den Bergen, mangelhafte Bewaffnung, nicht einmal Unterwäsche, und die Aussicht auf einen schnellen Tod. Das war für mich keine Alternative.
Als Sie aus Panama zurückkamen, wurden Sie Ausbilder an der EEBI?
Ja. Ich wurde zum Unteroffizier befördert und Ausbilder. Die EEBI war dreigeteilt, Militärische Ausbildung, Kampfbataillon und die Schule selbst. Ich war in der »Militärischen Ausbildung«.
Wieviel haben Sie verdient?
2000 Cordobas. Ich brauchte nicht mehr, ich war ohnehin mit der EEBI verheiratet.
Waren Sie ein harter Ausbilder?
Ich war ein verdammt harter Ausbilder. Das muß so sein. Ich habe die Leute geschliffen, das ist schon richtig. Ich wurde auch hart angefaßt von meinen Ausbildern. Ein Mensch ist wie ein Teig. Sie müssen ihn kneten, damit er eine Form bekommt.
Wie geht das im Detail vor sich?

Ein Beispiel: Damit einer gehorchen lernt, bringen Sie ihn dazu, demütigende Dinge zu tun. Sich hinzustellen zum Beispiel und auf Befehl wie ein Schaf zu blöken. Sie befehlen ihm, sinnlose Dinge zu tun. Jedes Zögern, jede Frage wird bestraft.

Worin bestehen die Strafen?

Daß ihm die ganze Truppe in den Arsch tritt zum Beispiel, oder fünfhundert Liegestützen. Solche Dinge eben. Bis er begriffen hat, daß er keine Fragen zu stellen hat, daß er zu tun hat, was man ihm sagt. Dann kann es weitergehen.

Wie geht es dann weiter?

Dann muß er lernen, automatisch zu reagieren, auf ein bestimmtes Schlüsselwort hin. Es geht darum, einen Reflex zu erzeugen. Zum Beispiel bei der Fallschirmspringerausbildung: zunächst läßt man die Leute, sagen wir, von fünf Metern in die Tiefe springen, von einer Plattform aus. Hundertmal, zweihundertmal, dreihundertmal. Auf ein bestimmtes Kommando hin. Schmetterling, zum Beispiel. Am Schluß springen die wie die Traumwandler. Ich sage »Schmetterling«, und sie springen. Wenn sie dann mit dem Fallschirm abspringen, macht das für sie gar keinen Unterschied mehr.

Gilt dieses Prinzip des Reflexes auch für das Töten?

Zum Teil ja, aber es kommt noch eine Komponente hinzu, die der Angst und ihrer Überwindung. Das gilt auf der personellen Ebene und auch auf der Ebene der Institution. Eine Armee funktioniert am besten, wenn sie sich ernsthaft bedroht sieht. Der Soldat verteidigt sein Leben. Das macht er nicht, indem er fortläuft – das haben wir ihm im Training ausgetrieben –, sondern indem er schneller ist als der Feind.

Wie war das System von Strafe und Belohnung in der EEBI?

Die Strafen bestanden in körperlichen Übungen, Ausgangsentzug und manchmal auch in Arrest. Die Stehzelle zum Beispiel. Nackt in einer Zelle, zwanzig, dreißig, vierzig Stunden stehen. Hinsetzen ist verboten. Und die Belohnungen? Naja. Da hat einer schon einmal 300 Cordobas bekommen oder mehr Ausgang oder eine Medaille. Mich hat einmal der Oberstleutnant Portocarrero, der Sohn vom Somoza, der Kommandant der EEBI, gefragt, was ich mir wünsche. Eine Pistole, Herr Kommandant, habe ich gesagt. Er hat mir tatsächlich eine Pistole geschenkt.

Warum kamen so junge Leute – 12, 13, 14 Jahre alt – zur EEBI ?

Ältere hätten das Training nicht ausgehalten, körperlich und seelisch. Um vier Uhr aufstehen, zwei Stunden Liegestütz, Turnen, Frühstück drei Minuten, zwei Stunden theoretischer Unterricht, vier Stunden Nahkampf, eine Stunde Pause, fünf Minuten Essen, drei Stunden theoretischer Unterricht, vier Stunden Guerilla-Taktik im Terrain, zwei Stunden Laufen etc. etc.

Was meinen Sie mit: »seelisch«, hätten Ältere das Training nicht ausgehalten?
Naja, mit Erwachsenen kann man schwer so umspringen wie mit unfertigem Material. Einem Mann kannst du nicht mehr sagen, knie dich hin und leck mir die Stiefel sauber.
Wie hoch war die Versagerquote in der EEBI?
Etwa zwei Drittel der Aufgenommenen haben die Ausbildung nicht beendet. Sie wurden eliminiert. Die EEBI war eine harte Schule. Sie hat aus Kindern Männer gemacht.
Was zeichnet »Männer« aus?
Schauen Sie mich an. Ich bin klein und mager. Bevor ich zur Nationalgarde ging, hatte ich vor allem und jedem Angst. Ich war schwach, die andern waren stark. Heute nehme ich es mit jedem auf. Ich bin schnell, trainiert, ausdauernd, diszipliniert und kenne jeden Trick. Und ich habe keine Angst, das ist das Wichtigste. Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin, überlegen. Das nenne ich einen Mann.
Wie erklären Sie sich die Niederlage der Nationalgarde?
Militärisch hatten wir einiges los, nicht wahr? Aber politisch und intellektuell waren wir nicht besonders versiert. Was weiß ich schon von Politik, von Kommunismus, Sozialismus, Kapitalismus und all dem Zeug.
In der Kanalzone wird doch auch politischer Unterricht erteilt!
Ziemlich ungenau. Ich kann mich kaum erinnern. Naja, sie haben uns erklärt, wie es in Cuba ist, daß dort alle wie die Bettler herumlaufen, daß die Religion verboten ist und so weiter. Während in den USA jeder tun und lassen kann, was er will – wenn er Millionär werden will, bitte schön, will er nicht, auch recht.
Wußten Sie über die Ziele der Guerilla Bescheid?
Die haben für irgendwelche Freiheiten gekämpft. Ganz habe ich das nie verstanden. Es war auch keine Zeit dazu. Es war Krieg. Ein Soldat fragt auch nicht nach den Motiven seiner Feinde, das verwirrt. Im Krieg kann man sich das nicht leisten, da geht es nur darum, wer schneller ist – ich oder der Feind.
Wofür haben Sie gekämpft?
Was heißt wofür?
Was haben Sie verteidigt?
Die bestehende Ordnung.
Haben Sie sich je gefragt, ob die bestehende Ordnung eine gute Ordnung ist?
Ich bin Soldat. Ich kämpfe für das, was ist. Ich tue das, was mein Vorgesetzter sagt, daß ich tun soll.
Waren Sie auf Patrouille?
Manchmal.

Was ist auf diesen Patrouillen geschehen?
Das, was eben auf solchen Patrouillen geschieht.
Was ist das genau?
Feindberührung. Durchkämmen des Terrains. Säuberung.
Säuberung?
Von sympathisierenden Elementen.
Wie wissen Sie, was ein »sympathisierendes Element« ist?
Das ist nicht so schwer herauszufinden. Das können Sie in jedem Handbuch nachlesen. Ich möchte nicht darüber reden.
Haben Sie Verhöre geführt?
Damit habe ich nichts zu tun.
Wie hoch ist Ihre Strafe?
66 Jahre, auf 30 herabgesetzt.
Wessen wurden Sie beschuldigt?
Des vielfachen Mordes, der Zugehörigkeit zu einer verbrecherischen Organisation und so weiter.
Was sagen Sie dazu?
Es gibt keine Beweise gegen mich.
Wann wurden Sie gefangengenommen?
Am 19. Juni, am Tag des Triumphes der Sandinisten. Ich habe gedacht, jetzt bringen sie dich um, dich und deine Familie.
Niemand wurde hingerichtet.
Ich bin froh darüber, aber ich verstehe es nicht.
Was verstehen Sie nicht?
Wenn das alles wahr wäre, was die Sandinisten uns vorwerfen, dann hätten sie uns alle an die Wand stellen müssen. Warum sich mit Tausenden von Todfeinden belasten? Ich finde, die Sandinisten haben nichts begriffen.
Plädieren Sie für Ihr Todesurteil?
Nein, aber in einem Krieg ist ein toter Feind besser als ein gefangener, nicht wahr?
Die Sandinisten haben anscheinend eine andere Auffassung, eine humanere.
Es sind eben Zivilisten.

R. R., Oberst, 51 Jahre alt, seit 30. Juni 1979 in Haft, zu 57 Jahren Gefängnis verurteilt; die Strafe wurde auf 30 Jahre herabgesetzt.

Wann gingen Sie zur Nationalgarde?
Ich trat mit 15 Jahren in die Militärakademie ein.
Warum sind Sie Militär geworden?
Aus zwei Gründen. Zum ersten: mein Großvater hat mir auf dem Totenbett

das Versprechen abgenommen, den Uniformrock zu tragen, und zum zweiten: mir gefiel alles Militärische, die Uniformen, das Defilieren, die Disziplin . . .

Worin besteht diese Faszination des Militärs?

Ein junger Mensch hat das Bedürfnis, zu einer Gruppe zu gehören. Er sucht seine Identität. Die militärische Institution gewährt diese Identität, eine Kollektividentität. Männer sind gern unter sich, nicht wahr?

Wie vollzog sich die Beförderung in der Nationalgarde?

Naja, unterschiedlich.

Können Sie das im Detail beschreiben?

Neben professionellen Qualitäten spielten auch andere Dinge eine Rolle – gute Beziehungen zu »Ihm« zum Beispiel. Ich möchte nicht darüber sprechen.

Wie sind Sie Oberst geworden?

Ich war 18 Jahre lang Leutnant, dann wurde ich Hauptmann, zwei Jahre später wurde ich zum Major befördert, nach weiteren drei Jahren zum Oberstleutnant und kurz darauf zum Oberst.

Worauf ist diese rasche Karriere nach einer achtzehnjährigen Durststrecke zurückzuführen?

Ich glaube nicht, daß ich darauf zu antworten brauche.

Hat Ihre Karriere mit der Intensivierung der Counter-Insurgency zu tun?

Krieg ist immer gut für Beförderungen. Ich möchte nicht darüber sprechen.

Sie waren seit 1977 Kommandant der Zone Nord, welches waren Ihre Erfahrungen?

Ich bin niemals Kommandant der Zone Nord gewesen, ich war der Assistent des Zonenkommandanten.

Ein Oberst, Herr Oberst, ist niemals Assistent.

Ich habe immer nur meine Pflicht getan.

Worin bestand diese Pflicht?

Das können Sie in der Verfassung nachlesen.

Könnten Sie es nicht doch definieren?

Die Nationalgarde war für Ordnung und Sicherheit verantwortlich.

Haben Sie es jemals bereut, zur Armee gegangen zu sein?

Nein, niemals.

Sie wurden des vielfachen Mordes angeklagt und für schuldig befunden. Was sagen Sie dazu?

Ich bin unschuldig. Ich habe nur meine Pflicht getan. Ich war ein Angehöriger der Armee Nicaraguas, einer legalen Institution.

Kann eine legale Institution keine illegalen, verbrecherischen Handlungen begehen? Herr Oberst, in der Zone Nord wurden 5000 Bauern ermordet.

Im Krieg gibt es den Tatbestand Mord nicht. Krieg ist Krieg.
Gibt es auch den Tatbestand Folter nicht?
Mit Folter habe ich nichts zu tun. Da müssen Sie die Leute vom Sicherheitsbüro fragen.
Herr Oberst, bevor die Bauern ermordet wurden, wurden sie gefoltert. Das Beweismaterial ist erdrückend.
Folter ist ein Mittel zur Informationsbeschaffung. Die Armee hatte nicht die Funktion, Informationen zu beschaffen, das oblag dem Sicherheitsbüro. Die Armee hat nicht gefoltert.
Wie erklären Sie sich dann die Zeugenaussagen?
Ich bin dafür nicht zuständig.
Die vielen Toten dieses Krieges sind für Sie kein Problem?
Problem? Was für ein Problem?
Im Vergleich mit anderen Streitkräften würden Sie sagen, daß die Nationalgarde eine professionelle Armee war?
Sicherlich, obwohl die Vermengung der militärischen und polizeilichen Funktionen einen gewissen Nachteil bedeutete. Zu viel Konfusion. Zu viel Umgang mit Zivilisten. Zu viel Beschäftigung mit nicht-militärischen Aufgaben. Militärs sollten sich davon fernhalten, rein bleiben.
Rein?
Ja, rein. Rein von Politik. Meinem Verständnis nach sind Militärs eine Kaste. Zuviel Einmengung in Politik, Wirtschaft, Verwaltung etc. korrumpiert.
Wieviel haben Sie verdient?
Nur mein Gehalt. 5000 Cordobas. Wenn ich eine Stereoanlage kaufen wollte, so habe ich das auf Kredit getan. Ich bin in der Garde nicht reich geworden. Zum Unterschied von anderen, wie ich leider sagen muß. Ich habe das immer kritisiert, und meine Kritik hat mir bei Gott keine Freunde eingetragen.
Ihre zwei Kaffeeplantagen haben Sie geerbt?
Woher wissen Sie von den Plantagen?
Es steht in Ihrer Prozeßakte.
Die Plantagen gehören meiner Frau.
Aber erst seit 1976. Hat Ihre Frau die Plantagen gekauft?
Das geht Sie nichts an.
Herr Oberst, warum hat die Nationalgarde, speziell die Eebi, *extrem junge Menschen rekrutiert?*
In unseren Ländern werden die Kinder schnell erwachsen. Außerdem ist es leichter, Fast-noch-Kinder zu formen. Sie sind »masa pura«. Sie sind noch nicht festgefügt, noch nicht fertig, noch nicht von der Zivilgesellschaft angekränkelt.
Angekränkelt?

Die Zivilgesellschaft ist chaotisch, ohne Ordnung, ohne Verantwortung und Pflichtgefühl, ohne Werte. Keine Zucht, kein Halt.
Nach welchen Kriterien wurden die Bewerber ausgewählt?
Nach physischen und psychischen Kriterien. Sie mußten gesund und stark sein und eben gewisse charakterliche Züge aufweisen.
Welche charakterlichen Züge?
Die Armee kann nur Leute brauchen, die etwas taugen. Das heißt keine Nörgler, keine Störenfriede, keine Individualisten, keine Kritiker. Formbares Material eben.
Kritik ist nicht erwünscht?
Nein. In der Armee gibt es nur Befehlen und Gehorchen.
War Ihnen das nie ein Problem?
Ich bin ein disziplinierter Mensch. Ich bin Katholik. Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich spiele nicht. Was für ein Problem sollte ich haben, meine Pflicht zu erfüllen? So kann nur ein Zivilist fragen.
Entschuldigen Sie. Noch eine Frage. Sind Sie der Meinung, daß die Nationalgarde militärisch besiegt wurde?
Nein, wir wurden militärisch nicht besiegt. Politisch schon. Wir sind ein Opfer der internationalen Politik.
Beziehen Sie sich auf den Vertrauensentzug seitens der USA?
Ja.
Mit der Guerilla und mit dem Aufstand wäre die Nationalgarde fertig geworden?
Das ist doch keine Frage, ich bitte Sie.
Was haben Sie empfunden, als Sie hörten, daß General Somoza das Land verlassen hatte?
Es war für mich unverständlich. Ich nenne die Handlungsweise Seiner Exzellenz Fahnenflucht.
Warum sind Sie nicht geflohen?
Ich hatte mir nichts zuschulden kommen lassen.
Ihre Akte bei der ONS (Geheimpolizei) *und die Prozeßakte selbst sprechen eine andere Sprache.*
Die Leute reden viel, und meistens dummes Zeug.
Und die Akte des Sicherheitsbüros Somozas?
Was weiß ich, was diese Herren alles hineingeschrieben haben. Als Militär hatte ich mit diesen Leuten nichts zu tun.
Und wenn Sie in sich selbst hineinhören?
Ich habe ein reines Gewissen. Als Mann und Soldat habe ich meine Pflicht erfüllt. Im Gebet hat Jesus Christus zu mir gesprochen. Er sagte: »Dir ist vergeben.« Das genügt mir.

Kurt R. Eissler
Die Seele des Rekruten
Zur Psychopathologie der US-Armee

1. Feindseligkeit der militärischen Umwelt

Ein hervorstechendes Merkmal der militärischen Umwelt, vor allem in den Ausbildungslagern, ist die massive, unnachgiebige, Angst machende Feindseligkeit, der die Rekruten – und die Soldaten allgemein – fortwährend ausgesetzt sind. Dieser Umwelt geht jeder freundliche Zug ab, jedes Zeichen oder jeder Ausdruck von Zuneigung oder Wohlwollen. Wohin er sich auch wendet, überall muß der Rekrut darauf gefaßt sein, beiseite geschoben zu werden. Niemand scheint Zeit für ihn zu haben. Jede Frage, die er stellt, jede Bitte oder Klage, die er vorzubringen hat, wird mit routinierter Entschlossenheit als unnötige Störung abgetan. Obgleich ihm seine Ankunft im Lager aufgezwungen wurde und obgleich seine Anwesenheit auf einen Befehl zurückgeht, scheint sich jeder, außer seinen Mitsoldaten, über sein Vorhandensein zu ärgern. Wohin er auch geht, überall verursacht er Mehrarbeit für andere, und diese zögern nicht, ihn spüren zu lassen, daß seine Abwesenheit ihren Arbeitsanfall verringern würde. Obgleich also seine Anwesenheit unerläßlich ist, betrachtet man ihn doch bloß als unvermeidliches Übel. Bei seiner Ankunft und dann alle sechs Monate von neuem wird ihm erklärt, mit welchen Strafen er rechnen müsse, wenn er sich einen Verstoß gegen eine lange Reihe von Vorschriften zuschulden kommen lasse. Noch bevor er die Chance hat, irgend etwas zu tun oder zu sagen, geht offenbar schon jemand davon aus, daß er sich wie ein Krimineller aufführen werde. Von Zeit zu Zeit werden ihm Verstöße und Bestrafungen anderer Soldaten zur Kenntnis gebracht. Daraus erwächst bei ihm die Vorstellung, jemand sei überzeugt, er werde sich jederzeit pflichtvergessen verhalten und müsse daher ständig gewarnt werden.

Alle Befehle, die er erhält, werden mit barscher Stimme gegeben. Keiner seiner Vorgesetzten spricht mit ihm in einem Tonfall, wie er ihn gewöhnt ist. Alle schreien und schnauzen ihn an. Fortwährend heißt es, er sei zu langsam, er solle sich gefälligst beeilen. Aber solche Beeilung mündet regelmäßig in Situationen, in denen er stundenlang herumstehen und ohne zu wissen, worum es geht, auf irgend etwas warten muß. Daraus gewinnt er den Eindruck, die Schnelligkeit sei nicht wirklich notwendig, sie werde nur verlangt, um ihn zu ärgern. Wenn er einen Fehler gemacht hat, wird er vor der ganzen Gruppe gedemütigt und der Lächerlichkeit preisgegeben. Wenn

er in einem Punkt versagt, heißt es, er tauge zu gar nichts; niemand scheint sich darum zu kümmern, daß er in anderen Dingen Erfolg hat; ein Fehler genügt, damit die Vorgesetzten ihn für vollständig unbrauchbar erklären. Er wird gezwungen, sich auf gefährliche Aktivitäten einzulassen, ohne darauf vorbereitet zu sein, aber niemanden kümmert, ob er sich dabei einer Gefahr aussetzt oder nicht. Wenn er sich in ärztliche Behandlung begibt, heißt es oft genug, er täusche seine Krankheit nur vor, um sich vor dem Dienst zu drücken. Ohne daß er erfährt, wozu, werden ihm Injektionen verabreicht, die in ihm Gefühle von Unwohlsein und Übelkeit erzeugen, und dennoch wird auch in dieser Situation von ihm erwartet, daß er sich unentwegt schweren physischen Strapazen unterzieht. Zudem findet er keine Unterstützung bei denen, die ebensosehr zu leiden scheinen wie er selbst. Sie lassen keine Gelegenheit aus, sich über ihn lustig zu machen oder sich auf seine Kosten schadlos zu halten. Auch wenn er sehr genau achtgibt, werden ihm Sachen gestohlen. Obgleich er das Opfer eines Rechtsbruchs ist, ist er es, der zur Rechenschaft gezogen wird, wenn der Diebstahl Dinge betrifft, die ihm die Armee zur Verfügung gestellt hat. Wenn ihm seine Angehörigen mitteilen, sie hätten nicht die Entschädigung für seine Abwesenheit erhalten, auf die sie von Rechts wegen Anspruch haben, dann rät man ihm, er möge sich gedulden, der Fehler müsse an irgendeinem weit entfernten Ort gemacht worden sein. Aber wie er für den Unterhalt der Personen, für die er Verantwortung hat, sorgen soll, darum kümmert sich hier kaum jemand. So muß der Soldat aus einer Vielfalt von Situationen – bewußt und unbewußt – zu der Vorstellung gelangen, ihm würden absichtlich und böswillig Schmerz, Unlust und Unannehmlichkeiten aufgebürdet, ohne Rücksicht auf die Grenzen seiner Belastbarkeit oder auf die minimalen Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, damit er überhaupt funktionieren kann. Und all dies geschieht nicht in einer Notsituation, wie etwa in einem Gefechtseinsatz, wo unter Umständen um des bloßen Überlebens willen höchste Anstrengungen erforderlich sind, sondern in der unmittelbaren Nachbarschaft einer friedlichen Zivilistenwelt.

So nimmt der Rekrut die militärische Umwelt anfänglich wahr. Die meisten Merkmale dieser Welt verändern sich im Laufe der Zeit nicht. Dabei muß man betonen, daß die Eindrücke des Soldaten nicht völlig subjektiv und übertrieben sind. Objektiv gesehen, zeichnen sich die Vorgesetzten durch äußerste Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit aus. Sie nehmen die Haltung von Lehrern ein, die ihren Beruf nicht mögen und denen es deshalb am liebsten wäre, wenn die Klassenzimmer leer wären. Die meisten von ihnen vergessen, daß die Ausbildungszentren gerade für jene Soldaten da sind, die sie als unnötigen Ballast oder als bloßen Hintergrund für die Bestätigung ihrer Machtvollkommenheit behandeln.

Wo immer ein Soldat als Individuum in Erscheinung tritt, wird er, von

wenigen Ausnahmen abgesehen, als Last empfunden und zurückgewiesen – nicht unbedingt mit direkten Worten, sondern oft genug durch die innere Haltung dessen, der auf ihn aufmerksam geworden ist. Eine solche Zurückweisung teilt sich dem Soldaten im geheimnisvoll undefinierbaren Medium emotionaler Kommunikation mit, während die offene Zurückweisung in der Art, wie man über ihn spricht, deutlich wird. Ausdrücke wie »Kerl« und »Bursche« sind die gebräuchlichen Etiketten.

2. Angst vor der Metamorphose

Nicht nur, daß der Soldat Verhältnissen ausgesetzt ist, die ihn seiner Rechte als Individuum und eines Mindestmaßes an Höflichkeit und Achtung berauben – er gewinnt auch den Eindruck, daß die, von denen er abhängig ist, entschlossen darauf hinarbeiten, seine »Seele« umzuwandeln. Seinen Körper haben sie ganz unter ihre Gewalt gebracht. Er muß sich bewegen, wie sie es wollen, muß sich chirurgischen Operationen unterziehen und hat jede Privatheit verloren, womit auch die Bloßstellung seines Körpers und dessen physiologischer Funktionen verbunden ist. So schockierend dieser Verlust der Gewalt über den eigenen Körper ist, er ist doch nicht zu vergleichen mit dem Grauen angesichts der Möglichkeit, daß ihm seine »Seele« geraubt wird. Ich verwende das Wort »Seele« mit Vorbedacht, nicht im Hinblick auf irgendeine wissenschaftliche Theorie, sondern weil es der subjektiven Erfahrung des Soldaten entspricht. Die Vorstellung einer Seele ist in der abendländischen Weltsicht tief verankert. In bestimmten Zusammenhängen, vor allem im Vorstellungsbereich von Leben und Tod, tritt die Idee der Seele zutage und gelangt zu deutlichem Bewußtsein. Es gab eine ganze Reihe tragischer Situationen, in denen sich der abendländische Mensch gezwungen sah, um seine Seele zu kämpfen. Diese Notwendigkeit ergab sich im Mittelalter aus seinem Umgang mit dem Teufel, wenn sich der Mensch um höchster Wollust und Macht willen versucht fühlte, seine Aussichten auf die himmlische Glückseligkeit zu vernachlässigen. In einer solchen Krise kam ihm ein unversöhnlicher Bruch zwischen Körper und Seele schmerzlich zu Bewußtsein; die relative Harmonie zwischen Körper und Geist, Voraussetzung für sein Wohlergehen, geriet in tragische Verwirrung. Zu einer ähnlichen, wenn nicht sogar identischen Krise kommt es früher oder später auch im Leben des Soldaten. Solange er das Gefühl hat, die Eingriffe der Armee in seine Existenz beschränkten sich auf die körperliche Dimension, kann er darauf mit allen möglichen Formen von Angst und Abwehr reagieren; sobald er jedoch den Eindruck gewinnt, er solle gleichsam seine Seele an den Teufel verkaufen, nimmt die Psychopathologie eine Wendung zum Schlimmeren. Nicht, daß sie notwendigerweise die Aufmerk-

samkeit des Arztes erregt, häufig bleibt die zugehörige Symptomatik durchaus unauffällig.

Der Kampf um die Seele und sein Ausgang zeigen sich beim Soldaten in einer ganzen Reihe verschiedener Empfindungen. So hat er das Gefühl, seine Identität zu verlieren, oder sich in ein Tier zu verwandeln, oder nicht mehr er selbst zu sein, oder überhaupt jeglicher Gefühlsregung beraubt zu sein. Stets geht es dabei um den Kern des Selbst, gerade um jene Konfiguration, die die Hauptstütze menschlicher Existenz bildet, den Punkt, an dem sich alle Koordinaten von Sinnbezug schneiden. Dabei kann der Verlust der Seele im Erleben zuweilen tragischer erscheinen als die eigentliche Vernichtung. Das Opfer kommt sich dann so vor, als wohne es seiner eigenen Exekution bei, ohne jedoch den Zustand des Todes zu erreichen. Im Kampf des mittelalterlichen Menschen um seine Seele stand dem künftigen Verlust der Seele immerhin die Aussicht auf unmittelbare Wollust gegenüber. Die Armeesituation dagegen bietet keine Verlockung dieser Art. Der ganze Handel wird über den Kopf des Betroffenen hinweg abgeschlossen; er wird gleichsam an eine fremde Macht verkauft, die mit ihm ganz nach Belieben verfahren kann. Das Gefühl des Ich- oder Selbstverlusts entsteht nach und nach dadurch, daß der Soldat einer unablässigen Reihe unvorhersehbarer Eingriffe ausgesetzt ist, die ihm als eine Abfolge von Willkürhandlungen erscheinen. Würde sich der Dienst auf einen bestimmten Zeitraum des Tages beschränken, so hätte der Soldat vielleicht die Möglichkeit, sein Erleben zu externalisieren und zu objektivieren. Dann hätte er, nachdem er seinen Pflichten nachgekommen ist, Gelegenheit, durch Schaffung einer Distanz zwischen sich und seinem Soldatendasein zu sich selbst zurückzufinden. In Wirklichkeit aber wird er von diesem Dasein fortwährend vereinnahmt und verschlungen. Tatsächlich gibt es, von kurzen Urlauben abgesehen, für den Rekruten (und für eine große Zahl von Soldaten auch nach der Ausbildungszeit) keine festen Ruhepausen. Sofern sie sich auf dem Armeegelände aufhalten und auch, wenngleich in geringerem Maße, wenn sie sich in der Welt der Zivilisten bewegen, besteht immer die Möglichkeit, daß ihnen irgendwelche Befehle erteilt werden. Auch in seiner sogenannten Freizeit kann der Soldat daher nie voraussehen, was der nächste Augenblick bringen wird, ob es ihm gestattet sein wird, das, was er gerade tut, auch zu Ende zu führen. Jederzeit kann ein Offizier die Kaserne betreten, und der Soldat ist gezwungen, seine jeweilige Beschäftigung zu unterbrechen und eine stramme Habtachtstellung einzunehmen, oder er muß auf den Kasernenhof hinausstürmen, um sich dort irgendeine belanglose Erklärung anzuhören. Selbst sonntags kann ihm jede beliebige Routinearbeit befohlen werden. Solche Aufgaben werden willkürlich oft denen zugewiesen, die zufällig gerade im Aufenthaltsraum sind, wenn der Sergeant eintritt. Daraus erwächst eine Situation, die von fortgesetztem Zwang und dauernder

Unfreiheit geprägt ist. Es wird dem Soldaten gleichsam eingehämmert, daß Armee und willkürliche Zumutung ein und dasselbe sind.
Überdies wird der Soldat hauptsächlich mit repetitiven Aufgaben beschäftigt. Er hat nicht das Gefühl, ausgebildet zu werden, also bestimmte Handlungen zum Zweck ihrer immer besseren Beherrschung zu wiederholen. Alle Wiederholung erscheint ihm vielmehr leer und zwecklos. Seltsamerweise werden bestimmte Fertigkeiten, etwa nächtliche Erkundungsgänge oder Straßenkampf, nur einmal geprobt, nicht aber durch wiederholte Übungen routinisiert, obwohl diese Dinge das Interesse des Soldaten wekken, obwohl sie schwer auszuführen sind, obwohl zu ihrer Beherrschung wiederholte Übung erforderlich ist und obwohl sie im Gefecht von entscheidender Bedeutung sind. Statt dessen werden Tätigkeiten, die nach Meinung des Soldaten belanglos und monoton sind, wie etwa exerzieren, das Gewehr auseinandernehmen und reinigen, das Marschgepäck schnüren, endlos wiederholt. Die Armeeausbildung und das Armeeleben allgemein bilden eine zeitenthobene Abfolge von Wiederholungen. Dies ist ein wichtiger Faktor bei der mehr oder weniger rasch voranschreitenden Zermürbung des Identitätsgefühls beim Soldaten. Wiederholung, sofern sie durch Rhythmus gegliedert ist, kann auch für den Erwachsenen, der über die Vorliebe des Kindes für die bloße Wiederholung hinaus ist, eine Quelle der Lust darstellen. Aber solche rhythmische Wiederholung ist für den Erwachsenen nur lustvoll, wenn sie sich auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt. Das Moment der Wiederholung in der Armee weitet sich hingegen auf das gesamte militärische Dasein aus. Es umfaßt zwei Formen von Wiederholung. Die meisten Handlungen des Soldaten nehmen schon allein deshalb Wiederholungscharakter an, weil sie stets im Bezugsrahmen von Befehl und Zwang stehen. Zudem sind die meisten seiner Handlungen auch objektiv Wiederholungen früherer Handlungen. Zum zweiten wird alles, was der Soldat tut, gleichzeitig von einer Reihe anderer Soldaten ebenfalls getan. Er sieht sich einer unbestimmten Anzahl von Spiegelbildern gegenüber, die dieselben Bewegungen wie er selbst ausführen. Auch dies ist ein wichtiger Faktor, der zum Verlust des Identitätsgefühls beiträgt. Und es geht dabei eben nicht um eine gegliederte, sondern um eine monoton unrhythmische Wiederholung.
Diese Monotonie und das Gefühl der Selbstauflösung stehen in einem Zusammenhang mit dem fortschreitenden Verlust des Zeitgefühls, einem äußerst wichtigen Faktor für den Rückgang der Belastbarkeit des Soldaten. Aufgrund verschiedener Faktoren füllen Gegenwartsgehalte die Aufmerksamkeit des Soldaten immer stärker aus. Infolgedessen treten die Kategorien Vergangenheit und Zukunft in den Hintergrund oder lösen sich zeitweilig sogar völlig auf. Die Gegenwart, die seine Physis derart belastet und mit solcher Gewalt auf ihn eindringt, daß es unmöglich wird, irgendwelchen

Phantasien nachzuhängen, nimmt seine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag. Die Zukunft mit ihrer Aussicht auf einen möglichen Tod im Feld bietet ebenfalls keinen Anhaltspunkt für Hoffnungsgefühle. Die Gegenwart ist schon von quälendem Schmerz geprägt, aber der Gedanke an die Zeit, die dieser Gegenwart folgen wird, ist noch sehr viel unerfreulicher. Der Rekrut verliert jedoch auch den Kontakt zu seiner Vergangenheit. Es fällt ihm schwer, sein gegenwärtiges Erleben in seine Vergangenheit zu integrieren. Der Unterschied zwischen beiden ist zu groß. Die Gegenwart ist etwas ihm Fremdes. Zwischen ihr und der Vergangenheit gibt es keine Verbindungen; er vermag in seiner Vergangenheit keine Vorbilder oder Modelle für das, was ihm jetzt widerfährt, zu entdecken. Zudem kann die Erinnerung an die Vergangenheit seine gegenwärtigen Qualen und seine Erniedrigung nur verstärken; vielfach will er an die Vergangenheit gar nicht denken; es ist zu gefährlich, weil dadurch seine Unterwerfung unter die unbesiegbare Macht, die in der Gegenwart Gewalt über ihn hat, gestört würde. Der Identitätsverlust geht also zum Teil auf seine neue Umwelt zurück, die darauf angelegt ist, ihn zu einem vollkommenen Mittel zu machen, und zum Teil ist er als Abwehr gegen die im Soldaten stets gegenwärtige Auflehnung und Aggression erwünscht und gewollt, obwohl er gleichzeitig auch als Gefahr zurückgewiesen wird. Dieser Identitätsverlust verbindet sich mit der Angst, zu einer Maschine oder einem Tier zu werden.

3. Der Scheincharakter der militärischen Realität

Ein wichtiger, vielleicht überraschender Zug der Armeewirklichkeit ist ihr Scheincharakter. Angesichts ihrer massiven Einwirkung auf die Armeeangehörigen und der daraus resultierenden Drohung, den Zusammenhalt des einzelnen Ichs zu zerstören, sollte man eher erwarten, diese Realität werde als super-real erlebt; man könnte zu Recht sagen, daß sich etwas, das ein so hohes Maß an Unlust und Aversion hervorruft wie die Armee, zwingend spürbar machen muß, sonst wäre ihre Wirkung auf das Individuum nicht verständlich. Tatsächlich läßt es jener Bereich der Armee, mit dem der Rekrut in Berührung kommt, an Nachdruck nicht fehlen. Die Befehle werden geschrien, das Gebrüll ist laut, die Verbote sind eindeutig, die Erschöpfung ist real, die Mühsal groß. Und doch hat die Armeewirklichkeit etwas wesentlich Künstliches, und nicht bloß für den Rekruten. Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Artifizielle jemals, selbst in der Gefechtssituation, vollkommen verschwindet. Es fällt schwer, die eigenartige Unwirklichkeit, das Theaterhafte dieser Situation zu schildern, das an gewisse Träume erinnert. Daran sind verschiedene Faktoren beteiligt, von denen ich hier einen eingehender behandeln möchte. Ich weiß nicht, ob sich der Schein-

charakter der Militärrealität auch ohne diesen Faktor, dem ich eine spezifische Wirkung zuschreiben möchte, entwickeln könnte.
Soweit der Soldat seinen Dienst tut, läuft alles, was er zu tun beabsichtigt, direkt oder indirekt stets auf die Erfüllung von Armeevorschriften und nie auf die Ausübung einer realistischen Tätigkeit hinaus. Wie ein Nebel, der zeitweilig die Aussicht auf eine Landschaft trübt, schieben sich die Armeevorschriften zwischen den Soldaten und sein Tun. Dem Neuling mag es so vorkommen, als seien diese Armeevorschriften einfach etwas Lästiges, das man hinnehmen muß wie den Ruß in einer Industriestadt. Aber bald schon stellt sich heraus, daß die Armeevorschriften das letzte und alles überragende Ziel allen Tuns bilden. Wenn ein Soldat sein Gewehr auseinandernimmt, befaßt er sich nicht mit einem Objekt der Realität, er erfüllt vielmehr eine bestimmte Vorschrift. Hier stellt sich die Frage, ob und wie weit es dem Soldaten bewußt ist, daß er fortwährend mit der Befolgung von Vorschriften beschäftigt ist, oder ob bei ihm doch das Gefühl erhalten bleibt, in einer wirklichen Welt zu handeln. Diese Frage läßt sich kaum eindeutig beantworten. Denjenigen, die Befehlsfunktionen innehaben (auch auf niedriger Ebene), kommt diese Lage der Dinge immer wieder schmerzlich zu Bewußtsein. Und irgendwie muß wohl auch jeder gemeine Soldat etwas davon spüren, obgleich sich im Einzelfall das Medium, in dem sich dies mitteilt, nicht leicht bestimmen läßt. Effizienz zum Beispiel ist kein vorrangiges Ziel. Die Einhaltung einer bestimmten Vorgehensweise ist wichtiger als die tatsächliche Erreichung eines bestimmten Ziels. Die Einzelschritte, die zur endgültigen Bewältigung einer bestimmten Aufgabe führen, sind auf allen Stufen streng vorgeschrieben, und zwar unter der Annahme, daß solche Vorschriften den denkbar umfangreichsten und hochwertigsten Output gewährleisten. Diese Annahme übersieht offenbar die Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen. Sie fußt häufig nicht auf Erfahrung und verlagert Augenmerk und Schwergewicht vom Was auf das Wie.
Armeevorschriften sind eine eigenartige Institution. Theoretisch betrachtet sind sie das Ergebnis äußersten Scharfsinns, sind unbestreitbar und unwiderruflich. Sie scheinen narrensicher und sind durch keine theoretische Überlegung zu erschüttern. Einwände können einzig aus der empirischen Beobachtung ihrer Wirkung auf die Realität erwachsen. Dann zeigt sich allerdings, daß sie durchaus nicht reibungslos funktionieren. Sie machen wirkliches Tun sogar unmöglich und reduzieren alles Handeln in der Armee auf eine Art von Spiel, allerdings ein unangenehmes. Dieser Gesichtspunkt bedarf der Erläuterung.
Soweit man sie unter dem Aspekt subjektiver Realität betrachtet, kann man eine Vielzahl von Regelsystemen als ebenbürtig ansehen. Die einzige Anforderung, der ein solches Regelsystem genügen muß, besteht darin, daß es in zweifacher Hinsicht zuverlässig ist. Es muß alle Möglichkeiten und

Zufälle, die sich aufgrund der in fortwährendem Wandel befindlichen Probleme ergeben, abdecken, und die Lösungen, die es nahelegt oder vorschreibt, müssen das jeweilige Problem so bewältigen, daß kein weiteres Handeln erforderlich ist. Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit der religiösen ebenso wie der wissenschaftlichen Regelsysteme, des Verhaltenskodex einer primitiven Gesellschaft oder der ausgefeilten Etikette am Hof Ludwigs XV. erweisen sich darin, daß sie dem Individuum Schutz und Hilfe bieten. Die Person, die über ein solches Regelsystem verfügt und es integriert hat, fühlt sich abgesichert und betrachtet ihr System als das einzig brauchbare und zufriedenstellende. Es mag unangebracht erscheinen, wenn eine wissenschaftliche und zumal eine psychologische Analyse solcher Regelsysteme die Künstlichkeit eines bestimmten Systems herausstreicht und ihm einen niedrigeren Rang einräumt, denn grundsätzlich sind ja alle Regelsysteme künstlich. Es wird sich jedoch zeigen, daß das Regelsystem der Armee, wie es sich in den Armeevorschriften niederschlägt, anders bewertet werden muß, denn die Aufgabe der Armee wird ja durchaus realistisch, zum Beispiel als Vernichtung des Feindes, definiert. Wenn sich nun zwischen dem Regelsystem, das das Handeln einer bestimmten Gruppe leitet, und dem erklärten Ziel dieser Gruppe eine Kluft auftut, dann vermag dieses Regelsystem seine primäre Funktion, die Gewährleistung von Sicherheit, möglicherweise nicht mehr zu erfüllen und führt statt dessen zu einer Intensivierung der Konflikte zwischen den Mitgliedern der Gruppe.

Die Armeevorschriften scheinen die beiden Hauptaufgaben eines Regelsystems zu erfüllen. Sie sind universal und beseitigen, wenn sie befolgt werden, die Notwendigkeit weiteren Handelns. Sie sind so universal, daß zum Beispiel in einem bestimmten Ausbildungskurs, der sich auf fast sämtliche Bereiche des Armeelebens erstreckte, nur ein einziger Punkt, nämlich die Frage, wie eine Latrinenabschirmung richtig gefaltet werden muß, in Erscheinung trat, der nicht von einer Vorschrift erfaßt war. Außerdem geben die Vorschriften allgemeine Lösungen an die Hand, die einem alle weiteren Probleme ersparen. Dazu ist es allerdings erforderlich, daß sich alle an der Situation Beteiligten an die vorgeschriebenen Regeln halten, was aber nicht immer der Fall ist. Die Kooperation der Gruppenmitglieder wird durch eine den Wortlaut der Vorschriften betreffende Problematik erheblich behindert. Diese lassen nämlich Spielraum für Interpretationen. Dieser Spielraum ist nicht beabsichtigt, er ergibt sich vielmehr aus dem Bestreben, mit den Vorschriften alle nur denkbaren Problemkombinationen abzudecken.

Nirgendwo läßt sich die Wirkung der Armeevorschriften auf die Wirklichkeit besser zeigen als an den Eigentumsverhältnissen. Rein theoretisch betrachtet, beweisen sie mit eindrucksvoller Schlüssigkeit, daß der Regierung nicht einmal eine Stecknadel unbemerkt entwendet werden kann. Um

so größer ist der Schock des Neuankömmlings, wenn er bemerkt, daß es innerhalb unserer Gesellschaft wahrscheinlich keinen Ort gibt, wo die Eigentumsverhältnisse so vollständig zusammenbrechen und sich auflösen wie in der Armee. Dies ist um so überraschender, als die Eigentumsverhältnisse und die zugehörigen Regelungen in der modernen Gesellschaft des Abendlandes eine wichtige Rolle spielen und in Erziehung und religiöser Unterweisung größte Anstrengungen unternommen werden, um jedem Gruppenmitglied den Respekt vor den strengen Besitzregeln einzupflanzen. Wenn dem gegenwärtigen System der Besitz- und Eigentumsverhältnisse eine Moral innewohnt, dann wird diese Moral fast allen diensttuenden Angehörigen der Streitkräfte in kürzester Zeit ausgetrieben. Die eigentumsbezogenen Vorschriften sind zwar logisch vollständig und umfassend, aber in der Realität bleiben sie völlig ineffektiv, und zwar ohne daß diese Ineffizienz deutlich zu Tage träte. Eine Überprüfung der Armee-Inventare wird wahrscheinlich immer ergeben, daß diese Dokumente ein makelloses Verzeichnis von Soll und Haben darstellen und daß kein Ding nicht an seinem Platze ist. Eine in sich vollkommen harmonische Symbolwelt überlagert hier eine ungeordnete, desorganisierte Realität. Die Inventare liefern keinen Hinweis auf das tatsächlich vorhandene Chaos in den Eigentumsverhältnissen.

Warum soll man nun angesichts des Regelsystems, das jede militärische Organisation bei jedem Schritt, den sie tut, beachten muß, von einer Scheinwirklichkeit sprechen? In jeder Gesellschaft geht der Mensch mit Objekten um, die von Institutionen geformt sind. Die Objekte lassen sich aus ihrer institutionellen Verstrickung nicht herauslösen. Und tatsächlich – würden alle Soldaten in einer militärischen Gesellschaft aufwachsen, so gäbe es vielleicht keinen Anlaß, von einer Scheinwirklichkeit zu sprechen. Aber normalerweise kommt der Soldat oder der Offizier in Kriegszeiten mit einer festen Vorstellung davon, was die Realität ist und was sie bedeutet, in die Armee. Unter diesen Umständen treibt das System der Armeevorschriften dann einen Keil zwischen den Soldaten und das, was er aufgrund von Gewohnheit und individueller Überzeugung für Realität hält. Aber auch abgesehen davon, daß jede plötzliche Konfrontation mit einem neuen Symbolsystem leicht den Eindruck von Künstlichkeit und Schein hervorruft, gibt es bestimmte objektive Merkmale, die diesen Eindruck auch dann noch bestätigen, wenn das neue System längst vertraut und gleichsam zu einer zweiten Natur geworden ist. So wird etwa das System der Vorschriften von höherer Stelle hin und wieder in entscheidenden Punkten verändert. Die Notwendigkeit für diese Veränderungen wird jedoch gegenüber denen, die die neuen Vorschriften auszuführen haben, nie erklärt oder begründet. Das erzeugt den Eindruck von Willkür. Zudem teilt die Instanz, die die neuen Vorschriften festsetzt, kaum je mit, welches Ziel sie damit verfolgt.

Das wäre leicht zu bewerkstelligen, indem sie Anwendungsbeispiele mitliefern und erläutern würde, warum die neuen Vorschriften den alten überlegen sind. Der Mangel an Konkretion bei den Vorschriften ist der Preis dafür, daß man versucht, sie universell anwendbar zu machen.

4. Identifizierungsstörung

Die Identifizierung als psychischer Mechanismus dient nicht nur auf einer frühen Entwicklungsstufe dem heranwachsenden Individuum bei der Anpassung an die Komplexität der äußeren und inneren Realität, auch im späteren Leben spielt sie eine äußerst wichtige, vielleicht unentbehrliche Rolle. Man könnte sagen, daß jeder realistische Umgang mit Objekten und jedes Denken, das über bloßes Phantasieren hinausgeht, eine Identifizierung der handelnden oder denkenden Person mit dem Gegenstand ihres Handelns oder Denkens erforderlich macht. Solche Identifizierungen bleiben häufig schwach und folgenlos, da sie sich in bezug auf das Objekt und Ziel der jeweiligen Gedanken und Handlungen andauernd wandeln. Und doch scheint der Akt der Identifizierung notwendig, denn sonst müßte man die Nachahmung, also einen mechanischen Vorgang, zur alleinigen Grundlage des psychischen Prozesses machen.
Es muß betont werden, daß sich Identifizierungen auf zwei verschiedene Persönlichkeitsstrukturen beziehen können: auf das Ich oder auf jene das Ich überlagernde Instanz, die man abwechselnd als Überich, Ichideal oder Gewissen bezeichnet hat. Soweit sie nicht pathologisch verzerrt sind, ersparen beide Arten von Identifizierung dem Individuum unnötigen psychischen Aufwand, stärken es also in der Auseinandersetzung mit der Realität. Bei der Bekämpfung von Unlust sind sie unerläßlich. Wenn ein Mensch in eine Umwelt gerät, die keine Identifizierung zuläßt, so wird er darunter leiden. Jede Handlung, die notwendig wird, muß gegen innere Widerstände ausgeführt werden. An die Stelle der Empfindung »Ich will etwas tun« tritt das Gefühl »Ich werde gezwungen, etwas zu tun«. Die Person muß sich notwendigerweise als Opfer oder Sklave dieser Umgebung vorkommen, weil diese keine persönliche Anteilnahme ermöglicht und weil die Realität konstant außerhalb der Reichweite des Ichs bleibt. Zudem empfängt das Ich keinerlei Anreize oder Ermutigung zum Handeln und erhält keinerlei innere Entschädigung für eine vollbrachte Leistung oder das Erdulden von Unlust, wenn das Gewissen bestreitet, daß der spezifischen Umgebung, in der sich das Handeln vollzieht, irgendeine Bedeutung oder ein Wert zukomme.
Genau dies aber ist die Lage, in der sich viele Soldaten in ihrer Beziehung zu weiten Bereichen des Armeelebens befinden. Da alles Handeln in der Armee

der Wirklichkeit enthoben ist und sich statt dessen auf den Umgang mit künstlichen, willkürlichen Konfigurationen konzentriert, wird die Aneignung dieser Wirklichkeit durch Identifizierung behindert. In den meisten Fällen liefern die Befehlshaber keine Inhalte, die beim durchschnittlichen Soldaten Identifizierungen auszulösen vermögen. Vielmehr steht das, was sie als Pflicht durchzusetzen versuchen, dem Regelsystem des Soldaten fremd und äußerlich gegenüber. Auf diese Weise wird der Soldat um die beiden wichtigsten Momente von Wirklichkeitsbezug gebracht: es gibt für ihn weder eine Identifizierung mit seinem Tun noch eine Identifizierung mit einem Führer oder Führerersatz, so daß ihm die aus dem Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben, erwachsende Befriedigung ständig versagt bleibt.
Die Möglichkeit der Identifizierung, die den ersten und unerläßlichen Schritt zur Integration von Realität darstellt, besteht für den Soldaten nicht. Ihr Fehlen bildet eines der Fundamente für die in der Armee auftretende Psychopathologie. Aber auch für den psychischen Zustand derer, die keine deutlichen klinischen Symptome ausbilden, ist dieser Faktor von erheblicher Bedeutung.

5. Wandel der inneren Empfindungswelt

Im Zusammenhang mit den zeitweiligen oder dauernden Veränderungen, die der psychische Apparat aufgrund des Ansturms äußerer Reize durchmacht, kommt es auch zu einem inneren Wandel, der sich in der Veränderung der inneren Reize, denen der Soldat ausgesetzt ist, bemerkbar macht. Eine Vielzahl von Körperempfindungen, die für den Soldaten ungewohnt sind und auf deren Bewältigung er nicht vorbereitet ist, nehmen seine Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch. Die Dynamik dieser neuen Empfindungen ist nicht einheitlich, und es ist schwierig, die Vielfalt möglicher Quellen auseinanderzuhalten. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß das entkräftete Ich des Soldaten zwischen die beiden Fronten einer veränderten Außen- und einer ebenfalls veränderten Innenwelt gerät. Die inneren Veränderungen sind teils biologischen Ursprungs, teils sind sie durch Abwehrmechanismen bedingt, und in einigen Fällen gehen sie auf beide Quellen zurück.
Auf der Ebene des sexuellen Empfindens kommt es durch die Stimulierung ungewohnter sexueller Wünsche zu Veränderungen. Exhibitionismus, Voyeurismus und Homosexualität bilden hier die wichtigsten Inhalte. Es sind mir keine Fälle bekannt geworden, in denen manifeste homosexuelle Aktivitäten in der Zeit nach der Einziehung erstmals aufgenommen worden wären. Wenn man von der Zahl der bekannt werdenden Fälle ausgeht,

könnte man sogar den Eindruck gewinnen, homosexuelle Aktivität sei in der Armee nicht weit verbreitet. Beobachtungen, wie die Soldaten ihre dienstfreie Zeit in den benachbarten Städten verbringen, deuten aber darauf hin, daß die Homosexualität doch sehr verbreitet sein muß, dank der Behutsamkeit der Eingeweihten aber nicht offiziell bekannt wird. In welchem Maße diese homosexuellen Aktivitäten durch den intensiven Kontakt mit Männern, wie er in der Armee unvermeidlich ist, erst ausgelöst werden bzw. wieweit sie eine Fortsetzung früherer Verhaltensweisen darstellen, läßt sich nicht bestimmen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die, für die das homosexuelle Verhalten neu ist, zur Ausbildung von Abwehrmechanismen gegen ihre Wünsche neigen oder sich bei ihren anfänglichen Bemühungen, eine geeignete Beziehung aufzubauen, neurotisch, d. h. ineffektiv verhalten, was dazu führt, daß sie auffällig werden, noch bevor sie ihre Triebwünsche befriedigen können. Wie nicht anders zu erwarten, dringen in der Armeesituation jedenfalls unbewußte Wünsche, sich auf körperliche Aktivitäten mit dem gleichen Geschlecht einzulassen, an die Oberfläche. Eine einheitliche Form der Abwehr ist nicht zu erkennen, aber die Auswirkungen dieser neuen Gefühlskomplikationen, die das Ich bewältigen muß, sind unübersehbar.

Möglicherweise darf man in einer bestimmten militärischen Gewohnheit einen Versuch sehen, die homosexuelle Komponente abzuwehren. Ich meine den Umgang mit Pin-up-girls. Das Bild eines sexuell attraktiven Mädchens bietet Gelegenheit, heterosexuelle Interessen hervorzuheben. Die Größe dieser Bilder und der Ort, an dem sie angebracht werden, verraten, daß sie auf die Kommunikation mit anderen und nicht auf die persönliche erotische Befriedigung abzielen. Das Pin-up-girl steht in der Tradition der mittelalterlichen Heraldik oder des noch älteren Totems, die der Darstellung genealogischer Beziehungen unter Betonung der Vaterlinie dienten. Ähnlich wie sich hinter der demonstrativen Darstellung von Gefolgschaftstreue, hinter dem vorgeschobenen Stolz auf die Beziehung zu den Eltern oder zum Feudalherrn Rebellion und Aggression gegen den Vorfahren oder dessen Stellvertreter verbargen, verleugnet das Bild des Pin-up-girls den Drang, aus der heterosexuellen Bindung auszubrechen. Der Wandel, der sich zwischen dem Wappen oder dem College-Wimpel mit ihrer Hervorhebung der Mitgliedschaft in einer Männergruppe und dem Pin-up-girl als dem Symbol eines unpersönlichen Interesses an einer Frau vollzogen hat, ist von großem Interesse. Man könnte hier auch an den mittelalterlichen Troubadour denken, der, angetan mit den Farben des Gegenstands seiner Anbetung, auf Abenteuer auszog. Allerdings scheint die Bindung des Troubadours an seine ideale Dame, auch wenn er nur ganz kurz und flüchtig mit ihr in Berührung gekommen war, individueller und persönlicher gewesen zu sein als die Beziehung des Soldaten zu der auf dem Pin-up-Bild

dargestellten Frau. Nie ist das Pin-up-girl eine Person, die man kennt oder kennenlernen will. Ihre Anonymität ist eine Grundvoraussetzung. Außerdem ist das Bild käuflich zu erwerben, eine Form der Zugänglichkeit, die an die Beziehung zu Prostituierten erinnert, was wiederum auf die homosexuelle Komponente verweist. Wenn man diese Bilder genauer betrachtet, erkennt man, daß der Typus des jungenhaften Mädchens vorherrscht. Im Pin-up-Bild ist daher auch ein Element der Frauenverachtung enthalten. Die Homosexualität, die mit Hilfe des Bildes verleugnet werden soll, kommt so auf anderem Wege wieder zum Vorschein.

In ähnlicher Weise kommt wohl auch den großen Bildern der eigenen Frau oder Braut eine Schutzfunktion zu. Hier fehlen allerdings die Merkmale der Anonymität und der Zugänglichkeit für die Gruppe, die für die Pin-up-Bilder charakteristisch sind. Das Bild einer individuell geliebten Person zeugt gewiß von einer reiferen Beziehung als das Pin-up-Bild. Bemerkenswert ist, daß manche Soldaten beide Sorten von Bildern nebeneinander verwenden.

Ein anderer, für die Soldaten besonders erschreckender Empfindungswandel, der während der Ausbildungszeit häufig auftritt, zeigt sich in einem oft beklagten Nachlassen oder Ausbleiben des sexuellen Verlangens. Die Patienten versuchen ihre emotionale Kälte in bezug auf alles, was mit Sexualität zusammenhängt, durch die physische Belastung zu erklären, der sie in der Ausbildung ausgesetzt sind. Aber diese Erklärung reicht ihnen nicht aus. Sie äußern die Befürchtung, daß sie auf Dauer impotent werden könnten. Es scheint zudem, daß der Mangel an sexuellem Verlangen ihnen weniger Angst bereitet als das Ausbleiben der Versteifung des Genitals.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich das sexuelle Empfinden auch bei vielen Rekruten abschwächt, die darüber nicht klagen oder denen es gar nicht auffällt. Wenn die sexuelle Sphäre innerhalb der gesamten Psychoökonomie eines Menschen zeitweilig in den Hintergrund gedrängt wird, muß das nicht unbedingt zu dem Gefühl führen, man sei frigide. Immerhin wird diese Empfindungseinschränkung durch starke, den ganzen Körper betreffende physische Empfindungen ersetzt, wie sie bei körperlicher Anstrengung auftreten. Eine oberflächliche Untersuchung der Soldaten, die solche Klagen vorbringen, legt die folgende Beschreibung nahe: Es handelt sich um Personen mit schwach ausgebildeten Beziehungen zu Frauen allgemein oder zu den Frauen, die in ihrem Leben angeblich die Hauptrolle spielen, also etwa zur Ehefrau oder zur Verlobten. Diese Beziehungsschwäche betrifft nicht so sehr die Intensität der Gefühle des Soldaten oder sein Interesse an der jeweiligen Frau, sondern eher die physische Seite der Beziehung.

Die unbewußte Bedeutung der als unangenehm erlebten Abschwächung des sexuellen Antriebs und seines völligen Ausbleibens hängt entweder mit einem physischen Interesse an einem verbotenen Objekt zusammen –

in einem Fall, an den ich mich gut erinnere, handelte es sich um die kleine Tochter –, oder sie beruht auf der radikalen Abwehr des Wunsches, das angeschwollene Genital vor den männlichen Gruppenmitgliedern zur Schau zu stellen – ein Wunsch, der stark von Konkurrenzgefühlen geprägt ist und seinerseits eine Abwehr der Angst vor Impotenz oder von realen Erlebnissen darstellt, in denen sexuelle Schwäche eine Rolle spielte. Ebenso leiden viele Männer auch unter der Angst, zu einem unpassenden Zeitpunkt eine Erektion zu erleben und damit verbotene Regungen zu verraten.

Viele Soldaten zwingen sich vor dem Eintritt in die Armee zu einer abrupten Veränderung ihrer gewohnten vormilitärischen Sexualökonomie. Dabei handelt es sich um Soldaten, die vor der Einziehung keine sexuellen Beziehungen aufgebaut haben und sich statt dessen mit Masturbation behelfen. Aus Angst, die Masturbation könne sie in der Armee lächerlich machen oder Anlaß für Demütigungen sein, geben sie diese Praxis vor dem Eintritt in die Armee auf. Sie betrachten dies als Voraussetzung für ein männliches Auftreten in der Armee und als Zeichen dafür, daß sie nun erwachsen geworden sind. Während ihrer Zeit als Soldat wagen sie es aus den gleichen Gründen nicht, die Masturbation wieder aufzunehmen. Diese plötzliche Unterdrückung einer gewohnten und leicht zugänglichen Form der sexuellen Entlastung erweist sich für ihr psychisches Wohlbefinden keineswegs als günstig. Sie entwickeln Angst, Unsicherheit und eine ganze Anzahl anderer, direkt mit der Blockierung der sexuellen Abfuhr verbundener Symptome.

Von größerer Bedeutung als die direkten und bewußten Veränderungen im sexuellen Erleben sind für die Psychopathologie des Infanteristen neuartige Empfindungen, die den ganzen Körper oder Teile des Muskel-Skelett-Systems betreffen. Der vorherrschende Inhalt dieser Empfindungen ist Schmerz. Daneben zeigen sich auch Übermüdung, Erschöpfung und allgemeines Unwohlsein, aber Schmerz ist das Hauptmerkmal.

Schmerzen in Rücken, Beinen, Füßen, Armen, Kopf und Magen werden unablässig beklagt. Die Rekruten werden plötzlich von einer Welle vollkommen neuartiger Empfindungen überflutet, die sich teils auf bestimmte Organe oder Organgruppen, teils auf den ganzen Körper erstrecken. Diese Empfindungen sind extrem unangenehm und, was besonders wichtig ist, sie sind dauerhaft, d. h. sie treten nicht nur bei den Übungen auf, sondern greifen auf ganz harmlose Handlungen über, die zuvor automatisch ausgeführt wurden. Einfache Tätigkeiten wie Gehen oder das morgendliche Aufstehen oder irgendeine andere Muskelanstrengung werden von Schmerzen begleitet. In Extremfällen läßt der Schmerz auch unter Bedingungen äußerster Ruhe und Entspannung nicht nach, eine extrem unangenehme Belastung der körperlichen Existenz des Soldaten. Dennoch läßt sich hier nicht von einer Krankheit sprechen, und auch die Rekruten bezeichnen

ihren Zustand normalerweise nicht so. Körperliche Krankheiten sind genauer umrissen und zumeist auf einen bestimmten Bereich beschränkt. Dagegen sind die meisten Schmerzen, um die es hier geht, sehr vage und machen eine ansonsten normale Existenz unerträglich. Obwohl bei einem bestimmten Prozentsatz von Soldaten körperliche Faktoren nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden können, kann das häufige Auftreten exzessiver Schmerzen bei den Soldaten nicht einzig und allein als körperliches Symptom betrachtet werden. Es müssen andere Faktoren mit im Spiel sein, die ich zu skizzieren versuche.

Ich meine, wir haben es hier mit einer besonderen Schmerzaffinität zu tun, mit einem allgemeinen Faktor, der neben der körperlichen Belastung durch die Ausbildung die Entwicklung von Schmerzempfindungen beim Soldaten begünstigt. Es gibt Männer, die einigermaßen untrainiert in die Armee einrücken und ihre Ausbildungszeit dennoch beenden, ohne sich über Schmerzen zu beklagen und sogar ohne übermäßige Schmerzen zu erleiden. Es gibt andere, die vor ihrer Armeezeit regelmäßig trainiert haben, denen exzessive Schmerzen während der Ausbildungszeit deshalb jedoch nicht erspart bleiben. Das körperliche Training und die damit verbundene Belastung schaffen gewiß eine Grundlage, auf der sich verschiedene Arten von Schmerz leicht entwickeln können, aber ich bin sicher, daß die Schmerzen damit noch nicht erklärt sind. Insbesondere der Nachdruck und die Heftigkeit, mit der diese Klagen vorgebracht werden und die für die meisten Soldaten ungewöhnlich sind, machen es erforderlich, nach einem weiteren Faktor Ausschau zu halten.

Eine zufällige Beobachtung war mir bei der Annäherung an das rätselhafte Phänomen der »Schmerzsucht« behilflich. Es handelte sich um einen Kollegen, der Langstreckenlauf trainierte. Am ersten Tag zeigte sich nichts Auffälliges, aber im weiteren Verlauf des Trainings traten zunehmend Schmerzen in den unteren Gliedmaßen auf, die bis in den Rücken ausstrahlten. Besonders merkwürdig und entmutigend war für den Betroffenen, daß sich die Schmerzen mit zunehmender Dauer des Trainings verschlimmerten. Schließlich wurden sie so heftig, daß er nur noch humpeln konnte und ihm jede Bewegung, ob Aufstehen oder Gehen, große körperliche Unlust bereitete. Diese körperliche Unlust dehnte sich auf praktisch sämtliche Lebensbereiche aus und führte zu einem Gefühl allgemeiner Niedergeschlagenheit. Die Hoffnungslosigkeit angesichts des Umstandes, daß jedes weitere Training das Übel nur vergrößerte, fügte der Symptomatik noch das Element der Zeitlosigkeit hinzu. Dieser Mann war schon nahe daran, alles aufzugeben, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß seine Fußstellung beim Laufen nicht korrekt war. Die falsche Innervation führte zu einer Überbeanspruchung bestimmter, hierauf nicht vorbereiteter Muskeln und verhinderte den Einsatz der eigentlich für eine solche Belastung geeigneten

Muskeln. Sobald er seine Bewegungen nach einem ökonomischeren Prinzip geordnet hatte und die richtigen Muskelgruppen innervierte, gingen die Schmerzen deutlich zurück, und er vermochte dem Training eine mäßige Lust abzugewinnen.

Dies ist ein wichtiger Anhaltspunkt. Im Blick darauf, daß das Körpertraining der Soldaten nicht fachkundig überwacht und geplant wird, ist es sehr wahrscheinlich, daß fehlerhafte Innervationen eine der Ursachen für die heftigen Schmerzen im Muskel-Skelett-System sind. Es liegt der Schluß nahe, daß der psychisch gestörte Soldat häufiger und schwerer unter fehlerhafter Innervation zu leiden hat als der stabile und besser angepaßte Rekrut. Die fehlerhafte Innervation gehört also in den Bereich der Psychosomatik. Das Körperliche und das Psychische treffen hier aufeinander. Eine höhere Persönlichkeitsinstanz bedient sich eines körperlichen Faktors zu ihren eigenen Zwecken, wobei diese Verbindung durch einen hohen Sekundärgewinn begünstigt wird. Die fehlerhafte Innervation gibt dem Rekruten reichlich Gelegenheit, schweigenden Protest gegen die Autorität einzulegen und heimliche Tendenzen der Rache an ihr zum Ausdruck zu bringen. Sie ist ein praktisches, obgleich unbewußtes Mittel, die Zwecke der Armee zu vereiteln. Durch sachkundige Unterweisung und Überwachung wäre sie rechtzeitig, bevor sie überhand nimmt, zu erkennen und zu unterbinden.

Aber so verbreitet sie auch sein mag, die fehlerhafte Innervation reicht als Erklärung anscheinend nicht aus. Es gibt Fälle, in denen sie nicht die einzige Ursache sein kann. Wir müssen hier noch einmal auf die oben erwähnte »Schmerzsucht« zurückkommen. Das Fehlen der Bereitschaft oder des Wunsches, sich bestimmter Schmerzen zu entledigen, kann mit dem Hinweis auf die Sekundärgewinne nicht vollständig erklärt werden. Es hat den Anschein, als sei der Soldat für sein Wohlergehen auf den Schmerz geradezu angewiesen – so paradox das klingt, wenn man bedenkt, bis zu welchem Grad der Erschöpfung und Schwächung dies in extremen Fällen führt. Aber vielleicht bringt die folgende Hypothese etwas Licht in diesen Zusammenhang. Wir haben bereits gesehen, welche herausragende Bedeutung Veränderungen der Ich-Empfindungen innerhalb der Psychopathologie des Infanteristen besitzen. Diese Veränderungen nehmen vielfältige Formen an. Es dominiert die Angst, zur Maschine oder zum Automaten zu werden.

Auf der Ebene der Realität ist diese Angst nicht ungerechtfertigt, denn innerhalb des Armeeapparates gibt es zahlreiche Tendenzen, den Menschen in einen Automaten zu verwandeln. Aus vielen Gründen hängt die Gefahr, zum Automaten zu werden, wie ein Damoklesschwert über dem Soldaten, und wenn er dieser beängstigenden Aussicht entgehen will, muß er sich gegen die Gefahr des Ich- und des Selbst-Verlustes zur Wehr setzen. Der

Schmerz scheint hier eine ungemein brauchbare und wirkungsvolle Form der Abwehr zu liefern. Es gibt kaum eine Lebenslage, in der sich der Mensch selbst so intensiv spürt wie im Zustand des Schmerzes. Allerdings zieht das eine Reduktion des Ichs auf die bloße Schmerzempfindung nach sich; alles, was nicht zum Schmerz gehört, verblaßt, so daß es zu einer Verarmung des Ichs kommt.

Unter normalen Bedingungen empfindet das Ich diese Verarmung als Gefahr, und diese ist neben der mit dem Schmerz verbundenen Unlust ein wichtiger Grund für die tapferen Bemühungen des Ichs, Schmerzen zu vermeiden. Einige Techniken zur Bewältigung von akutem Schmerz richten sich eher gegen die Ich-Reduktion als gegen die aus dem Schmerz erwachsende Unlust. Menschen, die unter Schmerzen leiden, denken zuweilen an andere Menschen, die ihrer Vorstellung nach noch größere Schmerzen auszustehen haben, oder sie versuchen, den Schmerz als Strafe für irgendeine Übeltat zu deuten. Es gibt noch eine Reihe anderer Tricks, aber allen ist gemeinsam, daß sie das Ich vor dem Zusammenbruch infolge einer Reduktion auf die Schmerzsphäre bewahren.

Im Falle des Soldaten aber ist das Feld, in dem sich diese Dynamik abspielt, völlig anders beschaffen. Gerade wenn der Schmerz nicht vorhanden ist, besteht für ihn die Gefahr einer vollkommenen Reduktion des Ichs, bis hin zu seinem völligen Verschwinden. Der Schmerz ist für ihn der letzte Strohhalm, an den er sich klammern kann; er bildet die letzte Zuflucht, die ihm noch zu sagen gestattet: »Mich gibt es«. Eine Verarmung des Ichs ist trotz aller damit verbundenen Leiden immer noch besser als ein Zustand totaler Misere – zumal in einer mitleidlosen Umgebung, die dem Elenden nicht hilft –, und sie ist ganz sicher besser als die völlige Vernichtung. Das erklärt vielleicht die scheinbare Schmerzsucht des Soldaten. Der Schmerz ist Ausdruck des Rückzugs aus einer höchst unerfreulichen Umgebung.

6. Ambivalenz

Eine Darstellung der Psychopathologie des Infanteristen wäre unvollständig und verzerrt, wenn sie ausschließlich die Ausformungen negativer Einstellungen und Aversionen gegenüber der Armee berücksichtigen würde. Tatsächlich wäre die Psychopathologie des Soldaten weniger kompliziert und sein Verhältnis zur Armee würde sich einfacher gestalten, wenn seine Einstellung ausschließlich von Zurückweisung, Haß und Opposition geprägt wäre. Das läßt sich sehr gut an Soldaten beobachten, die erst kurz vor ihrem Eintritt in die Armee aus einer zivilen Strafanstalt entlassen worden sind.

Aus ihren Aussagen geht deutlich hervor, daß die Gefängnissituation für sie

einfacher zu bewältigen ist als die Situation in der Armee. Der emotionale Hintergrund des Gefängnisses ist genau umrissen und läßt keinerlei Raum für Zweifel. Die Gefängnisumgebung wird in ihrer Gesamtheit abgelehnt; kein einziges Element darin findet Billigung oder Zustimmung. Jede zu dieser Umgebung gehörende Person wird als Feind betrachtet. Einen Spielraum für die Konkurrenz zweier miteinander unverträglicher emotionaler Tendenzen gibt es nicht. In der Armee dagegen haben es diese Personen mit einer komplexeren Kombination von Gefühlsreaktionen zu tun, wodurch eine konsistente Reaktionsweise unmöglich wird.

Entsprechend der allgemeinen Einstellung zur Armee und genau wie früher im Gefängnis reagieren sie zum einen mit Haß und Abscheu, aber ein zusätzliches Moment bewirkt, daß sie sich hierbei unbehaglicher fühlen als im Gefängnis. Es kann hier zu schweren psychopathologischen Störungen kommen, die diesen Personen in ihrer früheren Umgebung nicht oder nur in sehr viel geringerem Ausmaß begegnet sind. Das zusätzliche Moment ist der Respekt, den sie der Armee gegenüber empfinden, das Pflichtgefühl, das eine positive emotionale Bindung an die neue Organisation, zu der sie jetzt gehören, schafft. Die Freiheit wie auch die Privilegien, die ihnen in der dienstfreien Zeit gewährt werden, stellen eine Versuchung dar. Alles, was geeignet ist, eine positive Einstellung zu erzeugen, gerät in einen unversöhnlichen Widerspruch zu der negativistischen Einstellung, und der Soldat reagiert auf diesen Konflikt mit Angst oder einem ihrer Äquivalente, während er im Gefängnis mit einem von keinerlei positiven Empfindungen durchsetzten Haß sehr wohl zurechtgekommen war. Der Beitrag, den die Ambivalenz zur Psychopathologie des Soldaten leistet, wird hier ganz deutlich.

Einige der Elemente, die zu einer positiven Bindung an die neue Gruppe beitragen können, sind im Zusammenhang mit den Abwehrmechanismen schon erwähnt worden. Die Befriedigung oder die Möglichkeit zur Befriedigung von homosexuellen, exhibitionistischen, voyeuristischen und sadomasochistischen Tendenzen stellt zwar für viele eine Bedrohung dar, ist zugleich aber auch eine Quelle der Lust. Ganz allgemein kommt es zu einer Regression, in deren Mittelpunkt bestimmte, einer früheren Entwicklungsstufe zugehörige lustvolle Phantasien stehen.

Die Betonung oraler und analer Qualitäten oder das Ensemble rein physischer Faktoren ermöglichen den Genuß einer Existenzform, die auch für das Kind eine große Anziehungskraft besitzt. Sie bietet die Möglichkeit, die Last der kulturellen und zivilisatorischen Pflichten und Zwänge abzuschütteln. Eben jene animalistische, ausschließlich körperbestimmte Sphäre, auf die sich das Soldatenleben reduziert und die, wie oben beschrieben, einer der Angst auslösenden Faktoren ist, wirkt gleichzeitig auch als Verlockung und gewährt eine heimliche, verborgene Lust. Diese Existenzform ist das Ge-

genteil eines »Lebens in Christo«. Spirituelle, geistige oder ethische Werte treten völlig in den Hintergrund. Nicht daß solche Werte als Verhaltensregeln verschwänden, aber eine Person, die die Struktur der militärischen Existenz akzeptiert, füllt ihr Denken, Fühlen und Wollen ausschließlich mit Zielen und Inhalten der physischen Welt aus, also mit Werten, die denen entgegengesetzt sind, die die Menschheit dem Auftrag der christlichen Moral zufolge zur Vollendung ihres Lebens machen soll. Es gibt kaum eine Aktivität im Leben des Infanteristen, die nicht den Körper einbezieht, und diese Körperlichkeit, die den Alltag auf allen Ebenen durchdringt, setzt eine attraktive Prämie auf die Rückkehr zu einer früheren, allen Menschen gemeinsamen Entwicklungsphase aus, in der man es nur mit direkt aus physischen Reizen hervorgehenden emotionellen Werten zu tun hatte. Der unbeschwerte Genuß dieser Werte wird in der Entwicklung des Kindes immer wieder durch die Erwachsenen gestört, die es von seinem exzessiven Interesse an dieser Lebenssphäre abzubringen versuchen. In der Armeesituation dagegen besteht die Aussicht, daß die Erwachsenen ein Schwelgen in Körperlichkeit nicht nur zulassen, sondern sogar belohnen.

Neben der Befriedigung bestimmter Triebregungen gibt es noch eine weitere Quelle positiver Bindungen an die Armee. Die Autorität, die zum einen durch Brutalität, durch einen totalen Anspruch und durch die Mißachtung elementarer Menschenrechte und alles Individuellen geprägt ist, sorgt gleichzeitig auch für Pflege und Schutz der ihr Unterstellten. Sie sorgt für ihre Ernährung und ihr körperliches Wohlergehen; sie stellt für die Zeit nach dem Krieg alle möglichen Privilegien in Aussicht und verspricht, sich um die Angehörigen des Soldaten daheim zu kümmern. Sie versucht den Eindruck zu erwecken, daß sie für alle Armeeangehörigen, vor allem für Unteroffiziere und Mannschaften, die bereit sind, sich in ihre Gewalt zu begeben, sämtliche Realitätsprobleme bewältigen werde. Wenn er nur alle Anweisungen und Befehle befolgt, so wird der Soldat gesund und mit viel Geld versehen heimkehren und kann mit einem sicheren Arbeits- oder Ausbildungsplatz rechnen. Dieses Versprechen einer hundertprozentigen Sicherheit und der Lösung aller nur denkbaren Probleme, die dem Soldaten im Zivilleben begegnen werden, stellt eine weitere Versuchung dar, die neue Bindung positiv zu integrieren. Die Armee bietet die Befriedigung sämtlicher Wünsche nach Abhängigkeit an, die mit unterschiedlicher Intensität bei fast allen Menschen vorhanden sind. Sie schafft die Aussicht auf einen Zustand, in dem man jeder Verantwortung enthoben ist – sogar innerhalb des militärischen Bereichs. Die Haltung »Tu einfach, was man dir sagt« und »Nur keine Sorge« deckt sich mit Wünschen, die bei der Mehrheit der Soldaten zumindest angelegt sind. Dahinter steht das Angebot, auf eine frühere Stufe zu regredieren, auf der noch kein Zweifel an der gottähnlichen

Macht des Vaters das glanzvolle Bild eines befriedigenden, makellosen Ideals trübte und auf der das Kind die eigenen Allmachtsgefühle diesem überhöhten Idol entlehnte. Die Armee versucht, die Gestalt eines solchen Idols neu zu schaffen, von dem man nicht einmal Macht zu entlehnen braucht, weil es alle, die bereit sind, es anzubeten, mit Wohltaten überhäuft. In Wirklichkeit aber gelingt es der Armee nur in ganz unzureichendem Maße, den Wunsch nach Abhängigkeit zu befriedigen, wodurch sie zahlreiche Gelegenheiten versäumt, positive Bindungen zu erzeugen.

Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser

Eva Demski
Wie macht man das – Grundausbildung 82

»Die Augen trunken vom eigenen neuen Glanz und von der letzten feierlichen Messe, das Ohr erfüllt von den donnernden Abschiedsreden des Obersten, im azurenen Waffenrock mit goldenen Knöpfen, das silberne Patronentäschchen mit dem goldenen erhabenen Doppeladler am Rücken, die Tschapka mit Schuppen und Haarschweif in der Linken, in knallroten Reithosen, spiegelnden Stiefeln, singenden Sporen, den Säbel mit breitem Korb an der Hüfte: So präsentierte sich Karl Josef an einem heißen Sommertag seinem Vater.«
(Joseph Roth, *Radetzkymarsch*)
»Nehmen wir einmal folgende Aufgabenstellung an: Ein junger Mann, der eigentlich andere Sorgen hat, soll dafür präpariert werden, daß er im Bedarfsfall willens und imstande ist, auf Befehl andere junge Männer, die sich dagegen wehren und umgekehrt dieselbe Absicht haben wie er, mit einer gewissen Kunstfertigkeit umzubringen (oder zumindest kampfunfähig zu machen). Der junge Mann wird durch Sanktionen, die uns zunächst nicht weiter zu kümmern brauchen, dazu gebracht, daß er zumindest physisch für einige Zeit (in der Größenordnung von ein bis zwei Jahren) zur Verfügung steht und die Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß man das Kunststück nicht an einem einzelnen jungen Mann vollbringen muß, sondern an einem ganzen Jahrgang, der in Gruppen von handlicher Größe aufgeteilt wird. Wie macht man das?«
(Erhard Klöss/Heinz Grossmann (Hg.), *Unternehmen Bundeswehr. Zur Soziologie der Streitkräfte*, Frankfurt 1974, S. 103)

Wie macht man das? Jedes Jahr werden Tausende junger Männer von ihren Müttern und Freundinnen in eine völlig fremde Welt entlassen, die wie ein Mythos »Der Bund« genannt wird und über deren Beschaffenheit die merkwürdigsten Vorstellungen in den Köpfen wohnen. Über das Innere dieser Welt dringt wenig nach draußen. Schlagworte und Phrasen umgeben sie wie ein Zaun: Bürger in Uniform, Innere Führung, Verteidigungsarmee, Bündnispartner – Wörter mit beruhigendem Klang. Aber die Nachrichten, die Informationen über den Verteidigungsbetrieb mit einer halben Million Mitarbeiter sind merkwürdig fahl. Sie haben entweder den Ton aufgeregter

und gleichzeitig unterwürfiger Kumpelhaftigkeit, die ihre Geilheit auf das Spielen mit ganz großen, teuren Eisenbahnen nur mühsam unter schwer nachprüfbarer Sachkundigkeit verbirgt, oder sind in ebenso aufgeregtem Haßton geschrieben, düstere Visionen des Schleifers von Nagold, zerbrochene junge Männer, die der Wehrdienst zu geistigen und körperlichen Krüppeln gedrillt hat, unfähig jeder politischen Einsicht. Wenn es mir nicht angetragen worden wäre, hätte ich niemals den Wunsch nach genauerem Wissen gehabt. Es gibt das Militär, gut oder nicht gut, eher nicht gut, Genaueres wollte ich nicht wissen. Es wird schon alles so sein, wie die sagen. Ich hasse Uniformen und gehöre der Friedensbewegung an. Man sollte doch, sagte die Redaktion, mal eine Frau sich das anschauen lassen: die Grundausbildung, einfach diese ersten drei Monate, gerade von einer Frau, da haben sie ja noch etwas mit Kindheit zu tun, diese Soldaten in nuce.

Die fremde Welt, in die ich mich halb unwillig, halb neugierig auf den Weg mache, verstärkt ihre phantasmagorische Erscheinungsform noch. Was immer ich unternehme, um hineinzukommen, das Ziel scheint stets gleichmäßig weit entfernt. Irgend etwas muß ich dann richtig gemacht haben, ich weiß bis heute nicht, was es war. Von diesem Zeitpunkt an schien meinem kontrollierten Blick von außen nach innen nichts mehr entgegen zu stehen, außer den einzelnen Stationen des organisatorischen Weges.

Die offenbar natürliche Dauer des organisatorischen Weges nutze ich für private Recherchen. Alle, die ich frage, erklären mir zuallererst, warum sie nicht verweigert hätten. Sie erklären mir das, während sie an den Wochenenden in ihren normalen Klamotten herumlaufen und ihre mürrischen Mütter mit Bergen von dreckiger Wäsche beglücken. Später, in der Kaserne, wird mir ein Hauptmann das bestätigen, nachdenklich und nicht ohne Ironie. Dabei bekämen sie das ganze Zeug auch dort gewaschen. Nein, die Bindungen bleiben eng, verknüpft und zusammengebunden mit baumwollenen Unterhosenbeinen.

Meine Fragen lösen kaum sprudelndes Erzählen aus, viel eher das Gegenteil. Ich beginne, auf die von den Jungen verwendeten Wörter zu achten. Das reiß ich ab, sagen sie, das sitz ich ab, da muß ich eben durch. Verweigern wär mir zu viel action gewesen. Viele, scheint mir, sind über die fünfzehn Monate totaler Entscheidungslosigkeit nicht einmal böse. Sie wissen noch nicht, was sie später machen sollen, und wenn sie es wissen, können sie es nicht machen. Ich mach jeden Führerschein da drin, den ich überhaupt nur kriegen kann, sagt einer. Dann hab ich was in der Hand. Wenn sie dann dabei sind, erzählen sie noch weniger, als wenn sie es noch vor sich haben. Laß mich bloß in Ruh, sagen sie, ich will am Wochenende nichts von dem Scheiß hören. Sie klagen alle über die körperliche Anforderung, Überforderung. Nach einer gewissen Zeit erzählen sie mit schlecht verhohlener Lust

von bestimmten Waffentechniken. Da ist sie wieder, die ganz große, ganz teure Eisenbahn. Man kommt sich schon dämlich vor, wenn man auf die Tödlichkeit dieser Spielsachen hinweist. Weiß doch eh' jeder, Alte. Aber so ein Leo unterm Arsch! Sie reden von Panzern wie von Porsches. Seltsame Zusammenstöße zwischen Vätern und Söhnen habe ich beobachtet. Einer hatte »das Friedensgequatsche« seines linken Vaters satt, der Bund schien ihm als ideologisches Kontrastprogramm nicht furchterregend. Andere begreifen das Gerede ihrer gedienten Großväter ganz anders. Was ich da, noch außen, noch nicht in jener Welt befindlich, höre, hat mit der Gärung der frühen Siebziger absolut nichts mehr zu tun. Sie verweigern eben, das tun viele. Aber, sagt einer, wenn ich das so bedenke, da ziehen sie dich doch auch, und dann kannst du Verrückten den Arsch abwischen – da schmeiß ich mich doch lieber in den Dreck.

Es fällt mir schwer, mich an das Klima zweckmäßiger Nüchternheit zu gewöhnen. Diese Alltagsgespräche spiegeln nichts von der großen Angst wider, nichts von dem großen Wunsch nach Veränderung. Es muß ihn doch geben, ich habe ihn ja in Bonn gesehen, das waren doch lauter Junge! Ja, sagt mir einer, wer da hinfährt, der verweigert auch. Aber ich habe auch Soldaten dort gesehen, Soldaten in Uniform, gar nicht wenige. Natürlich wird das Thema Grundausbildung immer wieder überlagert, ausgeweitet von dem Gedanken an's Militär, das so eigenartig unsichtbar in den großen Städten ist und so unangenehm sichtbar in den Haushaltsdebatten des Bundestags. Der Soldat, sagt mir ein Offizier, hat einen merkwürdigen Beruf, wie der Arzt. Er müßte sich wünschen, daß es ihn nicht zu geben bräuchte. Da haben wir die Perfidie: Unausweichlichkeit des Krieges wird der tatsächlichen Unausweichlichkeit von Krankheit gleichgesetzt. Mir fällt das erst später auf, lange nachdem der Satz gefallen ist.

Die Grundausbildung eines Soldaten beträgt drei Monate. Bei meinem ersten Kontakt im Wehrbereichskommando werde ich korrigiert: die Grundausbildung betrage nur mehr sechs Wochen. Im Sitz des Stabes, wo ich viel später lande, aber da sind wir noch nicht, lächelt man nachsichtig: Nein, nein, es seien schon drei Monate, es sei eben eine integrierte Grundausbildung, das mit den sechs Wochen stimme nicht mehr so. Ich verzichte auf Nachfragen. Die Grundausbildung umfaßt Formalausbildung, Ausbildung an der Waffe, Truppeninformation, staatsbürgerlichen Unterricht. Sie umfaßt das Sich-Gewöhnen an ein fremdes Land. Sie umfaßt mörderisch frühes Aufstehen, ungewohnte körperliche Anstrengung. Sie umfaßt das Schlafen mit mehreren in einem engen Zimmer, ungewohntes, reglementiertes Essen. Sie umfaßt die Gewöhnung daran, daß jeder Tag durchgeplant ist, daß einer da ist, der einem Befehle erteilt und der einen bei Nichtbefolgung dieser Befehle zu strafen die Macht hat. Ich hatte vorher angenommen, daß die Frage nach dem Sinn des Ganzen laut und vernehmlich von sehr vielen

gestellt würde. Aber mir ist diese Frage in Wirklichkeit kaum begegnet.

Als ich nach D. komme, meiner ersten Station auf dem Weg des Kontakts mit der militärischen Hierarchie – und dieser Kontakt kann nur (nur!) von oben nach unten, von der Spitze über sämtliche hierarchischen Stufen nach unten verlaufen –, als ich also noch vor dem österreichisch gelben Barockschloß stehe, in einer weiten, abweisenden Schneelandschaft, werde ich von einem jungen Soldaten in Empfang genommen. Ein Gefühl beginnt in mir, das mich zunächst verwundert, mich aber während der folgenden achtundvierzig Stunden nicht mehr losläßt: daß mich dort jeder kennt, jeder mich auch erwartet, daß ich organisiert werde und mich um nichts selbst zu kümmern brauche. Die Lust am Entmündigtwerden ist nicht zu unterschätzen, ich spüre es selbst in dieser Situation. Der alte Trick des Militärs zu allen Zeiten: den Leuten das Denken abnehmen. Die meisten haben das gern. Der junge Soldat fragt mich, was ich denn machen wolle. Es ist gut, daß darüber mal einer schreibt, sagt er. Als ich ihn nach dem Warum frage, gibt er keine Antwort. Wahrscheinlich ist er froh, als er mich dem nächsten, meinem Schatten für achtundvierzig Stunden, übergeben hat. Der Schatten ist wichtig, erweist sich als wichtig in diesen zwei Tagen, nicht nur weil er mich, wie es sich für einen Schatten gehört, nicht verläßt, sondern weil er natürlich etwas vom Ton, von der Motivation in der Bundeswehr zeigt. Der Schatten ist Jugendoffizier, jung, rothaarig, verheiratet. Daß er einmal Theologie studiert hat, unter anderem, hätte er mir nicht zu sagen brauchen, ich hätte es gemerkt. Sein Job und diese Neigung machen ihn zum permanenten Überzeuger. Er will argumentieren für dieses Gebilde Bundeswehr, er ist überzeugt, er möchte, daß alle anderen es auch sind, es ihm gleichtun. Aber er leistet seine Überzeugungsarbeit an mir – deren »Überzeugungen« er nur vermutet, nicht kennt – ohne missionarische Emphase, eher mit technokratischer Kühle. Das erstere würde ihm auch, denke ich, bei seiner Arbeit in Schulen im Wege stehen. Als wir in die Kaserne kommen, sage ich ihm, es sei doch ein ulkiges Gefühl, mit Rock und Pelz in dieser uniformierten Männerwelt herumzulaufen. Was meinen Sie, wie man sich vorkommt, wenn man in Uniform über einen Schulhof geht? fragt er maliziös. Ich kann es mir vorstellen, aber dies ist wohl seine Art, einer Sache Opfer zu bringen. Einer Sache, die ihn überzeugt. Er will aber nicht Berufssoldat werden, er hat sich auf zwölf Jahre verpflichtet, von denen ihm eine Anzahl für seine Ausbildung zur Verfügung steht.
Für viele – nicht für ihn – ist es tatsächlich ein Rechenexempel. Das mit der sozialen Sicherheit als enges Netz greift bei einem arbeitslosen Jugendlichen nicht mehr, bei dem Hauptschüler nicht, der keine Lehrstelle findet, bei dem Abiturienten, dem man die Perversität eines »Parkstudiums« zumutet,

genau so wenig. Unser soziales Netz hat, es wird sichtbar, sehr verschieden große Löcher. In manchen Gegenden ist es von der Dichte eines Teppichs, in anderen fallen die kleinen Fische eben durch. Beim Bund dagegen hat man's sicher. Wenn man will, kann man was lernen, sogar studieren, irgendeine technische Fertigkeit wird jedem beigebracht, man spart sich die Sucherei, die zur Zeit sowieso nichts bringt. Und so beginnt sie für viele, die entscheidungslose Zeit. Als ich frage, ob sich die Jugendarbeitslosigkeit auf die Wehrpflichtigen auswirke, zögert man, vergewissert sich, ja, sagt der Personalchef, davon könne man schon reden. Vor allem bei der Bereitschaft, sich als Zeitsoldat weiterzuverpflichten, sei es zu beobachten.
Dies erfahre ich noch an der Spitze der Hierarchie, im Beisein des Brigadekommandeurs. Der Ton ist freundlich, die Herren verzichten darauf, meine Weltanschauung herauszufinden. Sie kennen sie wohl schon, scheinen auch die Anwesenheit einer Frau als Berichterstatterin zu akzeptieren, wenn auch nicht ohne Verwunderung. Ich frage nach, ob beim derzeitigen Stand der Wehrtechnik, bei der immer wachsenden Kompliziertheit des Kriegsgeräts, eine Wehrpflicht noch sinnvoll sei, ob da nicht ein Berufsheer die Aufgaben besser zu erfüllen in der Lage wäre. Ich ertappe mich, wie ich schon mit der gleichen selbstverständischen Gelassenheit von »Aufgaben« rede – als wüßte ich nicht, welche das sind, was hinter diesem unbegreiflich großen, unbegreiflich gefährlichen Gebirge von Technik für »Aufgaben« lauern. Der Kommandeur spricht sich gegen ein Berufsheer aus. Es hätte doch, so meine er, große Nachteile. Nicht nur das Problem der negativen Auslese sehe er, sondern den Verlust der Anbindung an die Bevölkerung. Das seien ja alles Leute, die draußen ihre Bindungen hätten, Bindungen , die auch der Armee zugute kämen. Nur ein Wehrpflichtigenheer sei eingebettet in die Bevölkerung, habe seine Wurzeln in dieser Demokratie, die es verteidigen solle. Die Armee selber natürlich, sagt er, die sei nicht demokratisch. Das gehe nicht, sie verteidige die Demokratie, könne ihr aber formal aus guten Gründen nicht ähnlich sein. Wir lächeln und ziehen Vergleiche zum Theater. Ich wage nicht zu sagen, daß es so etwas eben doch einmal gegeben habe, eine kurze, harte, erfolgreiche und letztlich tödliche Zeit lang. Da haben die Ukrainer der Roten Armee ihre Offiziere gewählt und konnten sie absetzen, und sie waren die beste Truppe im Kampf gegen die Weißrussen und die Deutschen, bis Stalin diesen anarchistischen Seitentrieb, der ihn durch seinen Erfolg bedrohte, niedermetzeln ließ. Es ist schon lang her, die gewählten Offiziere sind – so exotisch ist allein der Gedanke – nur noch im Heldenmuseum der anarchistischen Frühzeit zu finden.
Probleme mit den Rekruten? Ach, das werde auch oft übertrieben. Es werde auch nicht mehr getrunken als draußen, und die Bundeswehr sorge doch dafür, daß die jungen Leute nicht mehr wie früher möglichst weit von zu Hause wegkämen, man sei eher daran interessiert, den Männern – sie nennen

sie Männer, und wie merkwürdig das ist, fällt mir erst später auf – ihre sozialen Bindungen zu erhalten. Sie führen alle naselang nach Hause, zu ihren Eltern, zu ihren Freundinnen. Man sehe zu, daß genügend öffentliche Verkehrsmittel zur Verfügung stünden, daß es auch ein vernünftiges Freizeitangebot unter der Woche gebe. Jedes Jahr kämen vierhundert von den jungen Leuten bei Verkehrsunfällen ums Leben, man versuche, diese Katastrophen durch Aufklärung zu verhindern.
Ich habe sie oft gesehen, schon früher, auf dem Land, wenn sie verschwitzt in ihren lebensgefährlichen Schrottschüsseln am Freitagabend angesaust kamen, nichts redeten, nichts rausließen, in die Disco tobten, eine Woche Leben in zwei Tage packten mit allem drum und dran und den Bieren im Kopf. Irgendein Idiot erzählte dann immer, die Freundin habe er jetzt schon ein paarmal mit einem andern in der Disco gesehen, und dann waren noch ein paar Bier fällig und vielleicht eine Klopperei. Eine Woche in zwei Tage packen. Aber das machen die Lehrlinge auch und die Beamtenanwärter und die am Fließband und vielleicht wir alle. Nur beim Bund ist es sichtbarer. Da verunglücken sie dann eben, wenn sie viel zu spät und viel zu voll zurück in ihre Kasernen donnern. Und immer wieder die ungestellte Frage, an die ich mich zunehmend schwerer erinnere – wofür? Was wird da für's Leben gelernt, wenn das Leben andauert und nicht in Minuten dem Unausdenkbaren zum Opfer fällt? Da gebe es, sagt der Kommandeur, auch heute noch den Begriff der Kameradschaft. Er sagt es undramatisch und vorsichtig, als wolle er einen vehementen feministischen Angriff auf diese Männerbündelei, diese schreckliche Ideologie, einen Angriff meinerseits also, von vornherein abschwächen. Aber ich bin von diesem Angriff noch ziemlich weit entfernt. Er sei, erzählt er, immer ganz verwundert, wenn dann die Wehrpflichtigen nach ihrer Dienstzeit sich die T-Shirts mit dem Zeichen ihrer Einheit drauf kauften und die Hüte, immerhin, sagt er, das ist ja nicht nur Erleichterung. Nach ein paar Jahren erzählen sie alle, wie toll es während ihrer Zeit beim Bund war. Da sei durchaus auch Trauer beim Abschied. Ich glaube ihm das gern. Zweifellos wächst da was zusammen unter den Jungen, die keine Trümmergrundstücke als Spielplätze hatten und nur allzuviel Geregeltes. Ich will den Kameradschaftsbegriff gar nicht in Frage stellen. Ich bin mir nur im Zweifel, wozu er da ist und wo er enden kann. Wo er enden kann, weiß ich eigentlich. Bei feuchten Augen, wenn sie vom Rußlandfeldzug geredet haben und von dem einen, der für den andern einstand, getreu bis in den Tod.
Es wird Mittag, bis ich die ersten Mannschaften sehe, bis wir in der Kaserne sind. Jetzt weiß ich, daß in der fremden Welt alles seine Ordnung hat. Der Fahrer hat die ganze Zeit gewartet, das ist eben so, auf der Fahrt von D. nach W. unterhalte ich mich nur mit dem Schatten, nicht mit dem Fahrer. Warum eigentlich nicht? Wenn der Schatten und er miteinander reden, ist gar keine

Unterwürfigkeit und kein Machtgehabe auf der andern Seite herauszuhören. Nur eben so etwas wie ein Unterschied. Dies – das Militär – ist eine Maschine zur Erzeugung von Unterschieden. Das ist besonders raffiniert deshalb, weil man erst dafür sorgt, daß die Leute alle gleich aussehen, um dann die feinsten, weil äußerlich kaum auszumachenden Unterschiede zu produzieren. Ich bin kurzsichtig, beispielsweise. Von Rangabzeichen habe ich keine Ahnung, habe auch nie gelernt, darauf zu achten. Und doch könnte ich jetzt auf fünfzig Meter bei zweien dieser natogrünen Gestalten sagen, welcher der Ranghöhere ist und wie weit die beiden in der Hierarchie etwa auseinander sind.
Beide Herren, der Schatten und der Fahrer, erweisen sich als nicht sehr begnadete Leser von Stadtplänen. Dem Schatten gelingt es ganz mühelos, so zu tun, als ob er nicht irren könnte, jedenfalls dem Fahrer gegenüber nicht. Wie jeder x-beliebige Familienvater verfransen sich die beiden, aber mit Würde.

Die Kasernengebäude wirken schäbig in der Schneelandschaft, aber nicht eigentlich trostlos. Verblüffend ein wahnwitzig eingefärbtes, modernistisches Gebäude, in dem die Kasinos und Kantinen sind, die Küche, Wirtschaftsräume, eine Kegelbahn. Sie haben es wohl in einer Zeit bekommen, da auch der Bund noch finanzielle Fettlebe übte, und nun steht das letzte Relikt architektonischer Üppigkeit ein wenig merkwürdig in der Landschaft herum. Sie nennen es den Papageienkäfig, und die Soldaten passen etwa hinein wie Heringe in eine Pralinenschachtel. Sie wollen's eben nett haben, die Soldaten, nett und modern, warum auch nicht, aber der Gesamteindruck hat doch etwas Verblüffendes. Da sehe ich sie essen, meine Opfer, bei denen ich zwei Tage verbringen werde. Sie sitzen da zwischen den anderen, in ihren grünen Kombis, sehen fürchterlich jung aus. Blühende Akne in allen Stadien, runde Gesichter, schüchterne Bärte. Man darf sich während der Dienstzeit keinen Bart wachsen lassen, etwa vorhandene Bartpracht muß auf Gasmaskentauglichkeit heruntergestutzt werden. Die Atmosphäre ist wie in einer Mensa, nur das Essen ist entschieden besser. Das hindert nicht, daß gemäkelt wird, das wird es ja immer, man muß es für's Image machen. Eintopf? Geh ich gar nicht erst hin. Früher hätten die von der Grundausbildung zuletzt essen müssen, nach allen anderen Mannschaften. Das habe er geändert, sagt der Versorgungsoffizier, es sei ja unvernünftig. In dem Alter hätten sie den meisten Hunger, sie müßten sich ja schließlich auch eingewöhnen. Das mit dem »sitzt, paßt, wackelt und hat Luft« bei den Stiefeln, Helmen und Uniformen mache man auch nicht mehr, es sei ja sinnlos. Da probiere schon manchmal einer acht Paar Stiefel, bis man die passenden gefunden habe. Wieder ein Kommißwitz weniger. Gerade die Sorte hielt sich doch erstaunlich lange.

Ich bin erstaunt, wie intensiv man bei mir den Eindruck liebevoller Fürsorge zu erwecken sucht, mit Erfolg, ich glaube an die Veränderungen, die seit der Zeit brüllender, schleifender Altnazis in dieser Armee vorgegangen sind. Die neue Zeit, Menschenführung, praktische Psychologie – natürlich sind das hier keine Fremdworte mehr, natürlich bedient man sich dieser Mittel, es ist ja auch viel einfacher so. Bestimmt gibt es sie noch, die neurotischen Schleifer, die Angstbeißer, diese verkrüppelten Machtmännlein, sie sind sicher nicht ausgestorben. Es kann aber sein, daß man sie jetzt eher im mittleren Management mittlerer Betriebe findet als hier. Ich habe in diesen zwei Tagen keinen gesehen, den ich dafür hielt. Man sieht dort, das will ich glauben, die Sorte nicht gern, denn es wäre für den reibungslosen Ablauf des Betriebes nicht gut.

Grundausbildung machen hier, eingerückt Anfang Januar, vierundsiebzig Mann, wenig Abiturienten, die kommen meist im Herbst. Es sind drei Züge, Richt- und Ladeschützen, der größte Zug sind die Fahrer. Ich hatte mir die Panzergrenadiere nicht ausgesucht, sie waren mir, fürsorglich wie hier alles, ausgesucht worden. Ich lerne Hauptmann R. kennen, durch dessen Hände jedes Jahr viermal die Wehrpflichtigen am Beginn ihrer Dienstzeit gehen. Er wirkt sehr ruhig, klug und kompetent. Sicher hat er das, was hier ein vielbenutztes Wort ist, Führungsqualitäten. Er nimmt sich Zeit, beantwortet Fragen, ohne durch seinen Gesichtsausdruck die Meinung über diese Fragen zu verraten. Nein, auch er wird nicht Berufssoldat werden. Als ich ihn frage, wie er im Zivilleben auf seine hier tagtäglich sichtbare, spürbare Autorität wird verzichten können, wird er nachdenklich, gibt zu, daß es problematisch sein könnte. Er wird, dessen bin ich sicher, wieder »führen«.

Auch er sagt, die frühen siebziger Jahre seien vorbei, das spüre er genau. Ab und zu gebe es Abiturienten, die ein wenig schwierig seien, aber im allgemeinen . . . Es sind alles eigentlich brave Soldaten, sagt er zu meinem winzigen Schrecken, aber nicht ohne Ironie. Es würden ja jetzt, bei den schwächeren Jahrgängen, auch viele gemustert, die er eigentlich lieber nicht beim Bund sähe. Natürlich gebe es hin und wieder verhaltensgestörte Jungen, das sei ja auch kein Wunder. Draußen würden es ja auch immer mehr. Hauptmann R. erzählt von einem Fall, seiner Erinnerung nach seinem einzigen wirklichen Problemfall – ein Junge, der jede Berührung einer Waffe verweigert habe. Es sei disziplinarisch gegen ihn vorgegangen worden, dann habe man die Staatsanwaltschaft eingeschaltet, wie das eben so sein müsse. Der Junge sei dann im Verfahren als Kriegsdienstverweigerer anerkannt worden. Aus der Art, wie Hauptmann R. diese Geschichte erzählt, glaube ich eine Art Respekt vor der Zähigkeit dieses Wehrpflichtigen zu erkennen.

Das erste, was ich an Ausbildung mitbekomme, ist eine Instruktion der Wehrpflichtigen, Theorie also, und ich lerne den Feind kennen, endlich. Er

war mir schon vorher im Treppenhaus begegnet, auf mittelgroßen Plakaten. Der Feind besteht aus Mützen und Rangabzeichen. Die Nationale Volksarmee und, natürlich, die Russen. In dieser Stunde lernen die Jungs, woran sie russische Fahrzeuge und russische Insassen erkennen können. Alle drei Züge sind anwesend, es herrscht in dem kahlen Unterrichtsraum gedämpfte Schulatmosphäre, der Oberfeldwebel mault etwas, aber nicht besonders. Er mault, weil keine Ruhe einkehren will, wie die Lehrer zu allen Zeiten – hier allerdings können sie befehlen, und dann ist auch Ruhe. Es werden gelbe Kärtchen verteilt: »Siehst Du ein KFZ der SMM / melde es sofort / Deinem Disziplinarvorgesetzten / oder der nächsten Dienststelle der Bundeswehr«

Es steht auch darauf, wie man so eine Meldung macht, und wie die amtlichen Kennzeichen der Wagen des Feindes aussehen. Später frage ich, wie es denn mit der echten Kenntnis vom Feind stehe. Die Wehrpflichtigen, jedenfalls die drei, die ich zu einem längeren Gespräch bekam, waren diesbezüglich ihren Vorgesetzten weit überlegen. Zumindest war einer von ihnen schon mal in der DDR, man hat das eine oder andere von Verwandten gehört. Übereinstimmend möchte man es hier nicht so haben wie dort. Auf diese Formel allerdings hätte man sich mit jedem einigen können. Für die Vorgesetzten ist der Feind, der Warschauer Pakt, die Russen, anscheinend ein gut funktionierender erratischer Block, ungebrochen auf die Weltrevolution zumarschierend, von nicht vorstellbaren Bürgern bewohnt, und diese Bürger sind von einer ebenso gut funktionierenden Propagandamaschine darauf gedrillt, uns, den Westen zu hassen, und tun es auch. Ich gewinne bei manchen Gesprächen den Eindruck, die sowjetische Führung wäre entzückt, wenn sie ihren Laden auch nur annähernd so beisammen hätte, wie die hohen Offiziere der Bundeswehr sich das vorstellen. Aber dieses seltsame Bild ist nicht denen anzukreiden, die es haben. Es geht ja nicht anders, man muß die wahre Natur des Feindes aus dem Blickfeld halten, sonst wird die Feindesrolle bröcklig, die Motivationen lösen sich auf. Die Herren sind natürlich verpflichtet, je mehr sie unter den Begriff des Geheimnisträgers fallen, Ostreisen zu meiden wie das höllische Feuer. Ich erinnere mich an die Figuren in Schlapphüten und Trenchcoats mit hochgestellten Kragen, die in Bukarest vor den Hotels herumlauerten. Ich mußte damals sehr über sie lachen, weil sie aussahen wie im Kino. Vor diesen also muß jeder Soldat, hoch oder niedrig, unter allen Umständen bewahrt bleiben. Aber dadurch werden sie auch vor etwas anderem bewahrt, nämlich der Kenntnis von Menschen, Landschaften, Träumen und Wirklichkeiten auf der »anderen Seite«. Der Feind ist ein Plakat voller Mützen und Rangabzeichen. Der Feind ist das Lachen in den Dörfern an den Masurischen Seen, der Abend in der Ostberliner Oper, der Stehgeiger im Hotel Gellert in Budapest, das Gespräch mit den Mädchen in Kronstadt. Und die mit unserer Verteidigung beauftragt

sind und mit anderen fremden Armeen den Ernstfall proben, kennen den Feind nicht und dürfen ihn nicht kennen. Der Feind ist ein gelbes Kärtchen mit Autokennzeichen drauf.
Nach der Stunde sitzen ein paar in einem provisorischen Lese-, Spiel-, Rede-, Kaffeezimmer und spielen. Das Spiel heißt »Risiko« und man erobert Erdteile. Aber nur mit Würfeln, sagt einer und grinst, nicht mit Waffen. Ob sie Angst gehabt hätten, bevor sie eingezogen worden seien? Was sie am Abend davor gemacht hätten? Angst sei es eigentlich nicht gewesen, sagen ein paar, eher so ein bißchen komisches Gefühl, nicht direkt Angst, aber es sei eben doch etwas Fremdes auf einen zugekommen, und man habe ja einfach vorher zu wenig darüber gewußt, darüber, wie es sein würde. Am letzten Abend? Klar, er habe nochmal ganz schön gesoffen, sagt einer, der andere war noch schnell bei einem Bowlingturnier, der nächste sagt, er sei zu dem Zeitpunkt schlafen gegangen, wo man hier, beim Bund, geweckt werde. Der Oberfeldwebel L. sagt nachdenklich, das Gefühl könnte durchaus mit Angst zu tun haben, er könne sich da ganz gut dran erinnern.
Ich gehe mit meinem Schatten an den kleinen Gruppen vorbei, die Formalausbildung machen. Es sind immer etwa sieben, die einen üben »Grüßen im Vorbeigehen«, andere haben eine ABC-Übung. Der Boden ist mit hartem, nassem Schnee bedeckt, dem wird Rechnung getragen. Ich habe mir immer vorgestellt, daß Ausbilder ein Vergnügen daran haben würden, ihren Zug oder die Gruppe im Gleichschritt auf Glatteis laufen zu lassen. Ich sehe nichts dergleichen, bekomme später gesagt, daß es das durchaus gebe. Mein Eindruck von einer durch Disziplin in Form gehaltenen Zweckmäßigkeit wächst. Ich kann nicht verstehen, daß das Strammstehen und Grüßen, das Stillgestanden und Rührt-Euch, das Augen-rechts und das Links-um, all die Bewegungen, die junge Männer auf den Schrei eines fast ebenso jungen Mannes hin machen sollen – und zu machen sich sichtlich bemühen –, daß also dies alles keinen besonders zu stören, geschweige denn zu demütigen scheint. Man ist halt drin, und da macht man's halt, sagt mir später einer, was willste denn sonst machen? Wenn ich mich dauernd aufrege, gibt's doch nur action, und ich hab nichts davon.
Später sehe ich eine Stube, damit habe ich sie vermutlich alle gesehen. Es sieht haargenau so aus, wie ich mir eine Stube in einer Kaserne vorstelle, doppelstöckige Betten, schmale Spinde, und sie sind innen tatsächlich ziemlich ordentlich. Auf den Spinden Helm, ABC-Ausrüstung, Sturmgepäck. Eine gewisse Trostlosigkeit ist nicht von der Hand zu weisen, aber, sagt der Ausbilder, sie sind ja auch nur drei Monate hier. Da machen sie natürlich nichts Besonderes mit den Stuben. Wie sie den Laden sauberhalten – für meine weiblichen Augen allerdings nicht klinisch –, können sie selber entscheiden. Nur die Zeit liegt fest und natürlich das Ergebnis. Alte Soldaten, sagt der Oberfeldwebel, würden tot umfallen, wenn sie das sähen, für die sei

das ein schlampiger Sauhaufen, die Zeiten hätten sich da doch ziemlich geändert. Ich will die ABC-Ausrüstung sehen und danach die Übung. Eine kleine Tasche enthält einen Plastikponcho, eine Gasmaske, eine Dose Dekontaminationsmittel. Ich verhehle nicht meine Fassungslosigkeit.
In einem Schneegraben kauern später sieben formlose graue Hügel, auf ein Kommando stürzen sie raus und verheddern sich in ihrem Plastikzeug. Zehn Sekunden dürften sie brauchen zum Aufsetzen der Gasmaske, zum Einhüllen in den Poncho. Das Unausdenkbare soll ausdenkbar gemacht werden. Der Ausbilder zeigt Fotos von Verwundungen durch chemische Kampfstoffe. Man habe da in den fünfziger Jahren Versuche gemacht mit australischen Häftlingen, die zum Tode verurteilt gewesen waren. Das habe ihnen eine Chance gegeben. Mich mutet diese Geschichte mittelalterlich an, die Wehrpflichtigen betrachten die Schwarzweißbilder blasiger Hände, unförmiger Gliedmaßen ohne nennenswerte Regungen. Das ist kein Wunder – der sonstigen Greuelkonkurrenz sind solche Bildchen nicht gewachsen. Ich glaube, keiner von den Soldaten stellt sich einen Schmerz vor, so wenig wie das Gefühl brechender Knochen beim Anblick eines Kung-Fu-Films nachvollzogen wird. Auch von Hiroshima haben wir nur Bilder. Ich mache aus meiner Verachtung gerade für diese Übung kein Hehl. Ich sei im Irrtum, wird mir geantwortet, das habe schon seinen Sinn, wenn man sich nicht direkt im Zentrum befinde, die Strahlung sei ja extrem kurz. Und die chemischen Waffen? Tausende Tonnen von Zeug, das wir nicht einmal in seiner Wirkung kennen, das nur manchmal wie ein Medusenhaupt in den Medien auftaucht, zu schrecklich, um hinzuschauen? Und die biologischen Waffen? Die Milzbranderreger, die Lungenpesterreger und was sonst noch für Erreger? Dagegen ein Plastikmäntelchen und ein Döschen Puder? Ich rege mich auf. Chemische Waffen, beruhigt man mich, sollten ja jetzt weltweit geächtet werden, daß das klappe, habe man doch schließlich im Zweiten Weltkrieg gesehen. Das Giftgas, dessen verheerende Wirkungen der Erste Weltkrieg gezeigt habe, sei damals ja nicht mehr verwendet worden. Und die biologischen Waffen . . . sicher will niemand in dieser Übung das Spiegelbild des Ernstfalls sehen. Einer der jungen Soldaten sagt mir später allein klipp und klar, wenn das keinen Sinn hätte, diese Übung zu machen, dann täten sie es auch nicht. Sie glauben an's Überleben, an einen Sinn des Überlebens nach dem Inferno, ich kann's nicht ändern, sie glauben daran.
Am andern Morgen in der Theoriestunde: ich denke plötzlich an unsere alten Lehrer, und heute nehmen wir den Grasfrosch durch. Und heute nehmen wir das Panzerschießen durch. Vorher hatten sie das Heraustreten schon ganz ordentlich hinbekommen, obwohl sie doch erst drei Wochen da sind, sie stehen in Reih und Glied, keiner lacht, die Uniformknöpfe sind, soweit ich sehen kann, wie es sich gehört, und jetzt schon, nach drei Wochen, sind sie

aus der lästigen Haut des Individuums geschlüpft und brüllen wie ein Mann »Moin Herr Hauptfeld«. Wie haben Sie das nur gemacht, frage ich. Ach, es sei nicht so schwierig, gibt man mir bescheiden zur Antwort, man fange mit ganz kleinen Gruppen an, die lasse man erst einmal gehen, gewöhne sie dann an's Ausrichten und so weiter. Das gehe schon, sagt der Oberfeldwebel. Ich würde mir das wohl viel schwieriger vorstellen, als es ist.
Ich sehe einer anderen Gruppe bei der Formalausbildung zu und denke an Ballett-Training. Ballett ist entschieden härter. Aber sich immer wieder auf eine gemeinsame körperliche Form, Haltung oder Bewegung einzulassen, das hat etwas von dieser Kunstform. Ich schaue die Gesichter an. Die erzwungene Regungslosigkeit, vor allem wenn der Stahlhelm auf dem Kopf ist, reizt unwiderstehlich zum Lachen. Keine Miene zeigt Wut oder Rebellion. Nur einer läuft todtraurigen Gesichts mit eingeknickten Füßen humpelnd durch die Gegend. Aber der braucht nicht mitzumachen, der meldet sich auf dem Krankenrevier.
Ja, das Panzerschießen. Der Leo unterm Arsch. Aber diese Stunde, in der sie das Entfernungsmeßgerät erklärt bekommen, erinnert mich nur an Mathe im fünften Schuljahr. Ganz anders als in der Stunde, in der es um die Entdeckung und Identifizierung des Feindes ging, sind sie hier ziemlich munter bei der Sache. Das Entfernungsmeßgerät heißt TEM – ich hoffe, die Russen wissen das schon. Sie pinseln alle emsig die Zielstrichplatte ab, denn die Striche müssen sie auswendig können. Wenn ich nämlich an einem feindlichen Panzer vorbeischieße, brauche ich die Striche, um die Zielrichtung zu korrigieren. Was zehn Sekunden dauert, damit brauchen sie gar nicht erst anzufangen. Die Russen schmeißen auch nicht mit Kartoffeln. Außerdem gibt es, wird mir viel später von Oberstleutnant J. beschwörend immer wieder vorgehalten, die sowjetische Panzerüberlegenheit. Das sei eindeutig bewiesen!
Ein Krieg im Unsichtbaren mit unsichtbaren Waffen. Mikroprozessoren und Koordinaten, Elektronik und Technologie. Einer der höheren Herren findet das nicht so begeisternd. Das Zeug sei fürchterlich störanfällig, die Wartungszeiten erhöhten sich natürlich maßlos, je komplizierter die Waffensysteme würden. Das leuchtet mir ein. Vielleicht liegt hier eine Möglichkeit, diese Maschinerie endlich zu stoppen? Das ganze Zeug wird letztlich so überkompliziert, daß es sich sozusagen selbst lahmlegt. Ich beschließe, den Gedanken unter Utopie abzulegen. Da liegt schon einiges.
Das Schießen mit einem Panzer wird theoretisch erlernt wie der pythagoreische Lehrsatz – abstrakt. In der Grundausbildung bleibt der Panzer entweder Mathestunde oder Spielstunde – die große, teure Eisenbahn. Ich sehe mittags eine Gruppe Jungen in blauen Arbeitsanzügen, die liebevoll an so einem Ungetüm herumwienern. Sie hatten Übung im Gelände. Der

Panzer ist eingesaut wie das Familienauto nach einem verregneten Wochenendausflug. So wird er auch behandelt. Ich bekomme Munition gezeigt, glatte, kalte, schwere Dinger, die die Außenhaut eines Panzers glatt durchschlagen können. Ein Bild schießt mir durch den Kopf, ein Foto – ein verbrannter Panzerfahrer, aufgebäumt, mit offenem Mundloch, ein verbrannter Schrei. Es ist ein berühmtes Bild. Den Jungen würde es, da bin ich sicher, keinen Schrecken einjagen. Ich frage mich, ob die Entfernung von der Wirklichkeit durch die Technik den Krieg wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher macht. Die Art der Vermittlung von Fertigkeiten distanziert zunehmend von dem Endzweck, dem diese Fertigkeiten dienen.
Wollen Sie denn einfach das alles loswerden, von einem Tag auf den andern, fragt mich Oberstleutnant J., wissen Sie, was von der andern Seite auf uns gerichtet ist? Nein, ich will nicht auf einmal alles loswerden, wahrscheinlich, aber das sind imaginäre Fragen, es geht ja gar nicht, schon weil es mit einem Schlag eine halbe Million Arbeitslose mehr gäbe, nicht wahr?
Und auch weil, wie Oberfeldwebel L. sagt, die andere Seite nicht mit Kartoffeln schmeißt. Zweihundertsiebzig Raketen. Was glauben Sie eigentlich, sagt Oberstleutnant J., was wir uns so denken, wenn wir Bonn (er meint die Friedensdemonstration) sehen, die wollen ja gar nicht verteidigt werden, hab' ich da den Eindruck, und warum stören sie eigentlich die Gelöbnisse? Wir haben sowieso ziemlich wenig Glanz in all dem, diese inneren Sachen, die sind doch auch notwendig. Während er das so sagt, verstehe ich ihn.

Die Jungen sprechen nicht vom fehlenden Glanz, von dem Inneren, das den Älteren ein wenig zu fehlen scheint. Ich habe drei zu einem Gespräch gebeten, drei, die mir bei der Wahl zum Vertrauensmann aufgefallen sind, als Kandidaten. Der Vertrauensmann ist keiner von den dreien geworden, aber Stellvertreter. Die drei Züge haben den Ältesten gewählt, einen, den es noch mit vierundzwanzig erwischt hat und dem man ansieht, daß er das Beste draus machen will. Er war vorher bei der Feuerwehr, eine geordnete, hierarchische Männerwelt ist ihm nicht fremd. Er verkauft sich geschickt, ist unter den anderen etwas wie ein Platzhirsch, vier Jahre sind sehr viel in diesem Alter. Er wird sie, denke ich, gut vertreten, seine Gruppe, wahrscheinlich auch gut im Sinne seiner Vorgesetzten. Ein Rebell, das wird sich in einer späteren Theoriestunde zeigen, ist er nicht.
Ich sage meinem Schatten, daß ich mit den Jungen allein reden will, das stößt scheinbar auf keinen Widerstand. Das heißt, der Widerstand dringt nicht bis zu mir, ich erfahre nur beiläufig von seiner Existenz.
Der erste, Klaus, ist Abiturient, es gibt bei dieser Gruppe wegen der Jahreszeit kaum welche. Klaus wirkt ziemlich unentschlossen, gibt das auch von sich zu. Er habe bisher ein Leben völlig ohne Belastungen gehabt, habe

sich bei nichts wirklich engagieren müssen, auch die Schule sei ihm leicht gefallen, Abi-Notendurchschnitt einskommafünf, sagt er, aber gar nicht angeberisch, er habe da eigentlich keine Probleme gehabt. Auch immer genügend Geld, seine Eltern seien großzügig. Er habe auch zu Hause eigentlich nie etwas zu tun brauchen; sich um Ordnung zu kümmern, Bettenmachen und das ganze Zeug sei für ihn völlig neu. Er sagt das aber nicht etwa mit Abwehr oder Wut auf den ungewohnten Drill, sondern eher mit freundlicher Verwunderung. Das einzige, was ihn eigentlich wirklich interessiere – außer seiner Freundin, aber das kommt noch –, das einzige, wofür er sich engagiere, das sei Richard Wagner. Ich frage noch einmal nach, ja, Richard Wagner. Das sei für ihn überhaupt das Wichtigste, was es gebe. Ich kann mich nicht so schnell fassen und schnappe etwas nach neuen Fragen. Von der DDR, sagt er, dem Feind also, wisse er, daß es ein sehr gleichgeschaltetes Regime sei. Den *Rienzi* hätten sie dort auch nur und ausschließlich aufs Revolutionäre hingetrimmt.

Den zweiten, Georg, hatte ich schon bei der Formalausbildung beobachtet. Er hatte mich da an den Schwejk erinnert, mit seiner runden Brille, und ich hatte erwartet, daß er irgendwann über sich zu lachen anfangen würde. Er sah jedenfalls so aus. Aber da hatte ich mich getäuscht. Er wolle sich weiterverpflichten als Zeitsoldat, sagt er in dem Gespräch. Hauptschulabschluß, aber auf dem Gymnasium. Verweigern, nein, das habe er nicht gewollt, auch Klaus nicht. Er habe ziemlich extrem gelebt, sagt er, damit meint er wahrscheinlich Geldausgeben und Kneipen, halt das übliche. Oder doch mehr? Er kommt mir vor wie einer, dem der Bund als Änderung oder Klärung eines Lebensplans, eines Lebensentwurfs, gar nicht unwillkommen ist. Ordnung in einer ordnungslosen Zeit. Die Kompanie ist gut, sagen sie, es ist militärisch, aber nicht eigentlich unmenschlich; wenn mir die Übungen befohlen werden, hat es doch seinen Sinn, die wissen schließlich, was sie tun. Georg, dessen Gesicht mich noch immer an den braven Soldaten bei Hašek erinnert, erweist sich als dessen Gegenteil. Nun er sich einmal dazu entschlossen hat, macht er's auch richtig. Aber ich habe den Eindruck, daß es ihm nicht primär um die Vaterlandsverteidigung geht, sondern um den Umgang mit sich selbst und der Disziplin. Er trinke viel weniger und habe sich auch sonst verändert. In der Kneipe habe er es gemerkt, jemand sei gegen sein Glas gestoßen, und er habe nur was gesagt. Aus seinen Worten schließe ich, daß er noch vor kurzem dem anderen die Nase eingehauen hätte. Aber ich kann mich auch irren. Nach acht Jahren, sagt er allerdings, also wenn er acht Jahre lang als Zeitsoldat dabeibleibe, habe er sicher einen Hau weg, das sei ihm klar. Er ist derjenige von den dreien, der am präzisesten sagt, daß er alles an Ausbildung aus dieser Zeit herausholen will, was nur möglich ist.

Das ist immer wieder die begreifliche Lockspeise: Man kann da was lernen,

umsonst, man bekommt eine Ausbildung, die draußen langwieriger und teuer wäre. Und die Technik, natürlich. Es scheint ein sehr geringer Prozentsatz von denen beim Bund zu sein, die von der technischen Faszination der Waffensysteme unbeeindruckt sind. Und es sind nicht nur die Jungen von den immer tolleren, immer stärkeren Geräten beeindruckt. Der Leopard zwei, sagt mir ein anderer, das sei erst was Tolles. Viel später erzählt mir ein Freund, dessen antimilitaristische Haltung mir völlig eindeutig und lupenrein schien, verklärt, er sei mal mit so einem Ding auf dem Übungsplatz fünfundneunzig gefahren. Ein Wahnsinngsgefühl, sagt er.
Der dritte der Wehrpflichtigen war mir aufgefallen, weil er bei seiner Vorstellung in der Wahl der Vertrauensleute gesagt hatte, er sei verheiratet. Ich dachte, daß gerade er besondere Probleme haben müßte, mit der Situation fertig zu werden. Er ist bei weitem der Erwachsenste von den Dreien, das bestätigt sich auch im Gespräch. Sicher sei es für ihn ziemlich schwer, sagt er, er habe einen kleinen Laden aufgebaut, seine wirtschaftliche Existenz, und da seien noch seine Tiere, sein Hund und die Katzen, und natürlich auch seine Frau. Er ist zwanzig, sehr groß und wirkt freundlich, auch durch seinen schwäbischen Tonfall. Auf dem Bildchen, das er mir wortlos über den Tisch schiebt, ist ein ganz junges, hübsches Mädchen, seine Frau, achtzehn. Sie komme gar nicht gut damit zurecht, daß er weg sei, sagt er, bei allen Anrufen habe sie schrecklich geweint. Aber da sei nun nichts zu machen, für »das Geschäftle« habe er sich eine Sekretärin engagieren müssen, seine Frau arbeite auch ein bißchen mit. Er steht sich natürlich als Verheirateter mit einer wirtschaftlichen Existenz finanziell wesentlich besser als die anderen Wehrpflichtigen mit ihren zweihundertzehn Mark Sold. Finanziell kämen sie nicht schlecht weg, sagt er bedächtig. Er habe ja zum Bund gewollt, seiner Wehrpflicht Genüge tun wollen. Sie seien vier Kinder gewesen, der Vater habe die Familie verlassen. Jahrelang hätten sie von der Sozialhilfe gelebt mit der Mutter, der Vater habe nicht bezahlt. Der Vater sei, sagt Jürgen, auch unehrenhaft aus der Bundeswehr entlassen worden. Er, Jürgen, trage nun als einziger noch den Namen der Familie, die Geschwister hätten ihn abgelegt. Er wolle den Namen wieder sauber machen, gerade hier bei der Bundeswehr. Außerdem habe der Staat, dieser Staat, jahrelang etwas für ihn getan, durch die Sozialhilfe eben. Und das wolle er nun abgelten, also er wolle dem Staat was zurückgeben. Das sagt, immer bedächtig, überlegt und ruhig, ein Zwanzigjähriger, der »ein Gschäftle« aufgebaut hat und verheiratet ist, einer aus der Nullbockgeneration. Es ist schon verblüffend.
Die drei sind nicht typisch, sicher nicht, aber wer ist das schon. Später wird mir Hauptmann R. sagen, daß es da weiß Gott ganz andere gebe, Sprachlose, Primitive, Schwierige. Es gibt auch durch Angst und Unsicherheit Gewalttätige, Kraftprotze, die die große vermeintliche Chance, sich in einer

hierarchischen Männerwelt zu profilieren, wohl mißverstehen oder auslegen als Terrorisieren von Schwächeren, auch wenn so ein Schwächerer leidet – ganz auszuschalten wird das bei dieser engen Nähe nie sein. Wir bekommen natürlich nicht alles mit, die müssen es einem schon sagen, der Betroffene dem Vertrauensmann, der Vertrauensmann dem Zugführer und so weiter.

Ja, das mit der Friedensbewegung, da sind die drei nicht so begeistert, es wär ja eigentlich ein Rückschritt, sagt Jürgen, da wär dann mal der Russ da und dann der Ami und dann wieder der Russ. Wir fangen ja schließlich nicht an, sagt er. Die Unsichtbarkeit des Ernstfalls, die Unsichtbarkeit der eigentlichen Waffen wird auch in dem Gespräch spürbar: Ich versuch halt, so gut wie möglich zu zielen, und dann schieß ich. Und mit dem berühmten Rückfall ins Indianerspiel: wenn da dann einer steht, versuch ich schon, der erste zu sein, ist ja klar. Klaus sagt, daß er sich einen Krieg nicht vorstellen könne, zumindest diesen nicht, danach sei ja alles zu Ende. Und er erzählt von dem blonden Mädchen, das er kennengelernt hat, die auch Wagner liebt, und daß die ihn tröstet und stabilisiert, wenn er mit ihr spricht. Er sei sicher kein guter Kämpfer, meint er, aber einen Sinn habe es doch. Nihilismus möge er nicht. Und ich denke erfolglos darüber nach, was er damit wohl meinen könnte. Nein, die Zeit komme einem nicht lang vor, jedenfalls nicht während der Grundausbildung. Später würde es dann wohl anders. Das haben sie von den anderen gehört, das habe auch ich erzählt bekommen, von der lähmenden Langeweile, die einen beim Bund befallen kann und die mit Sicherheit ein Ausgangspunkt für das Alkoholproblem ist.

Es sind eigentlich alles brave Soldaten, hatte Hauptmann R. am Anfang gesagt. Das scheint ein unheimlich richtiger Satz zu sein. Wer das nicht ist, wer es nicht sein will und sein kann, ist hier nicht vorfindbar. Übergriffe? Gibt es sicher, ebenso sicher werde ich sie hier nicht zu Gesicht bekommen. Wenn man nicht das Phänomen Militär als solches als Übergriff wertet, die soldatische Ordnung, die hier für mich fast nirgends den Bereich des Einsehbaren verläßt. Allzu eklatante Verstöße gegen den jetzigen Führungsstil dieses Heeres werden mit Sicherheit ausgeschaltet, sie passen nicht, das ist spürbar. Im Interesse liegt die Reibungslosigkeit, das technische Funktionieren, nichts zu weit Gedachtes sollte die Routine stören. Früher, hatte der Brigadekommandeur gesagt, gab es ja diese Geschichte, man muß den Soldaten brechen und neu zusammensetzen, aber das ist nicht mehr zeitgemäß. Es ist ja auch gar nicht sinnvoll in einer Armee, die die Demokratie verteidigen soll. Unausgesprochen schwebt der Gedanke im Raum, daß der Feind seine Soldaten jedenfalls auf diese Weise zur Raison bringe, sie breche und neu zusammensetze. An der Spitze der Hierarchie fühlt man sich wohl, eingebettet in die zu verteidigende Gesellschaftsform, ein paar Stufen tiefer wachsen die Zweifel, auch die Kränkungen. Die Friedensbewegung verur-

sacht wirkliche Kränkungen. Frieden wollen sie schließlich auch. Aber natürlich keinen ohne Freiheit, Frieden ohne Freiheit sei sinnlos. Freiheit ohne Leben ist auch sinnlos, aber das sage ich nicht.
Eine der letzten Ausbildungsstunden, die ich mitbekomme, ist politischer Unterricht. Straff organisiert, der Unterrichtende hält sich weitgehend im Hintergrund. Thema der Veranstaltung ist ein Schmidt-Zitat: »Realistische Friedenspolitik aus Verantwortung und Überzeugung«, drei verlesen einen Text, eine Paraphrase auf die diesbezügliche Schmidt-Rede, wenig Eigenes zunächst. Es fällt der bemerkenswerte Satz: »Mer kann nur hoffe, daß mer sich besser verständicht und daß der Nato-Nachrüstungsbeschluß net so hart ausfällt.« Indem ich immer noch darüber nachdenke, wie das wohl gehen könnte mit dem »net so harte Nachrüstungsbeschluß«, schäme ich mich, daß ich bei dem Satz habe lachen müssen. Ich bin absolut sicher, daß kein einziger Politiker auf der ganzen Welt auch nur annähernd Anzahl und tatsächliche Wirkung der bei ihm vorhandenen Waffen kennt, sonst würden sie ja nicht immer wieder so verblüfft in ihre sogenannten Finanzierungslöcher starren. Und da erwarte ich von einem Achtzehnjährigen, daß er einen Schimmer hat, wenn er das Wort Nato-Nachrüstungsbeschluß mit dem kindlichen und begreiflichen Wunsch nach »nicht allzuviel Härte« verbindet.
Inzwischen haben sich, unauffällig vom Instrukteur angeleitet, an drei Tischen Arbeitsgruppen gebildet, die Themen ausarbeiten und dann kurz darüber referieren sollen. Es ist seltsam, wie das hier klappt. Ich habe die Atmosphäre in einer normalen Hauptschule noch gut vor Augen und vor Ohren hauptsächlich. Da kommen die doch mehr oder minder alle her. Ohne Lähmung, aber auch ohne in ohrenbetäubendes Gekreisch zu verfallen, reden sie an ihren zusammengeschobenen Tischen miteinander, die Tafel wird mit Strichen dreigeteilt, die Gruppen kriegen die Themen an die Tafel geschrieben. So steht da: Friedenspolitik aus Überzeugung / Stellung der Gesinnungspazifisten / Politik der Bundesregierung / Realistische Friedenspolitik zwischen Ost und West.
Man redet kurz über die Themen, immerhin wird das Wort »Gesinnungspazifist« problematisiert. Alle Gruppen sind der Meinung, daß man in dieser Stunde nur eines der Themen abhandeln könne und in den nächsten Stunden die jeweils nächsten machen solle. Der Ausbilder ist einverstanden. Das, sagt mein Schatten, hätte es zu unserer Zeit nicht gegeben, so einen Gruppenbeschluß. Zu seiner Zeit: Er ist achtundzwanzig. Ich glaube ihm das, Veränderungen sind nicht zu übersehen – sind es wirklich welche? Oder hat der Apparat nur Kreide gefressen? An allen Tischen reden sie jetzt über das Thema miteinander, manche knabbern wie Schulkinder an ihren Bleistiften. Oberstleutnant J. hat das Wort »Friedenshysterie« benutzt. In der Truppeninformationsstunde vorher haben sie, höre ich, über die Stärke

der sowjetischen Waffenproduktion gesprochen. So hat schon alles seine Ordnung.
Die Gruppen beginnen jetzt, jede hat einen Sprecher, der die kurz zusammengefaßten Gedanken vorträgt. Friedenspolitik aus Überzeugung, sagen die ersten, muß ja auch Friedenspolitik aus Zweckmäßigkeit sein. Christliche Dinge werden eher halbherzig ins Spiel gebracht. Wenn der eine nicht genug Waffen hat, kann er dem anderen nicht auf die Pelle rücken. Das ist Zweckmäßigkeit. Auch die eigene Vernichtung, also das mit dem Bewußtsein, daß man nicht überlebt, ist zweckmäßig.
Der zweite geht auf den Gedanken der Vernichtung ein. Diplomatie und Wirtschaftssanktionen seien Mittel der Friedenspolitik, Gleichgewicht des Schreckens – dieses Wort hört man oft in der Kaserne und immer gelassenen Tones –, Abrüstung, wäre ja ganz gut. Und überhaupt hätten wir keinen Frieden eigentlich.
Der dritte erzählt die längste, auch mutigste Geschichte, das mit der gegenseitigen Aufrüstung, und wenn mir einer aufs Ohr haut, hau ich ihn wieder, das könne doch nicht so weitergehen. Sie seien dafür, daß man die Grenzen aufmache und die Wirtschaftssysteme ineinander verfließen lasse. Und dann habe man ja erst mal eine Zeitlang zu tun, die Katastrophen in Ordnung zu bringen, die überall in der Welt seien, den Hunger und die Naturkatastrophen eben, damit sei die Menschheit ja dann ziemlich ausgelastet. Und dann wollten sie noch sagen, daß vielleicht, aber das sei natürlich irreal, erst mal die kleinen grünen Männchen, also die Bedrohung von außen kommen müßte, damit die Menschen zusammenhalten lernten.
Ein wenig Utopie nach soviel Hinnahme von Gegebenem tut mir gut. Die Diskussion ist lebhaft, ohne daß der Ausbilder sich auch nur einmal einmischt oder etwa seine Meinung sagt. Er sitzt in meiner und meines Schattens Nähe ganz hinten, notiert mal was, hört aufmerksam zu. Es liegt an den Kriegsursachen, sagt einer. Man muß die Wirtschaft bekämpfen, und die Dritte Welt soll die Agrarüberschüsse kriegen. Aber es zahlt ja keiner den Transport . . . Es fällt der Satz, das politische Spannungsfeld liege eben *über* den Menschen. Aber der Warschauer Pakt, der Kommunismus, der strebe die Weltherrschaft an, das stimme doch wohl, sagt der Platzhirsch, man erinnert sich. Und dagegen müsse man doch was tun. Der aus der dritten Gruppe meint, bei denen gebe es schließlich auch junge Leute, die keinen Krieg wollten. Die sind nicht so wie wir, sagt der Platzhirsch. Doch, sagen andere, man müßte sie kennen.
Nein, sie wollen sicher keinen Krieg. Aber er wird, immer unsichtbarer und immer perfekter, in der Nähe gehalten. Und die Technik ist seine Tarnkappe.

Ich verlasse die fremde Welt nicht angstvoller, als ich gekommen bin.

Beim Exerzieren im Kasernenhof, beim Gliederbilden, Sichzerstreuen und Platzwechseln ward weiter nichts beabsichtigt, als die »Kerls« umherzuhetzen. Ja, Diederich fühlte wohl, daß alles hier, die Behandlung, die geläufigen Ausdrücke, die ganze militärische Tätigkeit vor allem darauf hinzielte, die persönliche Würde auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Und das imponierte ihm; es gab ihm, so elend er sich befand, und gerade dann, eine tiefe Achtung ein und etwas wie selbstmörderische Begeisterung. Prinzip und Ideal waren ersichtlich das gleiche wie bei den Neuteutonen, nur ward es grausamer durchgeführt. Die Pausen der Gemütlichkeit, in denen man sich seines Menschentums erinnern durfte, fielen fort. Jäh und unabänderlich sank man zur Laus herab, zum Bestandteil, zum Rohstoff, an dem ein unermeßlicher Wille knetete. Wahnsinn und Verderben wäre es gewesen, auch nur im geheimsten Herzen sich aufzulehnen. Höchstens konnte man, gegen die eigene Überzeugung, sich manchmal drücken. Diederich war beim Laufen gefallen, der Fuß tat ihm weh. Nicht, daß er gerade hätte hinken müssen, aber er hinkte und durfte, wie die Kompagnie »ins Gelände« marschierte, zurückbleiben. Um dies zu erreichen, war er zunächst an den Hauptmann selbst herangetreten. »Herr Hauptmann, bitte –« Welche Katastrophe! Er hatte in seiner Ahnungslosigkeit vorwitzig das Wort an eine Macht gerichtet, von der man stumm und auf den Knien des Geistes Befehle entgegenzunehmen hatte! Der man sich nur »vorführen« lassen konnte! Der Hauptmann donnerte, daß die Unteroffiziere zusammenliefen, mit Mienen, in denen das Entsetzen vor einer Lästerung stand. Die Folge war, daß Diederich stärker hinkte und einen Tag länger vom Dienst befreit werden mußte.

Unteroffizier Vanselow, der für die Untat seines Einjährigen verantwortlich war, sagte zu Diederich nur: »Das will ein gebildeter Mensch sein!« Er war es gewohnt, daß alles Unheil von den Einjährigen kam . . . Trotz seiner langen Erfahrung erwartete er immer noch von den Einjährigen mehr Geist und gute Haltung als von den anderen Leuten und war immer neu enttäuscht. In Diederich sah er keineswegs den Schlimmsten. Das Bier, das einer zahlte, entschied nicht allein über Vanselows Meinung. Noch mehr sah Vanselow auf den soldatischen Geist freudiger Unterwerfung, und den hatte Diederich. In der Instruktionsstunde konnte man ihn den anderen als Muster vorhalten. Diederich zeigte sich ganz erfüllt von den militärischen Idealen der Tapferkeit und der Ehrliebe. Was die Abzeichen und die Rangordnung betraf, so schien der Sinn dafür ihm angeboren.

(Heinrich Mann, *Der Untertan,* Claassen Verlag, Hamburg 1958, S. 50 f.)

Drei Wochen liegen wir schon in dem Tanzsaal in dem kleinen Städtchen in Schleswig-Holstein. Drei Wochen haben wir die Augen gerollt, den Kopf bewegt, Kniebeuge und »Rumpf vorwärts beugt« gelernt. Grüßen können wir auch schon und dürfen zum erstenmal Besuch empfangen. . .

Um vier Uhr – als alle beim Kaffee sitzen, jeder seinen Napf voll vor sich, seine Frau, Mutter oder Liebste daneben – geht der »Unteroffizier vom Dienst« durch den Saal. Jeder springt vorschriftsmäßig auf, klatscht die Hände an die Hosennaht und setzt sich wieder. Alles klappt vorzüglich, bis die Reihe an mich kommt. Ich bleibe sitzen.

Sophie bittet mich, »vernünftig« zu sein und mir nichts »einzubrocken«. Ich jedoch bin in meinem Leben noch nie »vernünftig« gewesen. Der Unteroffizier geht auch an mir vorüber, sagt aber nichts. Nachdem bleiben noch andere – fünf oder sechs – sitzen, die scheinbar auch nicht begriffen haben, was sich für einen deutschen Soldaten gehört.

Sophie ist besorgt. Aber sie weiß eben nicht, daß ich krank bin. Ohne Scherz, ich bin kein normaler Mensch. Nicht nur, daß ich mir lieber die Zunge hätte ausreißen lassen, ehe ich – gerade vor ihr – mich so erniedrigt hätte. Nein, man müßte mir ein anderes Hirn einsetzen, um einen brauchbaren Soldaten aus mir zu machen. . .

Ein Mensch, das bekenne ich offen, der sich mit solchen Hirngespinsten plagt, ist eigentlich unwürdig, des Königs Rock zu tragen. Aber ich mußte eben diese Ehre auf mich nehmen, wie ein Zuchthäusler nichts gegen die ihm zugefügte Ehre tun kann, Uniform zu tragen . . .

Die ganze Stube, die ganze Kompanie putzt abends mit fanatischem Eifer die Knöpfe an den Röcken. Morgens beim Antreten werden alle Knöpfe sorgfältig beaugapfelt, und wehe, wenn da irgendwo nicht alles glänzt. »Wir sind doch keine Schweine!« heißt es dann.

Ich frage ein bißchen herum, was die andern so über dies und jenes denken. Sie müssen sich doch etwas denken, woher sollte sonst der Eifer kommen. Einige Proletarier sind darunter, die meinen, »man macht den Stumpfsinn eben mit, weil es keinen Zweck hat, sich dagegen aufzulehnen«. Aber das sind ja nicht die eifrigsten. Da sprach ich einmal mit Weiß darüber, Maslovsky stand daneben. Die beiden putzten stets mit Feuereifer, mußten also von einem sachlichen Grund angefeuert, begeistert sein?! Und ein Oberlehrer ist doch eine wichtige Stütze des Geisteslebens! Weiß guckt mich an – er wichst gerade seine Stiefel –, läßt beide Hände sinken, und sagt: »Was redest du denn für Unsinn, Betzoldt. Wir sind eben Soldat, was gibt's denn da noch zu fragen!«

(Adam Scharrer, *Vaterlandslose Gesellen*, Oberbaum Verlag, Berlin 1972, S. 45 ff.)

Nico Hansen
Seemann, laß das Träumen

Der blonde Leutnant war mir sofort angenehm aufgefallen. Außer mir war er der einzige, der sich nicht vom gleichförmigen NATO-Haarschnitt hatte entstellen lassen, sondern noch »Matte« trug. Wir schrieben das Jahr 1971 – wie meine Altersgenossen steckte ich tief in jenem solidarischen Kampf, den wir mit Argumenten, Dickköpfigkeit und Haarnetzen gegen Eltern, Lehrer und Vorgesetzte um unsere Haare führten und dessen Verbissenheit und Intensität genau der Bedeutung entsprachen, die lange Haare damals für uns hatten.

Frierend stehen wir um sieben Uhr morgens im eisigen Oktoberwind auf dem Vorschiff und hüpfen von einem Bein aufs andere. Freitag – Wochenendmusterung. »Achtung! Stillgestanden! . . . Die Augen links!« (Alle tippeln ein bißchen vor oder zurück, um sich in Reih und Glied auszurichten.) »Augen gerade-aus!« Der I WO, ein feister, mondgesichtiger Oberleutnant, macht eine halbe Drehung nach rechts und brüllt dem Kommandanten entgegen: »Melde Besatzung KM-Boot ›Paderborn‹ vollzählig angetreten!«

Der Kommandant: »Morgen, Männer!«

Die Männer: »Morgen, Herr Kaleu!«

Der Kommandant: »Rührt Euch!« Alle sacken ein bißchen in sich zusammen. Das Ritual kenne ich aus der Grundausbildung.

Mit halbem Ohr vernehme ich die schrecklichen Dinge, die der Kommandant verkündet und die ich am Abend vorher, als ich zum erstenmal über die Gangway der »Paderborn« gekommen war, den Besatzungsmitgliedern nicht hatte glauben wollen, ». . . in die Werft . . . Cherbourg . . . Haarbefehl . . . Sie wissen ja . . . nicht auf den Kragen aufstoßen . . .« Immer wieder schaue ich zu dem Blonden rüber und sehne mich danach, daß er meinen Blick erwidert; er tut es, er lächelt sogar, und ich lächle vorsichtig zurück und bin dankbar, fast glücklich. Der Mann ist kaum älter als ich, vielleicht Mitte zwanzig, wie kann so jemand bloß Leutnant werden, der hat mit der Bundeswehr doch garantiert auch nicht viel am Hut – allein schon die Haare! Immer häufiger treffen sich unsere Blicke, immer unbefangener lächeln wir uns an, Gleichgesinntheit signalisierend.

Ein Stoß in die Seite bringt mich in die unmittelbare Wirklichkeit zurück:

»Du bist gemeint, los!« Etwas verdattert trete ich einen Schritt vor und nehme Haltung an. »Gefreiter Hansen, melde mich an Bord als neuer Funker.« »Gefreiter? Und wo sind Ihre Dienstgradabzeichen«, keift der I WO. »Bin erst vor zwei Tagen befördert worden, hatte noch keine Zeit, sie anzunähen«, gebe ich knapp und kleinlaut zurück. »Mit Ihren Haaren muß auch was passieren . . . melden Sie sich nach der Musterung bei mir.«
Stunden später halte ich irgendwo auf der Hamburger Elbchaussee an einer Telefonzelle, rufe Kathrin an und frage, ob sie mich noch sehen will. Wieso? Natürlich! – Naja, sie haben mir die Haare abgeschnitten, willst du trotzdem? – Klar du Idiot, los, komm vorbei.
Wohl war mir nicht. Mit dieser Haartracht sah man mir nun zum erstenmal den Soldaten an, der unter meinen Freunden und bei mir selbst so verpönt war. Wie sollte ich bloß plausibel machen, warum nun, von einem Tag auf den anderen, diese so unendlich wichtigen Haare geopfert werden mußten, und das trotz des sogenannten Haarbefehls, der es Soldaten erlaubte, die Locken während ihrer Wehrdienstzeit ungehindert wachsen zu lassen – einzige Bedingung: im Dienst war ein Haarnetz zu tragen. Natürlich gab es Gründe, warum dieser Befehl plötzlich für mich nicht mehr galt: aber daß sie einem sechzehnjährigen Mädchen mit Hasch in der Schultasche und Ten Years After-Platten im Regal einleuchten würden, daran mochte ich in jenem Moment kaum glauben. Minensuchboot »Paderborn« sollte nämlich am Montag, drei Tage nachdem ich an Bord meinen Dienst angetreten hatte, für drei Monate nach Frankreich in die Werft, und jenseits der deutschen Grenzen war der »liberale« Haarbefehl nicht gültig, da konnte der jeweilige Vorgesetzte nach wie vor »Ohren und Nacken frei« befehlen, von wegen dem Ansehen der Armee im Ausland. Am Montag früh waren auch bei dem blonden Leutnant die Haare gefallen.

Als ich im Frühjahr 1971 zur Bundeswehr kam, zwar Vietnam-bewegt, doch zum Verweigern zu feige, teilte sich für mich die Welt in solche Menschen, die gegen die Bundeswehr, und solche, die dafür waren. Ganz klar, alle jungen Leute lehnten das Militär ab, die Alten traten fast geschlossen für den Kriegsdienst ein. Und so stellte ich es mir auch bei der Bundeswehr selbst vor – alle unter dreißig (ich hatte Dutschkes Aufforderung, niemandem über dreißig zu trauen, vermutlich dahingehend mißverstanden, daß allen unter dreißig zu trauen sei) zogen an einem Strang, und die über dreißig, die Kommandierenden, das waren die brutalen Militaristen und Menschenschinder.
Noch am ersten Tag meiner Dienstzeit wurde ich eines Besseren belehrt – ich gab in der Wachstube meinen Einberufungsbescheid ab, und der Obermaat, der die Personalien aufnahm, verschrieb sich bei meinem Vornamen. Als ich mich über den Schreibtisch beugte und mit dem Finger auf den

Fehler deutete: »Hier, nicht ›k‹, das wird mit ›c‹ geschrieben«, da gab es kein Halten mehr. »Was fällt Ihnen ein, bleiben Sie zurück, ich weiß schon, was ich zu schreiben habe . . .« und so weiter und so weiter.
»Da darfste dich nicht wundern«, erklärte mir später ein wohlmeinender Hauptgefreiter in der Kantine, »das System funktioniert perfekt. Die Gefühle, die die Leute hier für den Bund haben, und damit natürlich auch ihre Bereitschaft, sich in diese Ordnung einzugliedern – sprich: nach oben buckeln, nach unten treten –, das alles steht in direktem Verhältnis zur Dauer der freiwilligen Dienstverpflichtung. Und dann noch die ganzen Rivalitäten und Minderwertigkeitskomplexe dieser Pellköpfe untereinander, bloß weil der eine 'ne Stufe höher ist als der andere; das führt dazu, daß die jeweils rangniedrigsten Vorgesetzten im Endeffekt die schärfsten Hunde sind, weil sie Angst haben, sich was zu vergeben. Das Alter ist dabei völlig schnuppe. Sowas wie Solidarität erlebste höchstens innerhalb der verschiedenen Dienstgrad-Gruppierungen, ein Offizier würde dir gegenüber niemals zugeben, daß 'n anderer Offizier Scheiß gebaut hat, auch wenn die beiden sich privat noch so spinnefeind sind. Das gleiche gilt für die Uffze. Bei den Mannschaftsdienstgraden ist es allerdings schon wieder komplizierter, da gibts das Problem der unterschiedlichen Dienstzeitverpflichtung: die Z-Säue sind doch entweder scharf auf die Kohle, die sie als Abfindung kriegen – und je länger man sich verpflichtet, desto höher ist die –, oder sie wollen auf Staatskosten studieren, oder sie fahren voll auf die Vaterlandsnummer ab und haben sich von den Weiterverpflichtungsfilmen verführen lassen. Was, kennste nicht? Wart man ab, das kriegt ihr auch bald, das sind so romantische Streifen von schnittigen Schnellbooten, die durch die Wellen pflügen, oder von der ›Gorch Fock‹, wie sie unter vollen Segeln majestätisch der untergehenden Sonne entgegensegelt. Naja, und die W 18er, die reißen eben zähneknirschend ihre 18 Monate Wehrpflicht runter.«
Nach und nach erst begriff ich, wie recht der Hauptgefreite hatte – zwischen Z-Sau und W 18er gab es nur wenig Gemeinsamkeiten, auch wenn wir alle vom selben Spieß (Kompaniefeldwebel) schikaniert wurden: »Eh ich auf den Feind ballere«, tönte mein Stubenkamerad Fuhrmann einmal während der Grundausbildung beim Mittagessen, »knall ich erst mal die von den eigenen Leuten ab, die sich feige verpissen wollen.« Er muß mindestens Z 4 gewesen sein.
Ich habe meine Einteilung der Welt in Gut und Böse während des ersten halben Jahres bei der Bundeswehr grundlegend revidieren müssen – nun waren, unabhängig von Alter und Dienstgrad, alle Feinde, die sich nicht als Freunde ausgewiesen hatten.
Aber auf dem Schiff galt es, das Feindbild noch einmal neu zu entwerfen.

Gegen 4.00 Uhr werde ich aus dem Schlaf geweckt. Klirrende Flaschen, krachende Schläge, splitterndes Holz, wütende Stimmen. »Du alte Rotzbeule, so 'ne Wichse kannste deiner Alten erzählen.« Vorsichtig schiebe ich meinen Kojenvorhang zur Seite und sehe im schwachen Schein der Nachtbeleuchtung, wie Jochen rücklings auf einem der Tische ausgestreckt liegt. Thomas hockt über ihm und schlägt erbarmungslos auf sein Gesicht ein. Auf dem Tisch und auf dem Boden, um die beiden herum verteilt, zerbrochene Flaschen, Bierlachen, ein Cassettenrecorder, Kleidungsstücke, Erbrochenes; eine Spindtür ist aus den Scharnieren gebrochen. Jochen blutet aus der Nase.

Während ich noch überlege, gut getarnt hinter meinem Kojenvorhang, ob ich es jemals wagen würde, mich da einzumischen, wenn Thomas so geladen und dazu noch besoffen ist, sind Nils, Jürgen und Mathias längst aus ihren Kojen gesprungen, barfuß platschen sie durch Kotze, Bier und Glassplitter und bringen die beiden Kämpfer auseinander. Thomas will noch immer nicht Ruhe geben, aber er hat keine Chance mehr, zwei Leute halten ihn von hinten fest, Nils sagt: »Moment, ich hol mal eben 'ne Schachtel Bier«, das Licht geht an, irgend jemand brummt hinter seinem Vorhang: »Seid ihr bescheuert, Ruhe jetzt, ich will knacken«, aber natürlich sind alle hellwach, Bierflaschen werden aufgerissen und in die Kojen gereicht, sofort bekommt der zehn Quadratmeter enge Raum, in dem wir mit fünfzehn Leuten hausen, seine gewohnte überfüllte Gemütlichkeit; wer nicht längst im Schlafanzug durch die Gegend springt oder irgendwo auf einem der beiden großen Tische hockt, hängt weit mit dem Oberkörper aus seiner Koje heraus und beteiligt sich lauthals an den Unterhaltungen; Jochen und Thomas sitzen irgendwo dazwischen, so, als sei nichts gewesen.

Dauerkonflikte zwischen Z-Säuen und W 18ern, zwischen Abiturienten und Leuten ohne Volksschulabschluß, zwischen begeisterten Soldaten und verzweifelten Kriegsgegnern, die bei der Gewissensprüfung durchgefallen waren, konnten wir uns hier nicht leisten. Unsere Privatsphäre bestand aus einer zwei Meter langen und 80 Zentimeter breiten Koje, die durch einen Vorhang gegen den Raum abgeteilt war, aus einem 30 Zentimeter breiten Spind und aus einem Platz an einem der beiden Tische zu den Mahlzeiten – allerdings war bei der Berechnung der Sitzplätze bereits berücksichtigt, daß immer mindestens ein Mann auf Wache ist. In diesem Fünfzehn-Mann-Deck gab es zu wenig Raum zum Kämpfen, sei es mit Fäusten, mit Worten oder mit Gefühlen.

Da war es naheliegender und sinnvoller, die Aggressionen nach oben zu richten, ein Deck höher, wo die Herren Offiziere in kleinen aber heimeligen Kammern ihre Ruhe haben. In der Kaserne begegneten einem diese Leute praktisch nur im Dienst, auf dem Schiff dagegen konnten sie uns allen und jederzeit im Vorbeigehen in die Koje schauen, beim Essen waren wir

permanent ihren prüfenden Blicken ausgesetzt, und der Fernseher für die Mannschaftsdienstgrade stand irgendwo mitten im Gang – ein Leben unter den Augen der Obrigkeit. Und die Obrigkeit kommt mit diesen Umständen gut zurecht. Sie läßt sich das Essen auftragen, die Kammer putzen, und als einmal hinten auf dem Achterdeck ein Bordfest mit Bierfaß und Rostbratwürstchen gefeiert wurde, saßen der Kommandant (ein Kapitänleutnant von ca. 30 Jahren) und seine eigens nach Cherbourg eingeflogene Frau auf zwei Sesseln wie das Königspaar eines Schützenfestes, während alle anderen auf Tauwerksrollen, auf Winschen oder auf der Reling hockten, den Teller auf den Knien.

Mein blonder Leutnant bildete zunächst eine angenehme, eine überraschende Ausnahme. Er hatte sich auf vier Jahre verpflichtet, war damals, als wir uns auf der »Paderborn« begegneten, etwa zwei Jahre dabei, hatte bisher kaum Truppe geführt, sondern in erster Linie Ausbildung und Lehrgänge über sich ergehen lassen. Er war gleichzeitig mit mir aufs Schiff gekommen; wie für mich, war es auch für ihn das erste »aktive« Kommando. Wie mir, so stank auch ihm die rigide hierarchische Ordnung, es stank ihm, daß wir in Frankreich liegen mußten und damit von Freundin und Privatleben gänzlich abgeschnitten waren. Es stank ihm, daß die Haare fallen mußten, es war ihm völlig wurscht, ob jemand seine Dienstgradabzeichen vorschriftsmäßig angenäht hatte, es nervten ihn die betont militärischen Ambitionen unseres Kommandanten – und er riskierte es, seinen Unmut Untergebenen gegenüber zu äußern und sich mit den Mannschaftsdienstgraden zu solidarisieren. Lauthals sangen wir gemeinsam Reinhard Mays »Diplomatenjagd« – damals abgesehen von Degenhardt und Biermann so ziemlich das Aufmüpfigste, was es auf dem deutschen Liedermarkt gab –, nachts saßen wir oft stundenlang in seiner Kammer und bestärkten uns gegenseitig in unseren Wehklagen über das grauenvolle Leben auf dem KM-Boot »Paderborn«. Zusammen mit Leutnant Kelz Wache zu haben, abends mit Leutnant Kelz noch ein Glas Rotwein in der Stadt zu trinken, beim Großreinschiff Leutnant Kelz' Kammer sauber machen zu dürfen, all das galt als besondere Ehre, und wir taten es gerne.
Ich redete mit Kelz über Zukunftspläne, griff ihn dafür an, daß er sich vier Jahre verpflichtet hatte, war bereit, seine Skepsis hinsichtlich seiner eigenen Entscheidung für glaubwürdig zu halten, und eines Abends vertraute ich ihm mein bestgehütetes Geheimnis an – ich erzählte ihm von meinem Plan, nach der Bundeswehrzeit zusammen mit zwei oder drei Freunden auf einem kleinen Segelboot zwei Jahre um die Welt zu segeln.
Ein paar Tage später, als wir nach einem Fußballspiel gegen eine Auswahl der französischen Werftarbeiter unter der Dusche standen und es Kelz gerade mal wieder besonders wurmte, daß wir einmal mehr dem Ehrbedürf-

nis unseres eifrigen Kommandanten Genüge getan hatten, da fragte mich der Leutnant, splitternackt, wie er war: »Mensch, die Sache mit Ihrer Weltumseglung, die hats mir ganz schön angetan, brauchen Sie nicht noch jemanden? Ich würd auch den Smut spielen«. Und diese bittende Frage eines Vorgesetzten, der sich so gar nicht als Vorgesetzter gebärdete, war für mich schmeichelhaft genug, um zu antworten: »In der Tat, Herr Leutnant, wir suchen noch jemanden.«

Klamotten sind in der Männergesellschaft Bundeswehr ein Kapitel für sich. Vom Wechseln der Bettwäsche bis zum Stopfen der Socken lauern überall unmännliche Tätigkeiten, die nur mit Widerwillen, möglichst aber gar nicht verrichtet werden. Entsprechend streng sind die Vorschriften. Daß man eine zerrissene Hose mit Heftklammern statt mit Nadel und Faden flickt, das mag noch angehen, aber sauber müssen die Sachen sein, da kennt der Bundesverteidigungsminister kein Pardon: jeden Montag frisches Arbeitszeug, so lautet die Dienstvorschrift. Da es zehn Tage dauert, bis die Wäsche aus der Wäscherei zurückkommt, braucht jeder Soldat drei »Päckchen« Arbeitszeug. Eine alte Marinetradition will es, daß dieses Arbeitszeug weiß ist und hinten einen großen, rechteckigen blauen Kragen hat – früher trugen die Matrosen einen Haarzopf, den sie mit Teer einschmierten, damit er gut in Form blieb, und der dunkelblaue Kragen sollte verhindern, daß der Teer die ganze Bluse verschmutzte. Zu meiner Zeit gab es bei der Marine zwar keine geteerten Zöpfe mehr, aber es gab zwei verschiedene Arten von Arbeitsblusen – die einen waren hauteng und lang geschnitten, und der blaue Kragen war fest angenäht; die anderen waren kurz und weit, und der Kragen wurde – ähnlich den Nummern, die sich Sportler umbinden – mit dünnen Bändern separat um die Brust gebändselt. Eine zeitraubende und ungemütliche Angelegenheit. Ich hatte bei der Kleiderausgabe zwei von den »schicken« praktischen Blusen ergattert, die dritte gehörte zu den unattraktiven Modellen. Folglich versuchte ich mit allen Tricks zu vermeiden, diese dritte Bluse jemals anziehen zu müssen. Um trotzdem den Sauberkeitsansprüchen der Schiffsführung zu genügen, erschien ich jeden Montagmorgen mit einer frischen Bluse, die ich aber, sobald ich den kritischen Kontrollblicken der Vorgesetzten entkommen war, gegen die Arbeitsbluse aus der letzten Woche vertauschte – so hatte ich stets nur zwei Blusen in Gebrauch, eine ausschließlich für die Montagsmusterungen, die andere zum Arbeiten für den Rest der Zeit. Der Nachteil war, daß ich bei diesem Vorgehen zwar nur die beiden mir sympathischen Blusen trug, daß jedoch nie Zeit war, sie in die Wäsche zu geben, was dazu führte, daß die eine schneller, die andere langsamer, aber beide erbarmungslos und unaufhörlich immer dreckiger wurden.
Kelz bemerkte als erster diesen graduellen Anstieg an Verschmut-

zung und sprach mich darauf an. Ich erklärte ihm meine Verfahrensweise, und er schien bereit zu sein, die Rolle des Mitwissers stillschweigend zu akzeptieren.
Einige Zeit später mußte der Zustand meiner Arbeitsbluse selbst dem Kommandanten auffallen; er stand gerade zusammen mit Leutnant Kelz im Navigationsraum, als ich dort von ihm einen Funkspruch abzeichnen lassen wollte – und machte eine entsprechende Bemerkung. Kelz reagierte sofort: »Gefreiter Hansen, melden Sie sich nach dem Mittagessen bei mir mit sauberem Arbeitspäckchen.« Ich fühlte mich verstanden, zog grinsend ab und hielt die Sache für erledigt.
Als am gleichen Abend plötzlich auf dem Gang zum Mannschaftsdeck Kelz' Stimme hinter mir herdonnerte – »Gefreiter Hansen, warum haben Sie sich nicht wie befohlen heute Mittag bei mir gemeldet?!« –, da traute ich im ersten Moment meinen Ohren nicht; aber dann beruhigten mich die anderen, naja, der wird schon seine Gründe haben, wahrscheinlich hat ihn der Alte angeschissen, weil du immer noch in den dreckigen Klamotten rumläufst.

Doch nach und nach häuften sich die Anzeichen für einen Gesinnungswandel bei meinem Leutnant: Er ermahnte mich, endlich meine Dienstgradabzeichen anzunähen; bei uns im Mannschaftsdeck war er kaum mehr anzutreffen, und wenn, dann nur aus unangenehmem Anlaß; bei ihm in der Kammer saßen schon lange keine Mannschaftsdienstgrade mehr beim Wein; die Zigarettenpause, die er uns anfangs während des obligatorischen Morgenlaufes großzügig gewährt hatte, wurde immer seltener; auf Mißstände an Bord angesprochen, waren für ihn plötzlich Sachzwänge und Befehle die höchste Instanz; und mit völlig überflüssigem Eifer sorgte er, lange bevor sich Kommandant und I WO zu kritischen Bemerkungen veranlaßt fühlten, dafür, daß alle mit vorschriftsmäßig kurzen Haaren herumliefen – Leutnant Kelz hörte nicht nur auf, sich dem Druck von oben zu widersetzen, er fing an, Gefallen daran zu finden, nach unten Druck auszuüben.
Im Mannschaftsdeck herrschte ratlose Enttäuschung.
»Der ist inzwischen genau so 'n Schwein wie die anderen auch.«
»Wieso, war doch immer klar, daß der 'n Arsch ist, das hab ich dem von Anfang an angesehen!«
»Was heißt hier Arsch, was soll er denn machen, der kricht doch auch Zoff von oben.«
»Na, nur Zoff kann det ja nu ooch nich sein, der is doch schon richtich jeil druff, uns ene rinzuwürjen.«
»Außerdem ist das in jedem anderen Beruf auch so, Karrieresyndrom, du mußt dich in deinem Verhalten immer nach oben orientieren, und wenn du befördert wirst, ist es dir plötzlich peinlich, wenn dich Leute duzen, die jetzt

deine Untergebenen sind. Das ist bei der AEG das gleiche wie bei der Bundeswehr.«
»Wißt ihr, ihr redet doch nur 'n Haufen Kacke, die Bundeswehr schafft es, jeden umzukrempeln, weil es den Leuten einfach Spaß macht, Druck auszuüben und ihre eigene Macht zu spüren.«
»Mensch, wenn man dich so hört, kriegt man richtig Lust, sich länger zu verpflichten.«
»Ihr könnt quatschen, soviel ihr wollt, aber den Kelz können wir vergessen, und darum hol ich jetzt noch 'ne Schachtel Bier, und dann stoßen wir auf den allmählichen Verlust der Hoffnung an.«
Und in der Ecke murmelt einer: »Es klingt wie eine Sage, noch sechsundsiebzig Tage.«

Leutnant Kelz steht in der Tür zum Funkraum, wo ich die Schlüsselmaschine auf den neuen Tagescode einstelle. »Gefreiter Hansen, helfen Sie mal dem Smut beim Abladen des LKW, damit wir heute abend was zu futtern haben.« Mißmutig ziehe ich meinen Parka über. Als ich über die Gangway an Land gehe, ruft ein Unteroffizier hinter mir her, der umringt von lauter Werftarbeitern auf dem Achterdeck steht. »Sie müssen mir hier mal eben helfen, die Typen kapieren nicht, was ich sage.« Obermaat Köppen, in Maschinenfragen ein wahres Genie, hatte den Verdacht, daß einige der Motorenteile, die die Werft geliefert hatte, nicht aus entmagnetisiertem Stahl waren – für ein Minensuchboot selbst in Friedenszeiten eine nicht ungefährliche Sache. Aber auch mir gelang es nicht, die Frage mit den französischen Werftarbeitern auf Anhieb zu klären. So kletterten wir alle hinunter in den Maschinenraum, um der Angelegenheit vor Ort auf den Grund zu gehen. Nach etwa zehn Minuten wurde ich von einem aufgeregten Obergefreiten zum Kommandanten gerufen. »Beeil dich, der Alte ist unheimlich sauer!«
»Gefreiter Hansen, Leutnant Kelz berichtet mir, er habe Ihnen einen Befehl gegeben, den Sie sich weigern auszuführen.«
Ich erkläre, was vorgefallen ist.
»Gefreiter Hansen, es steht Ihnen nicht zu, selbst zu entscheiden, welcher der Ihnen gegebenen Befehle mit zeitlichem Vorrang oder größerer Dringlichkeit auszuführen ist.«
Ich versuche, mein Verhalten zu begründen, wobei ich mich auf Vernunft und Sinnhaftigkeit berufe.
»Sie sollen Befehle nicht interpretieren, Sie sollen sie befolgen. Wenn ein Vorgesetzter Ihnen einen Befehl erteilt, so machen Sie sich unverzüglich an die Ausführung dieses Befehls. Gibt Ihnen ein anderer Vorgesetzter einen weiteren Befehl, so fahren Sie in der Ausführung des ersten Befehls fort, machen aber den zweiten Befehlsgeber darauf aufmerksam, daß Sie sich

bereits in Ausübung eines Befehls befinden. Die Dringlichkeit der Befehle ergibt sich aus der Reihenfolge, in der Ihnen die Befehle gegeben werden, und nicht aus Ihrer persönlichen Einschätzung.«
Ich merke, daß meine Vernunftargumente fehl am Platze sind, und gebe mich einsichtig, um nun endlich damit beginnen zu können, den ersten, also vorrangigen Befehl auszuführen.
»Gefreiter Hansen, Sie sind sich im klaren darüber, daß das, was Sie getan haben, Befehlsverweigerung ist. Sie werden, damit Ihnen so etwas nicht wieder passiert, die nächsten vier Wochenenden Wache gehen.«

Mehr als drei Monate später. Längst sind wir wieder in Wilhelmshaven; mein Versetzungsgesuch ist angenommen; einen Tag, bevor ich zu meinem neuen Standort nach Kiel reise, findet eine Musterung statt, bei der auch Beförderungen ausgesprochen werden sollen – wir müssen alle in erster Geige, in unserer besten Ausgehuniform, antreten. Bevor der Kommandant erscheint, nimmt Leutnant Kelz uns unter die Lupe. »Wo ist Ihr Haarnetz? Und Ihre Dienstgradabzeichen haben Sie ja immer noch nicht angenäht.« Zum Glück, denke ich, die ganze Mühe wäre ja sowieso umsonst gewesen; jetzt, nach der Beförderung, müßte ich die Dinger alle gegen neue umtauschen.
Während der Kommandant uns strammstehen läßt, starre ich in den sauber ausrasierten Nacken des blonden Leutnants, der direkt vor mir steht.

Lamuv Verlag

Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (Hg.)

Frieden schaffen ohne Waffen
Aktionshandbuch 2

1981, 224 Seiten, Schaubilder,
5. Auflage, 44.–50. Tausend,
Format 11,5x18 cm
DM 7,80
Lamuv Taschenbuch 7
ISBN 3-921521-35-1

Karl-Klaus Rabe (Hg.)

Vier Minuten vor Mitternacht
Stellungnahmen
zum Rüstungswahnsinn

1981, 160 Seiten, 2 Abbildungen,
Format 11,5x18 cm
DM 9,80
Lamuv Taschenbuch 9
ISBN 3-921521-32-7

Jürgen Roth/Kamil Taylan

Die Türkei – Republik unter Wölfen

1981, 224 Seiten, 19 Abbildungen,
Format 11,5x18 cm,
2. Auflage, 11.–15. Tausend
DM 9,80
Lamuv Taschenbuch 6
ISBN 3-921521-24-6

Martinstraße 7
D-5303 Bornheim 3

Mario Erdheim
»Heiße« Gesellschaften und »kaltes« Militär

1.

Im »Tübli« in Zürich hing eine Photomontage, die die Metaphorik der Zürcher Jugendbewegung vorwegnahm: eine Postkartenansicht der Stadt an der Limmat, rechts das Helmhaus und das Großmünster, links das Stadthaus und das Fraumünster, im Hintergrund die Rathausbrücke. Aber mächtige Gletscher auf beiden Seiten ebenso wie die vereiste Limmat, in der ein Kriegsschiff stecken geblieben war, und Pinguine, die auf dem Eis spazierten, symbolisierten die Stimmung, die sich um 1970 in der Stadt breitgemacht hatte. Die Jugendbewegung machte sich daran – unter anderem auch mit ihrer Zeitung *Eisbrecher* –, Zürich vom Packeis zu befreien.

Vermutlich ohne es zu wissen, nahm die Jugendbewegung Begriffe auf, die Lévi-Strauss in den sechziger Jahren benützt hatte, um verschiedene kulturelle Einstellungen gegenüber der Geschichte und ihren Wandlungen zu beschreiben. Der wieder erstarkte Wille nach Stabilität, Ruhe und Ordnung speist auch das Interesse an der Ethnologie. Viele jener Kulturen, mit denen sich Ethnologen beschäftigen, weisen eine uns erneut faszinierende Kontinuität und Festigkeit auf. Zwar ist man davon abgekommen, von »geschichtslosen Völkern« zu sprechen, denn natürlich hat jedes Volk seine Geschichte, aber es gibt grundlegende Unterschiede in der Art und Weise des Umgangs mit dieser Geschichte. Lévi-Strauss versuchte, diese Unterschiede durch die Gegenüberstellung von »kalten« und »heißen« Kulturen zu erfassen. »Kalte Kulturen« nannte er solche, die wie Uhren mechanisch funktionieren, »heiße Kulturen« dagegen solche, die wie Dampfmaschinen, also aufgrund thermodynamischer Prinzipien betrieben werden:

»Um zu funktionieren, brauchen sie nämlich ein potentielles Gefälle, das durch verschiedene Formen sozialer Hierarchie entsteht, handle es sich nun um Sklaverei, Leibeigenschaft oder Klassenunterschiede« (1972b: 34). Die »kalten Gesellschaften« »stehen zwar auch innerhalb der Geschichte, versuchen aber, von ihr unberührt zu bleiben, während unsere Gesellschaften die Geschichte sozusagen verinnerlichen, um sie zum Motor ihrer Entwicklung zu machen« (a. a. O.: 39).

Man kann es auch so sagen: Die »kalten Kulturen« bemühen sich, den historischen Wandel einzufrieren, sie streben danach, gegen »jede Veränderung ihrer Struktur, die ein Eindringen der Geschichte ermöglichen würde,

verzweifelt Widerstand zu leisten« (Lévi-Strauss 1960: 39). Mit Hilfe außerordentlich komplexer Sozialmechanismen haben sich diese Kulturen so eingerichtet, daß statt Fortschritt Wiederholung herrscht.
Unsere »heißen Gesellschaften«, mit ihrem »gierigen Bedürfnis nach Veränderung« (Lévi-Strauss 1962: 272), haben die Ablehnung von Wandel und Geschichte immer mit mehr oder weniger Verachtung zur Kenntnis genommen. Im Ausdruck »unterentwickelte Länder« schwingt diese Geringschätzung noch mit, aber in dem Maße, wie wir selbst Schwierigkeiten mit dem Fortschritt bekommen haben, wuchs das Verständnis, ja die Bewunderung für jene Kulturen, denen es gelungen ist, die Geschichte einzufrieren. Gleichzeitig aber wurde auch sichtbar, daß unsere Gesellschaften – obwohl dem Fortschritt ergebene Klassengesellschaften – keineswegs »heiße Kulturen« schlechthin sind, sondern Kulturen, die über »Kühlapparate« verfügen, welche die Temperatur einzelner Bereiche regulieren und damit die Geschwindigkeit des Wandels kontrollieren können. Wir dürfen annehmen, daß besonders jene Teile einer Kultur, deren Veränderung die etablierte Herrschaft und ihre Dynamik in Frage stellen könnte, durch entsprechende Kühlsysteme abgesichert werden müssen.
Die Kälte dieser Räume affiziert besonders das Bewußtsein der darin lebenden Individuen; sie verfallen in eine Art Winterschlaf, in welchem die Lebensprozesse zwar weiter laufen, aber stark verlangsamt sind. Damit ist sowohl die Reaktionsbereitschaft als auch die Differenzierung der Reaktionsmittel herabgemindert; der Vielfalt von Situationen kann nur mit einem beschränkten Instrumentarium begegnet werden. Was Freud vom Traum sagte, er sei der »Wächter des Schlafes«, gilt auch von den Phantasmagorien, die diesen Winterschlaf begleiten und ermöglichen: Traumbilder, umstrahlt vom Schein der Realität, gaukeln ein »tropisches« und aktives Leben voller Geschäftigkeit vor. Deshalb erscheint das Leben in diesen gekühlten Räumen gar nicht als ein Leben auf Sparflamme, ganz im Gegenteil: es wird mit eindrücklicher Intensität erfahren, die letzten Versatzstücke der Geschichte – die Männlichkeit, das Töten, Ritterlichkeit und Tugend – geben sich als das Aktuellste und Gegenwärtigste, und man vermeint, nicht dort zu sein, wo die Geschichte eingefroren, sondern wo sie voll in Gang ist.

2.

In industriellen Gesellschaften übernimmt das Militär die Funktion eines solchen Kühlsystems, und es überrascht daher nicht, daß es – wie die Militärsoziologen Roghmann und Ziegler 1977 feststellten – selten Revolutionen unterstützte, aber immer wieder für »Ruhe und Ordnung« sorgte. Die soziologische Erklärung dafür lautet:

»Eine Integration von militärischer Führung und herrschender Klasse und mangelnde Loyalität

der Mannschaft gegenüber ihren Offizieren oder direkte Loyalität der Soldaten zur politischen Führung verhindern die Teilnahme der Armee an politischen Umsturzbewegungen« (ebda: 202).

Diese Erklärung wirft viele Fragen auf: Man könnte sich denken, daß die »mangelnde Loyalität der Mannschaft gegenüber den Offizieren« eine günstige Voraussetzung für eine Revolutionierung der Armee bedeutete, denn nach wie vor gibt es ja mehr Soldaten als Offiziere. Oder man fragt sich, woher denn die »direkte Loyalität der Soldaten zur politischen Führung« komme, da ja von der Annahme ausgegangen wird, die Gesellschaft befinde sich in einer revolutionären Krise, welche aber eben von der Armee nicht unterstützt, sondern erstickt wird. Betrachtet man hingegen das Militär als ein Kühlsystem, wird vieles klarer – metaphorisch gesprochen: es ist ein Kühlschrank und kein Backofen.

Einen ersten Ansatz zum Verständnis des Militärs lieferte Freud 1921 in seiner *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Am Beispiel des Militärs und der Kirche illustrierte er seine These, daß das Individuum, sobald es unter den Einfluß von Institutionen der Herrschaft gerät, regressiv wird. Außerhalb dieser Institutionen mag der Einzelne autonom, kritisch, sich seiner Grenzen bewußt sein und sich nach dem Realitätsprinzip richten, aber im Rahmen jener Institutionen fallen diese sogenannten Ich-Funktionen weg, und es kommt zu einem Denken in Bildern, zur Kritiklosigkeit sowie zur Forderung nach Illusionen, die nun das Handeln des »institutionalisierten« Individuums bestimmen. Freud unterscheidet hier zwei »Psychologien«: die des »Massenindividuums« und die des »Führers«, wobei er nicht zwei Menschenarten, Herren und Knechte, annimmt, sondern davon spricht, daß die »Psychologie der Masse in Individualpsychologie« umwandelbar sein müsse, »ähnlich wie es den Bienen möglich ist, aus einer Larve im Bedarfsfalle eine Königin anstatt einer Arbeiterin zu ziehen« (1921: 138).

Keine »Wehrpsychologie«, die nicht die Rolle des »wahren Führers« hervorhebt. Unzählige Beispiele sollen verdeutlichen, was bloß ein »Vorgesetzter« oder gar ein schlechter Führer ist. Karl Ludwig von Schoenau, der 1958 eine *Kleine Truppenpsychologie. Leitfaden für Offiziere und Unteroffiziere* schrieb, hält als »Merksatz« fest: »Der Vorgesetzte erzwingt die Leistung, der Führer gewinnt den Menschen zur Leistung und gewinnt damit die Leistung!« (a. a. O.: 179). Aber wie gewinnt der »wahre Führer« seine Leute? Das ist nicht leicht, denn er muß eine Fülle widersprechender Eigenschaften in sich verkörpern: einerseits soll er seine Leute lieben, andererseits aber auch bereit sein, sie in den Tod zu schicken; er soll sich mit ihnen identifizieren können, ihre Sorgen und Interessen kennen, um ihr Vertrauen zu gewinnen, gleichzeitig aber Distanz wahren. Im *Handbuch Innere Führung. Hilfen zur Klärung der Begriffe* (2. Auflage 1960) heißt es:

»Wer erziehen will, muß mit seiner Truppe leben, mit ihr Gefahr und Entbehrung, Freud und Leid teilen. Er muß den Weg zum Herzen seiner Soldaten finden. Wer sich anbiedert, wahllos mitmacht und Disziplinlosigkeiten übersieht, zerstört jede Möglichkeit der Erziehung« (a. a. O.: 93).

Schoenau sagt dasselbe vom »soldatischen Führer«.

»Er ist ein Mitglied unserer Schicksals-, unserer Notgemeinschaft, ein Glied unserer Gruppe. Der Führer ist aber nicht allein nur Gruppenmitglied, er ist auch mehr als nur Kamerad, er ist der ›Vater‹ der Gruppe. Die bewußte oder unbewußte Übernahme der Vaterrolle hat für die Verhaltensweise der Gruppe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung« (a. a. O.: 205).

So entpuppt sich im »wahren Führer« das Phantasma des »guten Vaters«. Dessen Schwierigkeiten wiederholen sich in der Unmöglichkeit, ein »wahrer soldatischer Führer« zu sein. Friedrich der Große sah und sagte das deutlicher als seine theoretischen Nachfahren. Für ihn war nämlich ein »vollkommener General« eine platonische Idee:

»Ein vollkommener General ist ein être de raison, eine Platonische Republic, das Centrum gravitatis der Philosophen, der Stein der Weisen der Chymisten, die Vollkommenheit ist auf keine Art compatible mit der Menschheit. Inzwischen soll uns doch die Empfindung von unserer Unvollkommenheit nicht abhalten, vollkommene Modells zu entwerfen, damit genereuse Gemüther aus einem principio von Ehre und emulation animiert werden, sich dergleichen models doch auf gewisse massen zu nähern, wann sie selbige nicht vollkommen imitieren können . . . Wie viele sich contradicierende Tugenden werden nicht erfordert, um einen General zu Wege zu bringen? . . . Man erfordert ferner von einem General, daß er dissimule seyn und zugleich naturel erscheinen soll, gelinde und strenge, beständig mißtrauisch und jederzeit tranquile, der aus humanité seinen Soldaten schonet, zuweilen aber mit deren Blut verschwenderisch ist, der mit dem Kopf arbeitet, von Person aber agissant ist, discret, von tieffer Einsicht, der von allem instruieret ist . . .
Ich recommandiere alle diese Qualitäten wegen ihrer besonderen Wichtigkeit, und zwar aus folgenden Ursachen: die Kunst seine Gedanken zu verstellen oder die Dissimulation ist einem jeden Menschen, der große affairen zu führen hat, ohnumgänglich nöthig« (zit. nach Schoenau 1958: 225-226).

Vom Charme des Rokoko entkleidet, liest sich bei Freud die inhaltlich ähnliche Beschreibung des Führers folgendermaßen:

»Seine intellektualistischen Akte waren auch in der Vereinzelung stark und unabhängig, sein Wille bedurfte nicht der Bekräftigung durch den anderen. Wir nehmen konsequenterweise an, daß sein Ich weniger libidinös gebunden war, er liebte niemanden außer sich und die anderen nur insoweit sie seinen Bedürfnissen dienten« (1921: 137-138).

Was hat das Bild des Vaters im Militär zu suchen? Folgt man Freud, dann ist es nicht eine diffuse, ständig vorhandene Vatersehnsucht, die nun in der Armee ihre Erfüllung sucht. Das Vaterbild ist vielmehr das Ergebnis eines komplizierten, mit großem Aufwand aufrechterhaltenen Prozesses: Die vom Führungspersonal in eine Regression versetzten Soldaten produzieren die Leerstelle, die vom »Vater« ausgefüllt werden soll. Das Wesen der Massenseele, also der Seele der in einer Institution tätigen Individuen, sind nach Freud Gefühlsbindungen, die aufgrund regressiver Mechanismen zustande kommen; er hebt die zur Vorgeschichte des Ödipuskomplexes

gehörende Identifizierung hervor. Während im Ödipuskomplex das Individuum die Fähigkeit zur Objektwahl entwickelt, also die Fähigkeit, sich anderen Menschen zuzuwenden, reaktiviert die Institution (in unserem Falle das Militär) die Identifizierung, »die früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine Person« (a. a. O.: 115). Das heißt, daß der Vorgesetzte gar nicht mehr als ein Gegenüber erscheint, zu dem man sich akzeptierend oder ablehnend, seine Anweisungen prüfend verhalten kann, sondern daß man sich mit ihm identifizieren, ihn in sich hineinnehmen muß. Anhand des Phänomens der Verliebtheit und der Hypnose zeigt Freud, wie das Ich der erwachsenen Individuen, die sich innerhalb der Institution befinden, aufgezehrt wird: Der Führer setzt sich an die Stelle des Über-Ichs und lenkt von dort aus die Realitätswahrnehmung. Gleichzeitig kommt es zu den typischen Regressionserscheinungen: Schwund der bewußten Einzelpersönlichkeit, gleiche Ausrichtung der Gedanken und Gefühle, Vorherrschen der Affektivität und des unbewußt Seelischen. Le Bon zitierend, umschreibt Freud die psychische Situation der institutionalisierten Individuen:

»Sie fordern Illusionen, auf die sie nicht verzichten können. Das Irreale hat bei ihnen stets den Vorrang vor dem Realen, das Unwirkliche beeinflußt sie ebenso stark wie das Wirkliche. Sie haben die sichtbare Tendenz, zwischen beiden keinen Unterschied zu machen« (a. a. O.: 85).

Das Militär ist eine Illusions-Maschine spezifischer Art, die im wesentlichen das Konstrukt der Männlichkeit produziert. Die Analogie zu den »Männerhäusern«, die wir aus den »kalten Kulturen« kennen, ist nicht zufällig. So wie in jenen Kulthäusern das Geheimnis gepflegt wird, wodurch der Mann zum Mann wird, ist auch das Militär der Hort der Männlichkeit, die – ähnlich wie in jenen Gesellschaften – die Kategorien abgibt, welche die Welt ordnen sollen. Filme wie »Deer hunter« oder »Apocalypse now« haben vieles gemeinsam mit den Mythen, die man Frauen und Kindern erzählt, um ihnen zu verdeutlichen, daß sie eben keine Männer sind und nicht über das Geheimnis verfügen, das sie dazu machen könnte.

Aus dem Nachlaß des französischen Biologen René Quinton wurden 1936 die Gedanken veröffentlicht, auf die ihn seine Erfahrung des Ersten Weltkrieges brachte. Ihre Absurdität darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie die Illusion des Militärs adäquat wiedergeben und uns vor das Problem stellen, aufgrund welcher Prozesse diese Illusionen als Wahrheit erscheinen können. Quinton schreibt:

»Der Liebende muß mächtigen Trieben gehorchen, um noch dort zu töten, wo er liebt. Das Männchen tötet das befleckte Weibchen und will lieber keine Nachkommenschaft als eine Nachkommenschaft, die nicht die seine ist; er will keine Welt, die ihm nicht gleicht.

Die Völker, die den Krieg lieben, sind männliche Völker. Man kann die Männer außerhalb des Krieges und die Frauen außerhalb der Mutterschaft nicht beurteilen. Der Krieg gibt den Männern die Erhabenheit, welche die Mutterschaft den Frauen verleiht. Die Mutterschaft ist der natürliche Zustand des Weibes, der Krieg der natürliche Zustand des Mannes.

Der Pazifismus ist ein Überfall auf die Ehre. Der Mann hat nur eine erhabene Größe, die, daß er zu sterben weiß. Der Pazifismus will sie ihm abstreiten.«

Einer der wichtigsten Teile der militärischen Illusionsmaschine ist der Drill. Im 18. Jahrhundert entstanden, diente er der Schießdisziplin – angestrebt wurde ein lückenloses Feuer – sowie der Disziplinierung der neuen stehenden, also immer verfügbaren Heere. Der Militärhistoriker Delbrück schreibt:

»Man darf hinzufügen, daß nach einer guten Überlieferung trotz des rasenden Feuers der Preußen die Verluste, die sie dem Feind damit zufügten, nicht größer waren, als diejenigen, die sie selber durch das feindliche Feuer erlitten. Der Hauptgewinn, den die preußische Armee aus ihren Feuerübungen zog, war also der indirekte, analog den exakten Exerzierübungen und dem Parademarsch, nämlich die Disziplinierung, die Eingewöhnung in die Ordnung, die Fertigkeit des taktischen Körpers« (1920: 312).

Die Schießdisziplin, die angeblich den Sieg sichern sollte, war also nicht der ausschlaggebende Faktor, wichtiger war der Drill, um die »Masse«, das institutionalisierte Individuum, entstehen zu lassen: Massen sollen in Bewegung gebracht werden können, ohne daß sie das Ziel der Bewegung zur Kenntnis nehmen dürfen. Weil diese Absicht die gleiche geblieben ist, hat sich die Notwendigkeit zum Drill bis heute erhalten, so sehr sich auch die taktischen Voraussetzungen der Kriegführung seit dem 18. Jahrhundert verändert haben. Der bereits zitierte Schoenau bezieht sich auf den »verstorbene(n) Schweizer Gelehrte(n) Professor Dr. A. Carrard« und dessen Werk *Praktische Einführung in die Arbeitspsychologie* (1949), um die Bedeutung des Drills hervorzuheben:

»Dieser sogar in Militärkreisen nicht selten verpönte Begriff ist im Grunde genommen gerade bei der militärischen Ausbildung eine grundsätzliche Bedingung; allerdings wird er meist nicht richtig verstanden und von nicht orientierten und zu wenig klar sehenden Vorgesetzten schlecht beigebracht . . . Spricht jemand von Drill, so wird er sogleich als Reaktionär, als Drangsalierer, als unmenschlich abgestempelt. Und dennoch sind wir Menschen von klein auf und immer wieder durch das Leben eingedrillte Geschöpfe. Dank allerlei Automationen, die wir uns angeeignet haben, sind wir in der Lage, weiterzuleben und mit anderen Geschöpfen zu verkehren. Drill ist somit ein wichtiger psychologischer Faktor, der als Lehrmittel nicht vernachlässigt werden darf!« (1958: 101).

Schoenau schlägt vor, daß die Offiziere den Rekruten die Notwendigkeit des Drills »anhand von bildhaften Beispielen vernunftsgemäß begründen und Beispiele aus dem bürgerlichen Leben bringen«, nämlich »Fußballmannschaften, Akrobaten- oder Ballettgruppen oder Rennjachtbesatzungen« (ebda).

Das Wesentliche am Drill ist die Einübung von Verhaltensweisen, deren Sinn nicht einsichtig ist: Warum so und nicht anders marschiert, das Gewehr präsentiert, das Bett gemacht oder die Schuhe geputzt werden müssen, darf nie gefragt werden. Der Drill dient dazu, den Leuten die Frage nach dem Warum abzugewöhnen und damit die Realitätsprüfung als Ich-Funktion abzubauen. Während meines Militärdienstes behauptete ich einmal, der

Befehl sei ergangen, man müsse die Bügel über dem Bett so ausrichten, daß der Haken mit seiner Öffnung nach rechts weise. Sofort machte man sich an die Ausführung – wir hatten es schon längst aufgegeben, zwischen sinnlosen und sinnvollen Befehlen unterscheiden zu wollen.

Der Drill macht auch jede *historische* Kampfmotivation zunichte. Zwar lehrt man die Soldaten, sie müßten für Kaiser und Vaterland, für Führer und Rasse, für das Christentum oder für die freiheitliche Demokratie kämpfen, aber diese Lehren haken gar nicht ein, sie bleiben dem Militär äußerlich und können deshalb auch beliebig ausgewechselt werden. Die bereits erwähnten Militärsoziologen Roghmann und Ziegler stellten fest:

»Auf die Frage, was sie [die Soldaten] in der Schlacht zum Aushalten und Weiterkämpfen veranlaßte, kam an zweiter Stelle – nach der Hoffnung, die ganze Sache (Krieg, Einsatz) möglichst bald hinter sich zu bringen – die Solidarität mit den Kameraden. Führerschaft und Disziplin wurden zwar von Offizieren bei dieser Frage für wichtiger gehalten, von den Mannschaften jedoch kaum erwähnt. Idealistische Gründe (Freiheit, Demokratie, Vaterland) wurden von Offizieren wie Mannschaften nur als unbedeutende Beweggründe aufgeführt« (1975: 175).

Statt der Geschichte und ihrer Bewegung taucht die Männlichkeit als Kampfmotivation auf. Das vom Drill geschaffene Denkvakuum, unterstützt von der zum Überleben notwendigen männlichen Solidarität, läßt die uralten Kategorien »männlich-weiblich« als Ordnungsfaktoren »kalter Kulturen« wieder aufleben, und mit ihnen können politische Realitäten, der Zusammenstoß von Machtinteressen nicht mehr erfaßt werden.

Ein bezeichnendes Beispiel für das auf »Kultur« bezogene militärische Denken ist die 1967 erschienene Festschrift für General Hans Speidel, *Soldatentum und Kultur*. Der damalige Schweizer Oberstkorpskommandant Dr. Hans Frick schrieb darin einen Aufsatz über »Ritterlichkeit«, deren Schwund er bedauert; gleichzeitig vergißt er aber, daß es die Schweizer Bauern waren, die, weil sie unritterlich kämpften, die Ritterheere aus der Geschichte verbannten. Hans Roesch beklagt ebenfalls das »Ende der Ritterlichkeit«, und das, nachdem der bereits 1519 verstorbene Kaiser Maximilian und auch Prinz Eugen († 1736) als »letzte Ritter« in die Schulgeschichtsbücher eingegangen sind. Der Theologe Helmut Thielicke äußert sich über »Die Leitbilder und die heutige Generation«, während der Altphilologe Wolfgang Schadewaldt mit einer Übersetzung zur soldatischen Kultur des früheren Wehrmachtgenerals beiträgt: »Zwei Oden Pindars auf Theron von Akragas, Sieger zu Olympia mit dem Viergespann«. Friedrich Georg Jünger beschreibt die »Anmut der Bewegung«, und Peter Bamm erinnert sich an »Tränen in Woronzowka«.

Bei der Mannschaft blüht stattdessen der Aberglaube. Ich fand leider keine neuere Literatur zu dem Thema als ein vom Schweizer Hanns Bächtold 1917 veröffentlichtes Büchlein: *Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube*,

herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Bächtold schreibt:

»Auch der heutige Weltkrieg hat mit seinem Schrecken überall, wenigstens in der ersten Zeit, religiöses Leben neu entfacht. Menschen, die sich jahrelang nicht um religiöse Fragen bekümmert und die Religion als etwas Überwundenes erklärt hatten, hielten Einkehr und suchten in ihrer seelischen Bedrängnis durch sie Trost und Schutz.
Mit der langen Dauer des Krieges verbreiteten sich aber neben der durch die Kirche vertretenen Religion immer mehr Anschauungen kleiner religiöser Gemeinschaften und scheinwissenschaftlicher Kreise, die zum Teil gierig aufgenommen wurden, weil sie den Wünschen des einzelnen und des Volkes weiter entgegenkamen und ihnen namentlich bestimmtere Antworten auf die mannigfaltigen Fragen gaben, die sie in dieser großen Zeit erfüllten« (a. a. O.: 1-2).

Aber es sind nicht allein die Probleme »dieser großen Zeit«, die Religion und Aberglaube fördern, sondern vor allem die Regression, in welche die Leute versetzt worden sind. Sie läßt Magie und Animismus wieder aufleben: Geschichte erscheint als ein vom Menschen nicht beeinflußbarer Schicksalsprozeß, der von entsprechenden Prophezeiungen vorausverkündet wurde. Bächtold erwähnt im Volk lebende Überlieferungen,

»die durch den Krieg gerade auch unter Soldaten eine neue Verbreitung gefunden haben. Sie sind meistens apokalyptisch angehaucht und handeln vom letzten Krieg und vom Weltende, die sogenannten sibyllinischen Weissagungen. Wenn die eiserne Schlange, d. h. die Eisenbahn, das Rhônetal durchläuft, heißt es zum Beispiel im Kanton Wallis, wird ein großer Krieg ausbrechen und die Schweiz vernichten, oder es gibt Krieg, wenn in Bern die fünfte Brücke über die Aare gebaut wird. Wenn einmal alles in der Welt in gläsernen Schuhen herumläuft, und die Leute zu fliegen anfangen, wenn es so gescheite Leute gibt, daß sie auf den Dächern herumlaufen können, ohne herabzufallen und die Wagen ohne Pferde fahren, wenn ›einisch d'Lüt so schlächt si, daß d's Mannevolch und d's Wybervolch glich dahärchunnt, daßs me's fascht nimme vonangere kennt‹, naht das Ende der Welt und mit ihm der schreckliche Weltkrieg« (a. a. O.: 6).

Der Aberglaube durchzieht den ganzen Alltag des Soldaten: Amulette sollen vor dem Tod schützen, die Heiligen Schriften werden durchforscht, um die unmittelbare Zukunft erkennen zu können. Nur die durch die Magie des Drills ferngehaltene gesellschaftliche Realität darf nicht direkt in das Denken der Soldaten eindringen.

3.

Im *Handbuch Innere Führung* werden zur Veranschaulichung auch Anekdoten erzählt:

»Aus den Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen:
Ein Regiments-Kommandeur beschwerte sich 1864, daß das viele Rekognoszieren und die kleinen Gefechte ihn ganz in seiner militärischen Tätigkeit störten. Daraufhin fragte Prinz Kraft zu Hohenlohe erstaunt, was er denn sonst noch zu tun habe. ›Nun‹, sagte der Regiments-Kommandeur erregt, ›denken Sie doch, ich bin noch nicht dazu gekommen, die Frühjahrs-Kompanie-Besichtigung mit vorgezogenen Chargen im Detail vorzunehmen‹. Dieser Mann war der Ansicht, die Armee sei nur der Besichtigung wegen da. Der Prinz meinte

recht sarkastisch, er gebe ihm recht, daß der Krieg die wichtigsten Zwecke des Heeres beeinträchtige.«

Oder: »Im ersten Weltkrieg mußten sich die Offiziere bei den 3. Garde-Ulanen (Potsdam) von ihren Ulanen ermahnen lassen, in Deckung zu gehen. Mehr als einer ist mit Kopfschuß abgeschossen worden, weil er ›zu stolz‹ war, in Deckung zu gehen« (1960: 57).

Dem Leser bzw. Rekruten muß offenbar klar gemacht werden: Die Armee ist für den Krieg da; Zweifel, die bei der militärischen Ausbildung auftauchen, sind unberechtigt. Aber der Umstand, daß sie sich immer neu bilden, läßt den Verdacht aufkommen, der alte Regimentskommandeur habe irgendwie doch recht gehabt. »Wir hatten eine so schöne Armee«, sagte der enttäuschte Altösterreicher, »und was machte man mit ihr? Man schickte sie in den Krieg!« Im Witz und in der Anekdote wird eine zentrale Funktion des Militärs deutlicher bezeichnet als in den militärischen Handbüchern: Die Armee ist für den Frieden da; sie ist die Kühlkammer, die den in Bewegung geratenen zivilen Alltag wieder festfrieren soll.

Das quantitative Anwachsen der Heere im 19. Jahrhundert wird in der Regel mit dem Wandel der Kriegstechnik und der Bevölkerungsexplosion erklärt. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Die herrschenden Klassen innerhalb der industriellen Gesellschaften mußten Maßnahmen ergreifen, um das Bewußtsein der Massen kontrollieren und so strukturieren zu können, daß die Entwicklung in Richtung auf eine zunehmende Macht- und Reichtumsakkumulation in den Händen einer Minderheit nicht mehr erkennbar war. In dem Maße, wie die religiösen Institutionen allein diese Aufgabe nicht mehr meistern konnten, mußte das Militär ausgebaut werden. Ein 1975 neu aufgelegter Klassiker der Militärsoziologie, S. Rudolf Steinmetz, forderte 1929:

»Das moderne Heer muß vor allen Dingen das *ganze* Volk in Waffen darstellen. Sobald oder solange es das Gepräge eines einzigen ›Standes‹ enthält, wird es geschwächt . . . Der Staat braucht alle Klassen, nicht allein die Hingebung und die Knochen der Herren, sondern auch die der Handarbeiter, so gut wie Geld und Geist von allen, des Bürgerstandes in nicht geringer Quantität . . . Das Heer unserer Zeit kann in keiner Weise, weder was die Pflichten noch was die Vorrechte betrifft, ein Standesheer bleiben, das wäre ja im Widerspruch zu unserer ganzen gesellschaftlichen Entwicklung . . . Wer das Heer liebt, muß es der Zeit angepaßt sehen wollen« (a. a. O.: 191-192).

Das Militär verwandelt sich so zur »Schule der Nation«:

»Die Kaserne der Zukunft wird sich notgedrungen zur Mustererziehungsanstalt ausbilden. Unteroffiziere und Offiziere werden sich zu würdigen, völlig ihrer Aufgabe angepaßten Lehrern und Führern entwickeln. Da wird alle Kritik aus diesem Grunde schweigen, das Friedensheer wird dem Kriege Freunde schaffen« (Steinmetz 1929: 191).

Was soll man in dieser »Schule« lernen? Das Kriegshandwerk ist es offenbar nicht, und falls man es tatsächlich braucht, müssen Spezialeinheiten eingesetzt werden. Aber was Schule und Lehrzeit nur zum Teil vermitteln

konnten, soll das Militär vollenden, zumindest weitertreiben: die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit.

In der Regel wird der Militärdienst während der Spätadoleszenz, in den frühen Zwanzigern absolviert. Schule und Lehre sind beendet, und eine neue Familie ist noch nicht gegründet. Gerade diese Bindungslosigkeit, die zum Experimentieren und zum Ausprobieren neuer Möglichkeiten reizt, erscheint als die Gefahr, die das Militär zu bannen hat. Die für die Adoleszenz charakteristische Unfertigkeit, ihre regressiven Neigungen ebenso wie die Größen- und Allmachtsphantasien können vom Militär ausgenützt und fixiert werden. Für den Angehörigen eines melanesischen Stammes, der bei uns Ethnologie betreiben würde, bestünden kaum Zweifel darüber, daß der Militärdienst den Initiationsriten in seiner Gesellschaft entspricht. Das allmähliche Eintauchen in die Welt der Armee erfolgt schrittweise, und schon früh schärft man dem Rekruten ein, daß er nun »Geheimnisträger« geworden sei. In einem Aufsatz über die »Funktion von Initiationsriten für Männer« weist der amerikanische Ethnologe Frank W. Young 1962 darauf hin, daß das Problem, das die Initiation bewältigen müsse, die Integration der Initianden in eine Welt sei, in der die Privilegien schon fest verteilt sind. Die älteren Männer müssen also Maßnahmen ergreifen, damit die Spielregeln auch von den neu Dazukommenden eingehalten werden.

»Im Falle einer solidarischen Gruppe von Männern wird die Definition ihrer Situation und ihrer Aktivitäten beständig von jedem neuen Mitglied der Kaste bedroht. Es ist oft schwierig, über die oftmals subtilen Verhaltensweisen und Anschauungen einen Consensus zu wahren, wenn etwa jedes Jahr eine neue Gruppe hinzukommt . . . Eine Lösung, die alle solidarischen Gruppen aller Kulturen gefunden haben, ist das Spiel im Spiel. Im kleinen werden die herausragenden Themen männlicher Solidarität so nachvollzogen, daß die Initianden die im Mittelpunkt stehenden Ausführenden sind. In der gedrängten und emotional geladenen Atmosphäre, die gewöhnlich bei Initiationen entsteht, werden die Gedanken eines Initianden völlig gefangen genommen. Mag er persönlich auch nicht beeindruckt sein, so trägt er doch zur Aufführung bei, indem er sich dem Ritual unterwirft. Eine bedeutsame Tatsache wird er mit Gewißheit wahrnehmen: Das erste Mal ist er ›hinter der Bühne‹ und schaut vom Standpunkt des Mannes auf die Frauen und Nicht-Initiierten. Nur Tod oder Geisteskrankheit versetzen ihn in das Publikum zurück« (a. a. O.: 165).

Was erlernt wird, sind nicht so sehr einzelne Fähigkeiten wie jagen, pflanzen oder mit den Frauen umgehen, sondern die Aneignung des Standpunktes, von dem aus die Männer die Welt sehen, bzw. nicht sehen. »Er muß sich mit den Männern identifizieren, indem er ihre Erklärungen von Gegebenheiten zu den seinen macht« (a. a. O.: 165).

Es ist nicht schwer, Ähnlichkeiten zum Militär zu sehen. Mit der Männlichkeitsideologie, die darin inszeniert wird, erlernt man – auch wenn man gar nicht dazugehört – den Standpunkt der Herrschaft zu akzeptieren. Hier ein Mann zu werden, bedeutet in erster Linie, Herrschaft »männlich« zu ertragen.

Ich fürchte, daß das Ausplaudern des Geheimnisses des hiesigen Männerhauses nicht, wie in Melanesien, zu dessen Auflösung führen wird: Hinter den Mauern der Kaserne muß der Rekrut zuerst einmal die Frauenrolle, so wie sie in unserer Gesellschaft üblich ist, zu spielen lernen: er übt mit höchster Präzision das Bettenmachen, Aufräumen und Putzen. Unversehens merkt er, daß er sich laufend die Frage stellen muß, ob er auch passend angezogen sei, ob sein Gewand richtig sitze und der Gelegenheit entspreche oder nicht. Noch nie mußte ich mich so oft täglich umziehen wie im Militär. Die Geschlechtsumwandlung greift tief und beginnt selbst die Träume zu gestalten. Auch wenn die Militärzeit schon weit zurückliegt, tauchen noch typische Kasernensituationen auf, um ein konventionelles Versagen zu verarbeiten: wieder hat man nicht die richtigen Socken, Schuhe oder Mützen an. Eine Reihe von Kameraden erzählte mir von Schwangerschaftsträumen während der Militärzeit: der Schlafsaal verwandelte sich in einen Kreißsaal, und die Rekruten brachten Kinder auf die Welt. Nur ein Mann, welcher derart als Frau behandelt wurde, wird sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber so verhalten können, wie es bei uns üblich ist.
Die entscheidende Wirkung des Militärs auf die Psyche besteht aber meiner Meinung nach in der Festlegung der Regressionsbahnen, die das Individuum daran hindern, Herrschaft als »Objekt« (im psychoanalytischen Sinn) erfahren zu können, und es zwingen, zum Mechanismus der Identifikation zu greifen. Dadurch kommt es zur Fusion von inneren und äußeren Ängsten, die – da das angsterregende »Objekt« nicht mehr ortbar ist – das Individuum lähmen und beherrschbar machen. Die Wahrnehmung von Machtträgern wird in das Modell der Familienerfahrung gepreßt, und die Erkenntnis der eigentlichen Voraussetzungen der Machtbildung gelangt gar nicht ins Bewußtsein, sondern muß unbewußt gemacht werden. Der in der Adoleszenz stattfindende Prozeß der Ablösung von der Familie wird psychisch nicht vollzogen; statt dessen werden die Bilder und Abhängigkeiten von der Familie auf die jeweiligen Machtträger übertragen: das politische Drama wird als Familienroman erfahren, und dementsprechend sind auch die Handlungen, mit denen man sich der Politik zu erwehren versucht.

Literatur

H. Bächtold, 1976, *Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube,* Hg. Verband deutscher Vereine für Volkskunde, Straßburg.
Bundesministerium für Verteidigung, 1960², *Handbuch Innere Führung. Hilfen zur Klärung der Begriffe,* o. O.
H. Delbrück, 1920, *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte.* Vierter Teil: *Neuzeit,* Berlin.

S. Freud, 1921, »Massenpsychologie und Ich-Analyse«, in: *GW XIII*, S. 71-161.
M. Horst (Hg.), 1967, *Soldatentum und Kultur.* Festschrift für Hans Speidel, Frankfurt a. M./Berlin.
C. Lévi-Strauss, 1960, »Das Feld der Anthropologie«, in: *Strukturale Anthropologie II*, Frankfurt a. M., 1975, S. 11-44.
– 1962, *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M., 1968.
– 1972b, *»Primitive« und »Zivilisierte«*, Zürich.
R. Quinton, 1936, *Die Stimme des Krieges*, Berlin/Zürich.
K. Roghmann u. R. Ziegler, 1977, »Militärsoziologie«, in: R. König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 9, *Organisation. Militär*, Stuttgart.
K. L. v. Schoenau, 1958, *Kleine Truppenpsychologie. Leitfaden für Offiziere und Unteroffiziere*, München/Basel.
S. R. Steinmetz, 1929, *Soziologie des Krieges*, New York, 1975.
F. W. Young, 1962, »Die Funktion der Initiationszeremonien für Männer«, in: V. Popp (Hg.), *Initiation*, Frankfurt a. M., 1969: 160-175.

Das Massensymbol der Deutschen war das *Heer*. Aber das Heer war mehr als das Heer: es war der *marschierende Wald*. In keinem modernen Lande der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das Rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz des Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gern auf und fühlt sich eins mit den Bäumen.

Ihre Sauberkeit und Abgegrenztheit gegeneinander, die Betonung der Vertikalen, unterscheidet diesen Wald von dem tropischen, wo Schlinggewächse in jeder Richtung durcheinanderwachsen. Im tropischen Wald verliert sich das Auge in der Nähe, es ist eine chaotische, ungegliederte Masse, auf eine bunteste Weise belebt, die jedes Gefühl von Regel und gleichmäßiger Wiederholung ausschließt. Der Wald der gemäßigten Zone hat seinen anschaulichen Rhythmus. Das Auge verliert sich, an sichtbaren Stämmen entlang, in eine immer gleiche Ferne. Der einzelne Baum aber ist größer als der einzelne Mensch und wächst immer weiter ins Reckenhafte. Seine Standhaftigkeit hat viel von derselben Tugend des Kriegers. Die Rinden, die einem erst wie Panzer erscheinen möchten, gleichen im Walde, wo so viele Bäume derselben Art beisammen sind, mehr den Uniformen einer Heeresabteilung. Heer und Wald waren für den Deutschen, ohne daß er sich darüber im klaren war, auf jede Weise zusammengeflossen. Was anderen am Heere kahl und öde erscheinen mochte, hatte für den Deutschen das Leben und Leuchten des Waldes. Er fürchtete sich da nicht; er fühlte sich beschützt, einer von diesen allen. Das Schroffe und Gerade der Bäume nahm er sich selber zur Regel.

Der Knabe, den es aus der Enge zu Hause in den Wald hinaustrieb, um, wie er glaubte, zu träumen und allein zu sein, erlebte dort die Aufnahme ins Heer voraus. Im Wald standen schon die anderen bereit, die treu und wahr und aufrecht waren, wie er sein wollte, einer wie der andere, weil jeder *gerade* wächst, und doch ganz verschieden an Höhe und an Stärke. Man soll die Wirkung dieser frühen Waldromantik auf den Deutschen nicht unterschätzen. In hundert Liedern und Gedichten nahm er sie auf, und der Wald, der in ihnen vorkam, hieß oft ›deutsch‹.

(Elias Canetti, *Masse und Macht*, Claassen Verlag, Hamburg 1960, S. 195 f.)

Peter Schneider: Der Mauerspringer. Erzählung. Leinen. DM 20,–

Seit Mitte der sechziger Jahre hat das Thema Deutsche Teilung seine Autoren fast nur in dem Staat gefunden, in dem das Wort „Mauer" für das auffälligste Bauwerk dieser Art nicht benutzt werden darf. Peter Schneider, dessen „Lenz" zu den bedeutendsten literarischen Texten der Studentenbewegung gehört, erzählt Geschichten aus Deutschland mit wachsender Betroffenheit. Seine Trauer, sein Zorn, Sarkasmus und oft ätzender Witz gelten einem Zustand der Gemeinwesen, wie er absurder und deutscher kaum vorstellbar ist. Auch insofern ist *Der Mauerspringer* ein patriotisches Buch – allerdings eines, das mit dem verordneten Patriotismus drüben wie hüben nichts gemein hat: „In Deutschland, scheint es", heißt es bei Peter Schneider, „heilt die Zeit die Wunden nicht, sie tötet das Schmerzempfinden."

Luchterhand

Markus Stadler
»Aber du sollst Männer töten«

1.

Avéné, ein Mann aus Wanjok, entführte die Frau von Mólón aus Usapini, einem Dorfteil von Móxéimó. (Die Territorien der beiden Dörfer sind durch einen großen Fluß getrennt.) Als Usapini-Männer nach Wanjok kamen, um ein Kompensationsschwein zu fordern, wurden sie von Avéné und seinen männlichen Verwandten mit einem Pfeilhagel empfangen und gleich wieder vertrieben. Die flüchtenden Männer lauerten aber einem ihrer Verfolger auf und töteten ihn. Als Vergeltung griffen Wanjok-Krieger am nächsten Morgen die Usapini-Siedlung an. Nachdem drei Männer den Tod gefunden hatten und die Häuser niedergebrannt worden waren, endete die Schlacht mit dem Exodus der Usapini-Leute nach Savilivi, einem befreundeten Nachbardorf auf derselben Flußseite. Die hinterhältige Ermordung eines Wanjok Mannes durch Usapini-Krieger provozierte dann kriegerische Auseinandersetzungen, die mehrere Monate andauerten. Männerhausgruppen aus Savilivi und Pasikni kamen den Usapini-Männern zu Hilfe. Doch die weiteren Schlachten forderten wiederum einen Blutzoll von der Usapini-Gruppe: zwei weitere Männer kamen ums Leben. Nach einem »Waffenstillstand«, der den täglich wiederkehrenden offenen Schlachten ein Ende setzte, wechselten die Usapini-Männer ihre Taktik. Sie rächten ihre Toten durch Überfälle aus dem Hinterhalt, bei denen zwei Feinde getötet werden konnten.

Erschöpft vom Kriegen versprachen sich die Parteien, Feindseligkeiten in Zukunft zu unterlassen. Beide Seiten nahmen ihre Freundes- und Verwandtenbesuche jenseits des Flusses wieder auf. Ein weiterer Mordfall beendete den Waffenstillstand jedoch abrupt. Eines Tages nämlich lud eine kleine Gruppe von Wanjok-Männern zwei Pasikni-Männer, die auf ihren Feldern in der Nähe des Flusses arbeiteten, ein, herüberzukommen und mit ihnen einige der hoch geschätzten Pandanus-Nüsse zu teilen. Kaum hatten die beiden Männer den Fluß überquert, wurden sie von ihren Gastgebern angegriffen. Beide wurden bei dem Versuch, ihre Haut zu retten, von mehreren Pfeilen verwundet. Der eine brach zusammen, fiel in den Fluß und starb, der andere schaffte es, auf die heimatliche Seite des Flusses zu gelangen.

Die Nachricht über den Zwischenfall verbreitete sich sehr schnell über das ganze Gebiet. Mehrere kleine Gruppen nahmen die Verfolgung der hinterhältigen Gastgeber auf, konnten sie jedoch nicht mehr einholen. Eine Verfolgergruppe aber entdeckte auf einem Feld unweit einer Brücke, die die feindlichen Territorien miteinander verband, eine Wanjok-Frau, tötete sie und brachte die Leiche nach Savilivi, wo sie gekocht und verspeist wurde. Eine besonders große Portion erhielt der verwundete Pasikni-Mann, der während mehrerer Jahre unter großen Schmerzen zu leiden hatte, weil die Pfeilspitzen nicht aus seinem Körper entfernt werden konnten.

Am gleichen Tag ereilte eine Pasikni-Frau, die zufälligerweise in Wanjok auf Besuch weilte, dasselbe Schicksal: männliche Verwandte der getöteten Wanjok-Frau erschossen die Pasikni-Frau und aßen sie. Diesen Morden folgten keine weiteren Schlachten und Überfälle, die Beziehungen zwischen Wanjok und den Dörfern der gegenüberliegenden Seite des Flusses blieben während mehrerer Jahre unterbrochen.

(So geschehen ca. 1925 bei den Jalé im Hochland Neuguineas, berichtet von Klaus-Friedrich Koch.)

Wie die Jalé werden auch die meisten anderen Hochlandgesellschaften von den Ethnologen als Gesellschaften beschrieben, die sich in einem permanenten Kriegszustand befinden. Krieg ist das vorherrschende Modell für Konfliktmanagement.

Kriege brauchen Leute, solche, die kämpfen, solche, die bekämpft werden, und solche, für die gekämpft wird – Soldaten, Feinde und Opfer. Und Kriege brauchen Institutionen, mittels derer politisch, sozial und/oder territorial definierte Gruppen ihre Interessen verteidigen, schützen, durchsetzen. Eine dieser Institutionen ist das Militär. Umgekehrt impliziert die Existenz eines Militärs aber nicht notwendigerweise Krieg. Die Schweiz etwa mit ihrer »bewaffneten Neutralität«, mit ihrer »rein defensiven Armee« gibt ein beredtes Beispiel dafür ab. Die militärischen Organisationen beziehen ihre offizielle Daseinsberechtigung zwar aus drohenden Kriegen und äußeren Feinden, es muß jedoch vermutet werden, daß ihre Funktion in der Bekämpfung des inneren Feindes besteht.

»Das Militär – die Schule der Nation«, »Der Militärdienst macht den Jüngling erst zum Manne« – wer kennt diese Sprüche nicht. Im Militär wird das staatsbürgerliche Bewußtsein, Treue und Loyalität zum Vaterland, Einordnung in und Verantwortlichkeit für das Gemeinwesen eingeübt. Der junge Mann steigt aus der Jugendlichen-Kultur aus, ins Mannesleben mit seinen Pflichten und Rechten um. Vorbei ist der jugendliche Übermut, vorbei das sorgenlose Leben ohne Verantwortung.

Solche und ähnliche Phrasen mögen in unseren Ohren vorväterlich tönen, sie treffen aber doch den Kern zweier Aspekte der militärischen Organisation: Staatserhaltung, Identifikation mit der nationalen Gemeinschaft und ihren Werten, Unterordnung unter ihre Interessen zum einen; das Herausreißen aus einem freiheitlich verstandenen zivilen Bereich, die Umformung der männlichen Persönlichkeit, das Hineinziehen in die Härte des Lebens, in die Last der Verantwortung, der quasi-natürliche Zwang zu einer geordneten und geregelten Lebensführung zum andern.

Unterordnung unter die Stabilitätsmaxime, das Erlebnis eines gemeinsamen Identifikationsobjekts und institutionalisierter Zwang zur Männlichkeit mit all den bekannten Attributen von Sauffestigkeit über außerordentliche Belastbarkeit in Extremsituationen bis zu maßloser Härte und Strenge gegenüber sich selbst und anderen, das sind die Themen, die ich anhand von Beispielen aus dem Hochland Neuguineas mit einem gelegentlichen Seitenblick auf uns vertrautere Verhältnisse behandeln will.

Man mag es wenn nicht für unmöglich, so doch für fragwürdig halten, Parallelen zu unserer tod-sicheren militärischen Zerstörungsmaschinerie aufspüren zu wollen. Zweifellos lassen sich beträchtliche Unterschiede ausmachen. Die kaum hierarchisierten »primitiven Armeen«, wie Ethnologen die militärische Organisation der Hochlandgesellschaften Neuguineas

zu bezeichnen pflegen, rekrutieren sich aus allen männlichen Mitgliedern einer Siedlungsgruppe und vereinigen die ökonomische, politische, militärische und rituelle Macht auf sich. Die militärischen Organisations- und Ordnungsprinzipien, Anforderungen und Verhaltensweisen, Vorstellungen und Bilder bestimmen deshalb sämtliche Lebensbereiche. Das Militär organisiert und strukturiert den Alltag der Jalé, Huli, Mae Enga, Fore, Usurufa und wie sie alle heißen. Gerade die Machtkonzentration in den Händen der Männer und die totale Bestimmtheit des Alltags durch die militärische Organisation lassen die Mechanismen, wie sie in Männergesellschaften, denen auch unsere Armeen zuzurechnen sind, spielen, deutlicher hervortreten (ohne aber deshalb »authentischer« zu sein).

2.

Die gesellschaftliche Organisation der Hochlandgesellschaften kennt keine umfassendere politische Einheit als die der einzelnen Siedlungsgruppen. Untereinander sind diese zwar durch Heirats- und Tauschbeziehungen verbunden, aber sie anerkennen keine gemeinsamen Regelungen, mittels derer Konfliktfälle anders als durch ein grausames Rache- und Kriegsprinzip gelöst werden könnten. Diese ungeregelten Beziehungen zwischen den Gruppen kontrastieren mit einer äußerst rigiden Durchorganisierung der inneren Angelegenheiten. Die Unnachgiebigkeit der Gruppennormen, die dauernde gegenseitige Beobachtung, Kontrolle und Kontrollierbarkeit bringen es mit sich, daß sich die Mitglieder der Gruppen ständig in ihren Rechten bedroht fühlen, und dies wiederum läßt sie gruppenfremden Individuen mit Argwohn und Feindseligkeit begegnen.

Kleinste Meinungsdifferenzen, wie z. B. ein Streit um einen Pandanusbaum, arten so in Schlägereien aus, die sich, durch beiderseitige Unterstützung der jeweiligen Männerhäuser, zu Kriegen entwickeln können. Weitere Ausdehnung erfahren die Kriegshandlungen durch den Versuch der »geschädigten« Männerhausgruppen, befreundete Siedlungen als Alliierte zu gewinnen. Diese, insbesondere wenn sie während der Kriegshandlungen Verluste zu verzeichnen haben, sind mit Kompensationszahlungen zu entschädigen, welche oft in späterer Zeit Anlaß zu neuen Mißtrauensvoten – diesmal zwischen den ehemals Alliierten – und daran anschließenden Kriegshandlungen geben.

Ein Schweinediebstahl, nicht geleistete Kompensationszahlungen, Grenzstreitigkeiten, unerlaubtes Ernten auf dem Feld des Nachbarn, Vergewaltigung, vollendete, versuchte oder nur vermutete Verführung einer Frau, Ehebruch, selbst verbale Beleidigungen können desaströse Folgen haben.

Die Jalé sagen: »Wenn jedermann seine Verpflichtungen beachten und einhalten würde, gäbe es keine Konflikte.« Die Angst vor der Möglichkeit,

daß Verpflichtungen nicht eingehalten, Anforderungen nicht erfüllt, Normen gebrochen werden, läßt dem einzelnen und den Gruppen die soziale Umwelt insgesamt als Reservoir permanenter existentieller Bedrohung erscheinen. Die Jalé ahnen, daß ihre eigenen überspitzten Männlichkeitsideale, die nicht die harmloseste Abweichung und vor allem niemals auch nur die geringste Form von Schwachsein dulden, anfechtbar sind. Im Interesse der Aufrechterhaltung dieser Gruppennormen ist deshalb jeder als Normbrecher und Ordnungsstörer zumindest verdächtig, und Freund und Feind, ja die ganze Umwelt wird als vollkommen feindlich konzipiert. Diese Logik läßt die Selbsterhaltung sowohl auf individueller wie auf Gruppen-Ebene nur durch ein absolutes Mißtrauen allem und jedem gegenüber überhaupt möglich erscheinen.

Der Dauerzustand latenter Zwietracht, die permanente Unsicherheit und Verunsicherung hängt drohend wie ein Damoklesschwert über jeder Beziehung und erfordert die totale und beständige Bereitschaft, den konstant bedrohten Status quo, den Rechtszustand, wie es bei uns heißt, zu erhalten, mit Gewalt, wenn's nicht anders geht. Wo wie bei den Jalé und den Huli die Gefahr offener Feindseligkeiten unablässig besteht und hergestellt wird, wo die Erwartung existenzbedrohender Angriffe zum täglichen Leben gehört, ohne daß jemand weiß, wann, wo, durch wen und in welcher Weise Feindseligkeiten aufbrechen; wo die gesamte Umwelt nicht nur als feindliche konzipiert, sondern auch als solche erfahren wird, ist eine auf die Verteidigung der eigenen Interessen ausgerichtete Organisation, sozusagen ein stehendes Heer, als Überlebensgarant unabdingbar. Die Heere, die militärisch organisierten Körperschaften in Neuguinea gleichen weder in ihrer Größe noch in ihrer organisatorischen Struktur dem, was wir bei uns mit einer Armee assoziieren. »Primitive Armeen« sind in ihrer Größe niemals konstant. Ihre Kerneinheiten sind die Männerhausgruppen, denen alle Männer einer Siedlungsgemeinschaft angehören. Zu Beginn eines Krieges kann die »Armee« mit einer Männerhausgruppe zusammenfallen. Bei längerer Dauer des Kriegszustandes ist jedoch die Gewinnung Alliierter unerläßlich. Ein gemeinsamer Feind, verwandtschaftliche und Tauschbeziehungen und Bestechungen sind die üblichsten Formen, sich Kriegs- und Kampfesfreunde zu machen. In kleineren Kriegen kämpfen bei den Huli auf jeder Seite ca. 100 Männer, 60 bis 70 davon sind Alliierte. Für kriegerische Auseinandersetzungen, die sich über längere Zeit hinziehen, werden bis zu 500 Männer auf jeder Seite mobilisiert.

Es wird erwartet, daß die Mitglieder der Männerhausgruppe in jeder Lebenssituation einander beistehen. Oberstes Gebot ist die Unterstützung der Männerhausgenossen, denn Zugehörigkeit zur »Armee« ist hier gleichbedeutend mit der Zugehörigkeit zur Siedlungsgruppe und damit zur Gesellschaft überhaupt; jegliche Rechte des Individuums, das Wohn- und

Landnutzungsrecht in einem bestimmten Territorium, sind mit ihr also direkt verbunden. Nicht Lust oder Unlust, nicht Angst oder Mut sind Kriterien der Rekrutierung und Mobilisierung der Kampfeinheiten, sondern verwandtschaftliche Bande und Wohnsitz entscheiden darüber, wer in den Krieg zu ziehen hat. Drückeberger, wie Verweigerer bei uns heißen, gibt es theoretisch allein schon deshalb nicht.

Die Weigerung, den »Bruder«, den geschädigten Kameraden im Bemühen, sich Recht zu verschaffen, zu unterstützen, kommt der Negierung der eigenen Gruppe gleich und muß als existentielle Bedrohung erlebt werden. Sie ist selbst schon Angriff auf die Kameraden, eine Art Kriegserklärung, die, soll das Gemeinwesen Bestand haben, geahndet werden muß. Der soziale Druck der Männerhausgruppe reicht meist aus, Abweichler zu Kompensationszahlungen zu zwingen, womit sie ihre Schuld zugeben. Die unbedingte Bindung des einzelnen an die Gruppe, der Imperativ der gegenseitigen Unterstützung im Konfliktfalle, ist die einzige Garantie, der permanenten Bedrohung im Ernstfall erfolgreich begegnen zu können.

Im Konflikt zwischen Usapini und Wanjok war die Rache des Frauenraubs nicht Sache Mólóns, des Geschädigten. Die gesamte Männerhausgruppe fühlte sich kollektiv bedroht und machte sich auf, Wiedergutmachung zu fordern. Ebensowenig stand jemals die Bestrafung Avénés, des Entführers, zur Debatte. Seine Männerhausgruppe als ganze wurde zur Verantwortung gezogen: der Erstbeste, der den Usapini-Männern über den Weg lief, wurde in einem Vergeltungsakt umgebracht. Noch deutlicher wird das Prinzip der Solidarhaftung, wenn es darum geht, wer die Kriegsentschädigungen zu bezahlen hat. In einem Krieg gehört es zu den ersten Maßnahmen, einen Verantwortlichen zu ermitteln, dessen engere Verwandtschaftsgruppe für die Reparationen aufkommen muß. Der in einem langwierigen Entscheidungsverfahren identifizierte Initiator, der sozial Schuldige, braucht überhaupt nicht mit dem tatsächlichen Urheber identisch zu sein. Jeder kann Initiator, Verantwortlicher und Opfer sein, jeden kann es treffen.

Angesichts der permanenten und totalen Bedrohung ist die Herstellung und Erhaltung der inneren Einheit, Gleichheit und Gleichwertigkeit unerläßlichstes Gebot. Gerade darin sind sich die Erscheinungsformen in »primitiven« und »zivilisierten« Armeen trotz der unterschiedlichen gesellschaftlichen Ursachen auffallend ähnlich. Individuelles Handeln und Denken, selbst individuelle Gefühle müssen sich in der militärischen Organisation an dem orientieren, was als Gemeinsamkeit, als Kollektivität definiert und reguliert ist. In jeglicher Tätigkeit muß der einzelne an die Prämissen dessen, was für die Existenzsicherung der Gruppe – sei es nun die Männerhausgruppe, die Nation, der Westen oder der Osten – als notwendig erachtet wird, gebunden werden. Das individuelle Subjekt wird zugunsten eines

kollektiven aufgelöst. Oder anders gesagt: der gemeinsame Nenner wird zum Inhalt individueller Identität. Eine Aufgabe militärischer Organisationen ist es offenbar, den Widerspruch zwischen den Interessen und Wünschen des einzelnen und denjenigen des Kollektivs dahingehend zu lösen, daß dem einzelnen seine Besonderheit, seine Einmaligkeit abgesprochen wird, daß die Qualitäten des individuellen Subjekts abgewertet und geahndet werden. Im Militär wird das Individuum ersetzbar gemacht.

3.

Freiwillig erklärt sich niemand dazu bereit, sich der Ersetzbarkeitsmaxime unterzuordnen. Der »zivile« Rahmen scheint Gleichheit und Einheitlichkeit nicht erwirken noch gewährleisten zu können. Die zivile Gesellschaft ist individualisiert, sie verzettelt und verstreut die einzelnen. Ein militärischer Verband braucht daher zuerst einmal einen Ort, an dem sich die Krieger zusammenfinden und versammeln, wo sie dem Einheitsideal frönen können. Armeen brauchen Häuser, deren Mauern sie vor den Vereinzelungs- und Zersplitterungstendenzen der äußeren Welt schützen.

In den Hochlandgesellschaften Neuguineas haben die Männer, die immer auch Krieger sind, eigene Häuser, in denen sie sich versammeln, sich treffen, schlafen, essen und wo sie die für die Gruppe relevanten Entscheidungen treffen. Frauen und Kindern ist der Zutritt, oft selbst das Betreten des Vorhofes unter Androhung massiver Strafen verboten. Das Männerhaus führt die initiierten Männer und Knaben derselben Siedlung täglich zusammen und setzt gegen außen eine deutlich sichtbare Schranke. Lage und äußere Aufmachung machen es für jedermann und in jedem Moment unterscheidbar: im Gegensatz zu den Frauen- oder Familienhütten zeichnet es sich durch seine Größe und solide Bauweise aus. Die Jalé errichten ihre Männerhäuser an erhöhter, gut sichtbarer Stelle und verzieren die Außenwände. Die Mae Enga-Männer bauen ihre Häuser in Hanglagen, von wo sie einen Großteil des Klanterritoriums überblicken können. Dies erlaubt ihnen nicht nur, feindliche Überfalltrupps frühzeitig zu entdecken, sondern auch, die weiter talwärts in den Feldern arbeitenden Frauen zu überwachen. Das Männerhaus steht etwas abgesondert auf Rufweite von den Frauenhütten. Die Siedlung wird so in eine männliche und eine weibliche Alltagsdomäne aufgeteilt.

Zwischen den Männern gibt es keine Schranken, sie müssen ein einziges Haus, in dem keine Rückzugsmöglichkeiten existieren, miteinander teilen, ihr Kontakt ist gezwungenermaßen eng. Die Wohnsituation verleiht dem männlichen Alltag, jedenfalls soweit er sich im Männerhaus und in der Männerhausgruppe abspielt, einen quasi-öffentlichen Charakter. Jede Frau dagegen lebt mit den Kindern und den Schweinen für sich, durch Wände und Zäune von den übrigen Frauen getrennt. Das Weibliche repräsentiert

die Privatsphäre, in die sich der Mann nur dann begibt, wenn er mit seiner Frau (oder einer anderen) schlafen will.
Das Männerhaus verlangt Konstanz und Kontinuität. Es muß diesen Eindruck allein schon in seiner von außen sichtbaren Erscheinung erwecken. Es muß den Betrachter bei seinem Anblick spüren und daran denken lassen, daß von seiner Robustheit und Festigkeit das Wohlergehen der Gemeinschaft abhängt. Die Angelegenheiten von überfamiliärem Interesse sind nur vom Männerhaus aus überschaubar. Die Kontrolle der öffentlichen Belange erfordert einen Überblick, der nur dann gewährleistet scheint, wenn das Private, das Weibliche und Sexuelle, vom Öffentlich-Männlichen ferngehalten wird. Frauen- und Männerbereiche vertragen sich nicht, sie stehen im Gegensatz zueinander. Frauen bilden keine Einheit, sie halten die Gemeinschaft nicht zusammen, sondern vereinzeln sie: Jede Frau bewohnt ihre eigene Hütte. Die Männer dagegen erscheinen als Einheit, sie haben ein großes, solides, festes Haus, das sie zusammenfaßt und zusammenhält.
Die Frau ist zwar als Quelle sexuell-erotischer Lüste begehrt und kann als Feldarbeiterin, Schweinezüchterin und Produzentin von Nachkommenschaft nicht entbehrt werden. Dieselben Eigenschaften machen sie in den Augen der Männer jedoch auch gefährlich. Von ihr hängt zu wichtigen Teilen ein geregelter Nahrungsmittelnachschub ab; sie besorgt dem Mann die Schweine, die materielle Grundlage des Schweinetauschs, eine der wichtigsten und einzigen Möglichkeiten, zu Prestige und damit zu einer gewissen Macht über weniger prestigebeladene Männer zu gelangen, und unentbehrlich für Zeremonien, Rituale und Feste, die ebenso wie Krieg zum männlichen Machtbereich gehören; und schließlich kommt das »menschliche Material«, auf dem das Männerhaus aufbaut, von der Frau. Wohl als wichtigste Gefahrenquelle erscheint den Männern jedoch die Sexualität. Durch sie entzieht die Frau den Mann dem Männerhaus und hält ihn von seinen Pflichten ab. Sie gefährdet den aus militärischer Sicht notwendigen Zusammenhalt der Männer, untergräbt die Kriegs- und Kampfmoral und bedroht damit die Existenz der Gruppe als ganzer. Männer, die zu selten ins Männerhaus kommen, machen sich lächerlich und büßen an Ansehen und Bedeutung in der Männergesellschaft ein. Sie werden geschwächt und verlieren an Kriegstüchtigkeit. Die Frauen sind gewissermaßen der innere Feind, vor dem es sich in acht zu nehmen gilt.
Die Gefährlichkeit der Frau ist allein schon dadurch bewiesen, daß sie an ihrem Wohnort eine Fremde ist und es immer bleibt: Mit der Heirat verläßt die Frau ihre Herkunftsgruppe und zieht in die Siedlung des Mannes, ohne jedoch ihre Zugehörigkeit zur eigenen Abstammungsgruppe zu verlieren. Zeit ihres Lebens bleiben die »Brüder« und »Väter« einer Frau ihre primären Rächer und Interessenvertreter gegenüber dem Ehemann. Die Männer eines Männerhauses dagegen gehören von Geburt an und abstammungsmä-

ßig zusammen; sie sind sich darin gleich. Der Tod einer Frau – ähnlich wie derjenige eines ortsfremden Mannes – verlangt nicht mit demselben Nachdruck die Rache, die der Tod eines Mannes fordert. Nicht ganz zufälligerweise kamen die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Wanjok- und Usapini-Männern zum Stillstand, nachdem beiderseits je eine Frau getötet worden war, eine Fremde, die zwar für die physische Reproduktion unentbehrlich ist, aber die männliche Machtgruppe, die Armee, nicht direkt dezimiert.

Verheiratete Frauen sind nicht nur verhältnismäßig »harmlose« Kriegsopfer, die dauernden Verdächtigungen, denen sie als potentielle Feinde im Innern ausgesetzt sind, prädestinieren sie zu Opfern der militärischen Einheitsmaxime im Interesse der Sicherung männlicher Herrschaft, deren Gültigkeit damit von neuem demonstriert wird. Es kann vorkommen, daß im Rahmen einer Vergeltungsaktion die Gattin eines gefallenen Kriegers von dessen Männerhausgruppe hingerichtet wird. In ihrer Eigenschaft als Frau ist sie immer dem Verdacht ausgesetzt, den Tod ihres Mannes durch Hexerei verursacht zu haben. Mit der Vollstreckung des Todesurteils kann sie als Schuldige abgestempelt werden. Ihre Hinrichtung rechtfertigt sich durch sich selbst, die Männer sind entlastet, weil sie Männer sind.

Die militärische Organisation verlangt von den Kriegern Einheit und Einheitlichkeit nicht nur im Hinblick auf die wirkungsvolle Abwehr einer permanent als bedrohlich empfundenen Umwelt, sondern auch im Interesse der Sicherung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse. Das System normativer Regelungen und moralischer Verhaltenskodizes, mit dem sich die »Armee« im Innern organisiert und erhält, fordert als Beweis ihrer Notwendigkeit Opfer: äußere und innere, traditionell ewige und außerordentliche Feinde.

Die Bevölkerung der Umwelt mit Feinden, Spionen und Verrätern erweitert die Bedeutsamkeit militärischer Organisation und Absicherung auf ihrer Natur nach nichtmilitärische Bereiche des gesellschaftlichen und individuellen Lebens. Das Militär strukturiert den ganzen Alltag.

Die Arbeiten in der Subsistenzproduktion sind strikt in männliche und weibliche aufgeteilt. Die Männer schwenden, präparieren die Felder und umzäunen sie, die Frauen pflanzen, jäten und ernten. Frauen arbeiten immer allein, Männer stellen oft Arbeitsgruppen auf der Grundlage militärischer Einheiten zusammen. Wo Männer und Frauen die gleiche Arbeit verrichten, tun sie es auf unterschiedliche Art und Weise.

Das Boden- und Waffenmonopol der Männer erlaubt ihnen, über sämtliche Arbeitsprodukte, auch diejenigen der Frauen, zu verfügen. Sie tauschen, handeln und verteilen. Eine besondere Bedeutung im Männerleben kommt den zeremoniellen Tauschzyklen zu. Im Tausch mit Luxus- und Prestigegütern versucht jedermann, möglichst viele Allianzen durch die Vergabe

von »Krediten« in Form von Schweinen, Muscheln, Federn oder Äxten zu schließen. Je größer die Anzahl der Schuldner, desto größer auch das Prestige, das einen Mann in militärischen Belangen allerdings selten in eine Führungsposition versetzt, ihn aber oft zum Gruppensprecher in friedlichen und kriegerischen Zeiten macht und ihm in dieser Eigenschaft Ansehen und eine gewisse Macht über weniger mit Prestige begüterte Männer, seine »Tauschvasallen«, verleiht. Das durch Tausch akkumulierte Prestige einer Verwandtschafts- und meist auch einer Wohngruppe erleichtert dieser die Gewinnung von Alliierten im Konfliktfall und die Beschaffung von heiratsfähigen Frauen.

Auch in unseren Breitengraden beschränkt sich Militärisches nicht allein auf Kasernen und Schießplätze. In besonderer Ausgeprägtheit hat sich das Modell Militär im Wirtschaftsleben durchgesetzt; aber auch in andere Bereiche unseres Alltags greifen militärische Verkehrsformen in zunehmendem Maße und immer subtiler strukturierend und organisierend ein, allerdings nicht im Sinne einer mechanischen Übertragung aus der Einsicht heraus, daß militärische Ordnungen Individuen hervorbringen, die nicht mehr nach dem Warum fragen. Die Tendenz der Militarisierung des sogenannten Zivillebens ist vielmehr eng verknüpft mit der Verankerung im Militär erlernter und eingeübter Sichtweisen im Individuum, die im Zivilleben als Wahrnehmungsapparat dienen, mit dem die tägliche Erfahrung strukturiert, geordnet und interpretiert wird. Es stellt sich dann die Frage, auf welche Weise sich militärische Sichtweisen und Umgangsformen derart tief ins Individuum eingraben können.

4.

Im Zusammenhang mit dem Erlernen militärischer Verhaltensweisen und Wertvorstellungen wird oft das Bild der medizinischen Impfung gebraucht. Die aus militärischer Sicht erforderlichen Qualitäten werden dem einzelnen danach mit beträchtlichem technisch-rituellen Aufwand und mit brutalem Zwang gleichsam eingeimpft. Militär fließt dann im Blut der Männer und macht sie von innen her resistent gegen die den Organismus bedrohenden Viren und Bazillen. Die Wirkungen von Impfungen halten aber selten ein Leben lang an. Gerade deshalb muß die militärische Lebensgestaltung und -haltung begründet werden. Der totalitäre Anspruch militärischer Disziplin, die bedingungslose Bindung jedes einzelnen an militärische Ordnungen und Normen verlangen eine Rechtfertigung. Als Mittel werden weniger Argumentation und Auseinandersetzung benutzt, sondern vielmehr Bilder, Analogien und Symbole, in denen sich das militarisierte Individuum später immer wieder von Neuem erkennt. Die Bilder haben eine doppelte Aufgabe: zum einen veranschaulicht, dramatisiert und bestätigt sich in ihnen das männliche Selbstverständnis, zum anderen aktualisieren sie die Bedrohung

und die für den individuellen und kollektiven Selbstschutz, für die Selbsterhaltung notwendige Abgrenzung. Die männlichen Identifikationsqualitäten Stärke, Kraft, Durchhaltevermögen, Härte richten sich nicht nur gegen außen im Sinne einer Abschreckung und Abwehr alles Bedrohenden, sondern auch gegen innen als Beherrschung des eigenen Körpers und der Seele.

Der Prozeß der Verinnerlichung dieser Bilder erzeugt Konflikte, die nur unter Zwang in Kauf genommen werden, der Zwang selbst verlagert sich nach innen, was erst die Berechtigung für seine äußeren Manifestationen abgibt. Der erzwungene Übergang vom »zivilen« zum militarisierten Individuum ist ein dramatisches Ereignis sowohl für den einzelnen wie auch für die Gesamtheit. Mit ihm vollzieht sich der totale Bruch mit der verantwortungsfreien, ungebundenen und nach vielen Seiten offenen Kinder- und Jugendzeit. Im Übergang, in der Initiation, wird dem Knaben oder Adoleszenten in konzentrierter Form vorgeführt, was seine Pflichten sind und seine Ideale zu sein haben. Anforderungen und Erwartungen, Verhaltensregeln und Sanktionen bei deren Nichteinhaltung werden extensiv und exzessiv thematisiert und formuliert. Der biologische Mann wird zum sozialen Mann.

In den meisten kriegerischen Hochlandgesellschaften Neuguineas ist das Mannwerden mit einem Lokalitätswechsel verbunden. Die Knaben oder Adoleszenten ziehen von der mütterlichen Hütte ins Männerhaus, ins Entscheidungs- und Machtzentrum. Überall ist der Übergang zum Mannesleben nicht nur für den Knaben oder Adoleszenten ein einschneidendes Erlebnis; Männer und Frauen, Väter und Mütter, mögliche Ehepartnerinnen, die Verwandtschaftsgruppe und die Männerhausgruppe, sie alle erhalten einen neuen Stellenwert im alltäglichen, kriegerischen und rituellen Leben des einzelnen Jungen. Die Bedeutsamkeit des Status- und Lokalitätswechsels für das Kollektiv gibt Anlaß, alle Beziehungspersonen und Gruppen zur gemeinsamen Zelebrierung des Ereignisses, zur Dramatisierung in Zeremonien und Riten zu vereinen. In den Ablösungs-, Übergangs- und Einführungsfeierlichkeiten werden die bestehenden Verhältnisse und Beziehungen, die Einheit und die Gemeinsamkeit bestätigt und verewigt. Sie sind eine Art Versicherung dafür, daß es so, wie es ist, auch richtig ist und bleiben soll.

Anläßlich der Initiation werden rituelle Tauschbeziehungen bestätigt und gefestigt. Die väterliche Verwandtschaftsgruppe entschädigt die mütterliche mit Schweinen und anderen Wertgütern, denn dieser geht mit dem Einzug des Initianden ein potentieller Krieger endgültig verloren. Bei den Mae Enga besuchen die heiratsfähigen Frauen die in der Abgeschlossenheit lebenden Junggesellen, die sich in einer Hütte in einiger Entfernung vom Dorf einer Reihe von reinigenden, stärkenden und potenzsteigernden Riten unterwer-

fen, und bieten sich in streng geregelter Form ihrem Auserwählten als Ehepartnerin an.
Für den einzelnen Jüngling stellt sich das Ritual selbst vorerst weniger bestätigend und festigend dar, eher flößt es ihm Angst und Schrecken ein. Es ist verbunden mit Schmerz und Entsagung, mit der abrupten Ablösung vom Vertrauten und dem Zwang zum Verzicht, zur Härte, zum Durchhalten. Am Ende aber wartet eine Belohnung: die gesellschaftliche Anerkennung als vollwertiger Mann, der Zugang zur Macht und zu den Frauen. Das bedeutet eine gewisse Verfügungsgewalt über die zu vergebenden Frauen der eigenen Verwandtschaftsgruppe und das Recht auf eine Frau als Ehepartnerin. Zugang zur Macht heißt mitreden bei den für die Wohn- und Verwandtschaftsgruppen relevanten Entscheidungen und das Recht auf Waffen, ein Monopol der Männer. Oft berechtigt erst der Beweis für das Beherrschen der Waffen, der durch das Töten mindestens eines Feindes erbracht ist, zum Anspruch auf eine Frau. Erst wenn die Fähigkeit, sich und die Gemeinschaft zu verteidigen, mit Taten unter Beweis gestellt worden ist, kann dem Mann zugetraut werden, sich mit einer Frau, dem beständigsten aller Feinde, auf Lebzeiten – als Ideal – einzulassen.
In den Initiationsriten fehlt es nicht an Warnungen und Verboten, die den Novizen vor dem Umgang mit dem weiblichen Geschlecht und allem, was mit ihm assoziiert wird und ist, abhalten sollen. Jegliche Berührung mit Frauen, weibliche Nahrungsmittel und Pflanzen, Dinge, über die eine (menstruierende) Frau geschritten ist, selbst das Zuschauen und der Anblick einer Frau gefährden Kraft, Kampfbereitschaft und -wille des werdenden und, vor Kampfhandlungen und Ritualen, auch des erwachsenen Mannes. Das Weibliche macht den Mann verletzlich, schwach, unterlegen und läßt ihn früh altern. Die Abgrenzung von allem, was der Frau als Objekt männlicher Beherrschung zugeschlagen wird, das Abspecken alles Weiblichen, gehört zum Wichtigsten in der Herausbildung eines herrschaftlichen Bewußtseins und ist das zentrale Thema, um das die Initiation zum sozialen Mann kreist.
Am Ende der Erstinitiation werden die Usurufa-Novizen im exklusiven Männerzirkel in den grundlegendsten Verhaltensregeln unterrichtet: »Du sollst keinem anderen Mann Nahrung stehlen. Du sollst eines andern Mannes Frau nicht verführen. Du sollst weder Schweine noch das Feuer anderer Leute stehlen. Aber du sollst Männer töten. Du sollst Pfeil und Bogen brauchen. Wenn ein Mann einen anderen verhext, dann sollst du ihn erschießen. Du mußt stark sein, du mußt zum Kämpfen bereit sein. Du mußt groß und stark werden, damit du diese Dinge tun kannst . . . Du darfst nicht von der Hand einer Frau essen. Wenn eine Frau dir Essen anbietet, lehne es ab. Wenn du von der Hand einer Frau ißt, wirst du Kraft und Stärke verlieren, dann wirst du dünn und schwach . . .«

An verschiedenen Orten massieren die Männer ihre Söhne, stecken sie in eine Art Streckbetten und beschwören eine Vielzahl von Ahnen und anderen Geistern, um damit den Wachstumsprozeß der Knaben zum physisch und letztlich sozial vollwertigen Mann zu beschleunigen. Ein Mann muß groß, stark, kräftig und kampfbereit sein, Tugenden, die durch die Berührung mit Weiblichem nicht nur verspätet erlangt, sondern im Grunde zunichte gemacht werden. Die Knaben, die zukünftigen Träger der Männergesellschaft, sind, solange sie in der mütterlichen Hütte leben, einer permanenten ideellen und materiellen Infiltration von Haltungen und Lebensweisen ausgesetzt, die das Männliche in ihnen vergiften, so daß es gar nicht ins Stadium des Wachstums gelangt. Die Frau nährt das Kind, flößt ihm etwas von sich ein, etwas Selbstgeschaffenes, wozu der Mann nichts beizutragen hat. Sie entzieht ihm seine persönliche Kontinuität und demonstriert – aus der Sicht des Mannes – seine Einflußlosigkeit in beängstigender Totalität (was die Männer mit der sexuellen Meidung der Frau oft bis zur Entwöhnung des Kindes beantworten). Eben deswegen scheint es notwendig – im Interesse der Kontinuität des Männerhausbestandes und damit der sozialen Existenz schlechthin –, den Knaben aus dem weiblichen Lebens- und Einflußbereich herauszureißen, ihn von allem Schmutz zu reinigen und derart geläutert in die männliche Sphäre einzuführen, sorgfältig, radikal, für immer und mit Nachdruck.

Wenn ein Usurufa-Knabe von seinem Vater für alt genug gehalten wird, ist der Zeitpunkt für die erste Initiation gekommen. Schon einige Tage vor dem festlichen Ereignis wird er zusammen mit ungefähr gleichaltrigen Novizen von den Männern ins Männerhaus getrieben, während die Verwandtschaftsgruppen, insbesondere diejenigen der väterlichen Seite, sowie die meisten Frauen mit den Vorbereitungen für das Fest beschäftigt sind. Für die ersten rituellen Handlungen führen Männer und initiierte Knaben gemeinsam die Initianden an einen speziell hergerichteten, etwas abseits von der Siedlung gelegenen Ort, wo sie die ersten Prüfungen zu bestehen haben. Das Spektakel, das die Novizen antreffen, bietet einen wenig beruhigenden Anblick: Männer in voller Kriegsmontur schirmen kampfbereit mit gespannten Bogen die Szene vor den Blicken Unbefugter ab, andere sind damit beschäftigt, ihre Nasen zum Bluten zu bringen oder sich ein Stöcklein in den Schlund zu stecken und zu erbrechen. Da und dort sieht man Blutflecken. Von den Männern werden die Novizen vehement beschuldigt, menstruiert zu haben. Etwas entfernt blasen zwei Männer die heiligen Flöten. Ein nackter Maskierter, dessen Vorhaut von einem Pfeil durchbohrt ist, bewacht die Flöten und soll den Novizen einen gehörigen Schrecken einjagen. Plötzlich werden die Knaben gepackt und festgehalten, während andere Männer der eigenen Verwandtschaftsgruppe ihnen rauhe Blätter die Nase hochdrücken, bis sie bluten. Die Knaben brüllen vor Schmerz und wohl

auch vor Schrecken. Mit der abschließenden Einführung in den Verhaltenskodex, wie ihn die militärische Organisation jedem einzelnen bindend auferlegt, ist die äußerliche Ablösung von der mütterlich-weiblichen Welt beendet. Der Initiierte wird von nun an bei jeder Erstinitiation dabeisein, sich dem Nasenbluten-Ritual ohne Wimpernzucken hingeben und mit wachsender Erfahrung und Gewöhnung den Eingriff selbst ausführen. Frauen hat er zu meiden, er verbringt seine Zeit mit Männern, von denen er die täglichen Verrichtungen, den Umgang mit den Waffen lernt und auf die verbotenen Dinge aufmerksam gemacht wird. Er schläft und ißt von nun an im Männerhaus, wo ihm die Wasser- und Brennholzversorgung obliegt.

Die weiteren Initiationsriten unterwerfen die Novizen immer schmerzhafteren Eingriffen: die Nasenscheidewand wird mit einem mit Salz beschmierten Gegenstand durchbohrt, die Zunge aufgerauht und angeritzt; einzelne Finger werden unter den Nägeln angestochen, und zum Abschluß muß der Penis bluten, sei es durch Anritzen, durch Wundreiben oder durch die Einführung eines harten Grases in die Harnröhre. Blut muß fließen!

Angst erregende Szenen, das Erdulden ungeheurer Schmerzen, ohne in Ohnmacht zu fallen, und schließlich die Überwindung von Furcht und Schmerz stählen den Mann. Er muß unempfindlich und hart werden, er muß sich den Körper, das eigentlich Unreine, unterwerfen, die Gefühle domestizieren. Körperliche und emotionale Bedürfnisse, soweit sie sich auf Frauen beziehen oder mit ihnen identifiziert werden, gefährden die Herrschaftsausübung und haben deshalb keinen Platz im männlichen Selbstbild. Nur Härte befähigt zur Macht. Wo und wann immer der Mann vom Weiblichen eingeholt oder berührt wird, ist eine neuerliche Läuterung geboten: das Blut, das aus Nase, Zunge und Penis fließt, schwemmt allen weiblichen Schmutz, die Schwäche und das Schwächende, aus dem männlichen Körper. Sich mit einem Stöcklein zum Erbrechen zu reizen, macht die männliche Ideologie der verunreinigenden Kraft des Weiblichen schlechthin überdeutlich. Die Frau im Manne, der »innere Schweinehund«, muß herausgekotzt werden, sie gefährdet die Selbsterhaltung, die innere Sicherheit.

In der Initiation wird der Jüngling von den Männern, den Machthabern und -verwaltern, gezwungen, sich abzutöten, Leben (Blut) von sich zu geben. Diese Verinnerlichung der Gewalt wird später durch periodisch wiederkehrende Riten gefestigt und gemeinsam zelebriert. Sie wird zum Grundpfeiler männlicher Identität, zur Berechtigung auch, die am eigenen Körper und an der eigenen Seele erfahrene Gewalt nach außen zu kehren. Die männliche Identität konstituiert sich aus der Negation des Weiblichen, erst in der Macht- und Gewaltausübung aber füllt sie sich mit einem »positiven« Inhalt, demjenigen der Stärke, der Kraft, der Strenge, der Ausdauer, der

Tapferkeit, der Überlegenheit, jenen Qualitäten also, die in der militärischen Organisation hochgehalten werden. Die körperliche und psychische Domestizierung, die Entpersönlichung schafft die Bereitschaft und den Nährboden für jene Werte, Haltungen und Verhaltensweisen, die das Herrschaftssystem von innen sichern.
Der Einzug der Erstinitiierten ins Männerhaus und ihre ersten Aufgaben darin lassen den minderwertigen Status der Frau am eigenen Leib erfahren. Die Novizen werden ins Männerhaus getrieben, wo sie zwar lebenswichtige, aber eben weiblich-häusliche Tätigkeiten – Wasser- und Brennholzversorgung – zu verrichten haben, ohne bei den Entscheidungen mitreden zu dürfen. Die Einführung ins Reich der Macht beginnt mit einer sozialen und emotionalen Erniedrigung, die die weiblichen Qualitäten als etwas wenig Wünschenswertes, die männlichen aber als Erlösung von der Nichtigkeit weiblichen Tuns erscheinen lassen und im angehenden Mann und Krieger verankern. Aus dem Trümmerhaufen platt gewalzter, klein gemachter Weiblichkeit wächst reine und harte Männlichkeit hervor, von außen hineingezwungen, von innen nach außen gekehrt. Im Bewußtsein seiner Männlichkeit und Schönheit – denn Härte, so sagen die Usurufa und Mae Enga, macht schön und attraktiv – und im Wissen um die Strategien der Reinhaltung kann es der Mann nun wagen, sich im sexuell-erotischen Bereich mit der Frau einzulassen. Die sexuelle Aktivität des geläuterten Mannes wird ein Mittel zur Bestätigung und Verewigung seiner totalen Macht, zu einer Rechtfertigung auch seines Status.
Das Herrschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau findet eine Absicherung und Untermauerung im Bereich der Mythen und Vorstellungen. In der mythischen Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse legen sich die Männer eine metaphysische Fruchtbarkeit zu – etwa wenn sie die heiligen Flöten spielen –, in aller Heimlichkeit überwinden sie ihre Unfähigkeit, Neues, Lebendiges zu schaffen. Darin setzen sie die täglich wiederkehrende Erfahrung ihrer Abhängigkeit von den Frauen kollektiv außer Kraft. Im Alltag aber ist diese erwünschte Allmacht immer bedroht, gerade weil sich die Männlichkeit, ihre Basis und ihre Accessoires, erst über die Vermittlung der Frau konstituieren.

5.
Aus dem Wissen um die letzte Natur der Dinge empfangen die Männer die metaphysische Kraft, den Gang der Natur zu beeinflussen. Das Geheimnisvolle, von dem es umhüllt wird, soll das Machtmonopol der Männer aufrechterhalten. Die mythischen und rituellen Geheimnisse sind deshalb die Geheimnisse der Macht.
Wenn die neuguinesischen Männer an gewöhnlichen Tagen zusammensitzen, ist aber meist von etwas anderem die Rede. Eine ihrer Lieblingsbeschäf-

tigungen ist es, die Kriegshandlungen, Überlistungstaktiken und Übervorteilungen vergangener Kriege wieder und wieder aufzurollen und dabei die eigene heldenhafte Rolle besonders klar hervortreten zu lassen. In Worten und Bildern wird da in aller Ruhe mit umgekehrten Rollen wiederholt und idealisiert, was einem als junger Mann und Knabe angetan worden ist und was man sich selbst immer wieder antun muß: die Erniedrigung, die totale Demütigung des Selbst, die Verachtung der eigenen Schwächen. In der Phantasie kann so der ›positive‹ Teil des männlichen Parts in einer Perfektion durchgespielt werden, die im Alltag wohl doch nie so ganz erreicht wird. Eine andere Variation des gleichen Themas sind die Ersinnung neuer Kriegslisten, der Entwurf neuer Strategien, mit denen sich die Männer gleichzeitig einmal mehr beweisen können, wie wichtig sie für die Erhaltung der Sicherheit und den Schutz der Gemeinde doch sind.

Die männliche Identität, die sich zuallererst durch ihre Negation des Weiblichen konstituiert, entwirft ihren positiven Teil im Diskurs um Militärisches. Spätestens hier muß die Parallele zu uns auffallen: In der Schweiz, die seit langer Zeit nicht mehr direkt in einen Krieg verwickelt war, und wo jeder Mann militärdienstpflichtig ist, treten diese Komponenten besonders in den Vordergrund: es ist z. B. unvorstellbar, daß bei Anlässen, wo Männer in der Mehrzahl zusammen kommen, nicht vom Militär die Rede sein wird. Und alte Männer, die sicher eine Menge Details aus ihrem Leben vergessen haben, werden sich mit hundertprozentiger Sicherheit an eins erinnern, wenn sie zusammensitzen: die unvergeßlichen Wochen der Rekrutenschule, die tausendfach erlebte Kameradschaft in den jährlich wiederkehrenden Wiederholungskursen und die Erinnerungen an die zwar harten, aber doch fast mit Zärtlichkeit erzählten Erlebnisse des Aktivdienstes im Zweiten Weltkrieg. Die militärischen Erfahrungen verlieren in der Erinnerung das Brutale und werden zum gemeinschaftlichen Schlüsselerlebnis, an dem sich die Männer festhalten und orientieren, das den Maßstab für die Einordnung der Umwelt abgibt.

Kürzlich, auf einer Zugfahrt, kam ein älterer Mann mit mir ins Gespräch, nachdem er anhand meiner Fahrkarte festgestellt hatte, daß wir das gleiche Ziel hatten. Nach seiner Abklärung meiner Personalien – Name, Wohnort, Wohnort des Vaters, Beruf, Alter – die Frage: »Sie haben doch Militärdienst geleistet?«

Bernhard Streck
Gewehr und Speer
Bewaffnete Macht in der Republik Sudan

Auf Gewehr und Speer – man könnte auch sagen: auf Uniform und freiem Oberkörper oder auf Militärdiktatur und Kriegergesellschaft – ruht das fiktive Dach der Jamhuriya, der »Republik« Sudan. In dem Bild mit den Säulen kann noch ein zweites miteingefangen werden: die Pole der politischen Wirklichkeit am Nil stehen sich nicht nur unversöhnlich gegenüber, sondern gleichen sich auch. Ich möchte im folgenden beleuchten, wie alt der hier thematisierte Gegensatz ist, so daß eine Verschwägerung gar nicht verwundern muß, wie sehr aber die Schirmmützen dort auch denen hier gleichen, und schließlich, wie unmittelbar die Waffe auf Menschen wirkt, die die Gewalt noch in der Hand und nicht elektronischen Rechnern anvertraut haben.

1.

Unter Kriegergesellschaft sei hier die Vielzahl politischer Ordnungen zusammengefaßt, in denen es jedem gesunden Jüngling und Mann obliegt, das Gesetz: ›Auge um Auge und Zahn um Zahn‹ zu exekutieren – entweder gegen eine andere Familie, ein anderes Dorf, einen anderen Verband oder eine andere Region. So ist das in den Hirten- und Bauerngesellschaften, die 85 Prozent der fast 20 Millionen Sudanesen »organisieren«. Sie lehnen unsichtbare Autoritäten ab und verlangen von den eigenen vor allem Ausstrahlung. Älteste, Priester, Epileptiker und Zauberer sagen den Kriegern, wann sie zuschlagen sollen, und ihre Macht besteht einzig aus Segen und Fluch. Im Bund der Glaubenskämpfer, der mahdistischen Kriegergesellschaft, die 1885 das Land von Uniformen und Ungläubigen säuberte, hat das Prinzip der charismatischen Autorität auch eine überverwandtschaftliche und überregionale Ebene erreicht. Doch ob die Vereinigung Bewaffneter der Wiederherstellung gerechter Zustände oder der Vorbereitung endzeitlicher gilt, beiden Kriegergesellschaften ist Gewalt vertraut und das »Militärische« fremd.

Dennoch eignet sich ein Land, in dem es seit 4500 Jahren Staat und stehende Heere gibt, nicht als Schaustück des entwicklungselitären Voyeurismus. Nicht aus Tolpatschigkeit im Umgang mit modernen Institutionen halten sich die Sudanesen das Militärische vom Leibe, sondern weil sie es sehr lange

und gut kennen. Die Entwicklung der Regierungstruppen aus den Sklavenheeren ist im Sudan so offenkundig wie die des Beamtentums aus dem Eunuchenwesen. Auch als mit der türkischen Kolonisierung 1820 westliche Verwaltung einzog, bestand die Armee noch aus einem Gemisch von sich selbst equipierenden Söldnern aus Südeuropa, gezogenen Soldaten aus Ägypten und umfangreichen Sklavenkontingenten, sog. Basingern, aus dem Süden. Neben ihrer Fremdheit einte sie ihre Willkür gegen die Bevölkerung, für die Militär das gleiche wie Naturkatastrophe bedeutete und entsprechende Reaktionen hervorrief.

Noch im mechanisierten »Bürgerkrieg« 1955-72 verließen Hunderttausende ihre Dörfer – nicht wegen des Islams, der Araber oder der Diskriminierung südsudanesischer Beamter im öffentlichen Dienst, sondern weil sie zuerst von der einen Seite unter dem Verdacht der Feindkooperation drangsaliert wurden und dann von der anderen Seite unter entsprechendem Verdacht. Die Methode stammt aus dem britisch-italienischen Krieg 1940-41, aus den mahdistisch-kolonialistischen Kriegen 1880-98, aus den Kriegen zwischen Administration und Händlern ab 1840, zwischen türkischen Eroberern und heimischen Fürsten ab 1820, zwischen den Reichen Funj und Darfur vom 16. bis 18. Jahrhundert, Nubien und Arabien vom 7. bis 16. Jahrhundert, Kusch und Axum im 4. Jahrhundert, Kerma und Ägypten im 2. vorchristlichen Jahrtausend. Militär hieß im Sudan schon immer: Männer umbringen, Frauen verschleppen, Hütten niederbrennen, Felder verwüsten, Vieh wegtreiben.

Das Geheimnis militärischer Macht ist auch heute ihre Fremdheit. Die Soldaten sind anders gekleidet, pflegen andere Umgangsformen, besitzen anderen Hausrat, denken und sprechen anders. Man gibt seine Töchter nicht an sie, weil sie auch nichts vergeben. Sie sind Gefangene des Stacheldrahtes, den sie selbst gezogen haben. Wohl sind auch sie irgendwo zu Hause, aber der Soldat gilt nichts in seinem Heimatland, wo seine Qualitäten allenfalls als Erzählung geschätzt werden. Entfalten kann er sie nur, wo es gegen Unbekannt geht. Emin Paschas sudanesische Soldaten (hauptsächlich Makaraka-Zande) taten sich nach seiner Vertreibung 1889 in der Schutztruppe Deutsch-Ostafrikas hervor; Idi Amin errang die Macht in Uganda mit 3000 Südsudanesen (Wa-Nubi). Auch nach Ausbruch des Sezessionistenkrieges 1955 taten mehrere Tausend Südsudanesen in der Regierungsarmee Dienst – vornehmlich im Norden. Seit dem Frieden von 1972 und der Eingliederung von 6000 Buschkämpfern in die regulären Ränge ist das Rotationsprinzip ausgebaut worden. Der Soldat darf keine Wurzeln schlagen, Militärdienst kann nur von Strafversetzten geleistet werden.

Es gibt im Sudan noch andere Gruppen, die zur Bevölkerung ein distanziertes Verhältnis haben: die Händler (jellāba), die Regierungsangestellten (effendiya), die Schriftgelehrten (fugarā) oder die weißen Modernisierer

(khawājāt). Sie alle sind fremd und spielen wohl deswegen im zentralistischen Gewaltenkonzert wichtige Instrumente. Doch ihr Versuch, eine Zivilregierung aufzubauen, ist schon zweimal fehlgeschlagen. Die mit 50 000 Mann zweitkleinste Fremdgruppe, das Militär, hat jedesmal schnell wieder zugegriffen und sich bis heute mit ihren Zwangsmitteln und kurzen Entscheidungswegen allen anderen als überlegen erwiesen: dem effektiven Verteilungsnetz der Händler, der Streikmacht des Öffentlichen Dienstes, dem religiösen Eifer der Bruderschaften und dem Sachverstand der Experten. Letztlich brauchen aber diese Lobbyisten einen existierenden Staat, den eben nur das Militär stellen kann, weil der Sudan in seiner langen Staatstradition staatsfeindlich geblieben ist.

Nur die Kriegergesellschaften brauchen das Militär nicht, mögen sie auch – objektiv betrachtet – unter dem immer wieder restaurierten Landfrieden besser leben. Der arabisch sprechende Nubierstamm der Shaikiya ist vielleicht der einzige, der seine eigene räuberische Vergangenheit schon unter türkischer Herrschaft in den Staatsdienst kanalisiert hat. Für die meisten Stämme, vor allem die im Süden, gehören die bewaffneten Organe einem Fremdkörper an. Die Landleute überlassen ihm im Konfliktfalle Straßen und Ortschaften und fliehen in den Busch.

Die Kolonialregierung hat sich als Bringer von Frieden, Zivilisation und Freiheit von Sklaverei legitimiert. Die Militärregierung folgt ihr in dem Anspruch, den Prozeß der Rationalisierung im Land der Regenmacher, Blutfehden und Gottesvollen weiterzutreiben. Im Oktober 1981 drohte die Regionalregierung des Südens sich endgültig zu retribalisieren. Gleichzeitig mußten so koloniale Entscheidungen wie die Ausbeutung des lokalen Erdöls durchgesetzt werden. Daher setzte Khartoum eine kommissarische Offiziersgruppe ein. Zwar beteuerte ihr Chef, Generalmajor Rassas, mehrfach, daß er aus dem Süden gebürtig sei, doch nicht diese Eigenschaft, sondern seine Entfremdung durch Militärkarriere befähigte ihn, zwischen den interessengebundenen Kampfhähnen der Politikerszene den neutralen Staat zu repräsentieren.

Wohl auch deshalb ist den Kriegergesellschaften – trotz ihrer heimlichen Verwandtschaft mit dem Militär, über die wir noch sprechen werden – jede andere Fremdgruppe lieber, selbst in ihren Extremen. Denn sie sind koalitionsfähig und bieten etwas, während das Militär fremd bleibt und nur entmannt. Die Händler verlangen zwar Wucherpreise, bringen aber Waren und der fremdeste unter ihnen, der Grieche, die seltensten. Die Staatsschreiber ziehen zwar Steuern ein, geben aber auch Papiere aus und schlichten Streit. Selbst die Fremdesten der Heiligen, die Verona Patres, strahlen etwas aus, was man wegen seiner Wärme nicht missen möchte. Und auch die Experten, die von Khartoum und erst recht die aus Übersee, sind Menschen, die trotz ihres ständigen Nörgelns Güter verteilen. Das fehlt den Militärs.

Mag man mit dem vertrautesten, dem Dorfbüttel, sich noch arrangieren können, so verbreitet der fremdeste, der weiße Söldner, nichts als Schrekken. Steiner und Armand auf der einen Seite, die namenlosen russischen und ägyptischen Mig-Piloten auf der anderen Seite sind die ehrlichsten Zeugen dafür, wie wenig in dem barbarischen »Bürgerkrieg« irgendeine Sache des Volkes ausgefochten wurde.

2.

Nun sind die regulären Soldaten des Sudan keineswegs eine Bande von Mordbrennern. Während sich die Anya-Nya-Freischärler regelmäßig von Raub und Erpressung nährten, hatten sie Sold und Nachschub. Im Gegensatz zu den Buschkämpfern vor und nach 1972, die sich aus Deserteuren, Meuterern und »Outlaws« zusammensetzen, gilt bei den Regierungstruppen der Fahneneid, das Gesetz von Befehl und Gehorsam als heilig. Das Militär ist ein Elitekorps, die Herrenkaste, der Staat selbst. Auch in entlegenen Landesteilen erinnert der Soldat an die neue Nation; sein Eisenbett zeigt dem Wilden auf der Matte höhere Zivilisation, das Umschlagtuch seiner Frau den bloßbrüstigen Buschweibern gemeinsudanesischen Anstand. Die Uniformierten sind auf dem platten Land das Pendant zum Rauschen der Transistorgeräte, die sie mit sich tragen – beide ubiquitär, unverständlich, deplaziert, aber alltäglich.

In höheren Rängen verstärkt sich das innovatorische Gehabe: der Major geht nach Saudi-Arabien zum Möbelkauf, der Oberst läßt sein Gebiß in London richten. Insofern haben die Modernisierungstheoretiker recht, wenn sie von den Militärdiktaturen Entwicklungsimpulse erwarten. Sie laufen aber über »conspicuous consumption«; deswegen haben die Klassenanalytiker weniger recht, wenn sie von der Diktatur der Kleinbürger reden. Die sudanesischen Offiziere entstammen den reichsten Familien.

Das Militär ist auch nach außen mit dem Staat identisch, nicht nur weil es ihn garantiert, sondern auch weil die sudanesischen Soldaten an der internationalen Kasernenkultur teilhaben. Die Welt der Ränge, der Kommandos, der Meldungen, der körperlichen Anstrengungen und des langweiligen Wartens verbindet die Militärs aller Staaten der Erde über die Gräben zwischen Ost und West, Nord und Süd hinweg. ›Durch Gehorsam zur Beförderung‹ ist in den unteren und mittleren Rängen das Motto auch des sudanesischen Soldaten, und auch ihm verleiht das Gestänge der Dienstvorschriften zeitlebens Halt.

Die heutige sudanesische Armee wurde von den Briten gezeugt und geprägt. Sie wurde 1924 – ein Vierteljahrhundert nach der mit viel Material und Toten erzwungenen Restauration der Militärmacht – als »Sudan Defence Force« gegründet, im Zweiten Weltkrieg teilmechanisiert, im Osthorn und in Nordafrika eingesetzt. Bis zur Unabhängigkeit 1956 reichten 5000 Mann

für den inneren Frieden; danach nicht mehr – vielleicht weil der Fremdheitsgrad etwas nachließ. Um autonomes Rückgrat des flächenmäßig größten Staates Afrikas zu werden, bedurfte es einer gewaltigen Aufrüstung, die alle anderen »Entwicklungen« im Lande weit hinter sich ließ oder kontrapunktierte.

Unabhängigkeit durch Aufrüstung

Jahr	Stärke der Streitkräfte	Verteidigungshaushalt (Sudanpfund)
1956	5 000	4,8 Millionen
1961		11 Millionen
1966	18 000	14 Millionen
1969	26 500	30 Millionen
1971	37 000	
1972	50 000	40 Millionen
1977		75 Millionen

Als erster brach General Abboud mit der britischen Tradition des politisch enthaltsamen Militärs. 1958 kam er durch einen Staatsstreich an die Macht – und rüstete auf. Zwei Jahre nach seiner Entmachtung 1964 durch die Putschisten Mahboul und Khawad, beides Generalmajore, probierte Oberst Numeiri zum ersten Mal sein Glück. Das gab noch Arrest und Beförderungssperre. 1969 holte er, jetzt Kommandeur der Khartoumer Garnison, zum zweiten Mal aus, siegte und beförderte sich selbst zum Generalmajor. Damit kam es zum nächsten und entscheidenden Rüstungsschub, der in die Zeit des kurzen, im Israelkrieg 1967 eingeleiteten Tête-à-tête des Sudan mit der Sowjetunion fiel. Numeiri verpfändete den einzigen Reichtum des Landes, die Baumwolle, an die neuen Freunde und erhielt dafür schwere Panzer, Flakartillerie, Antonov-Transporter, Mig-Jäger, Kampfhubschrauber und Boden-Luft-Raketen. Er brachte den Verteidigungsgürtel um die Hauptstadt, der bislang aus einem Kasernenkranz bestand, auf Air-base-Niveau für den Fall, daß eines Tages die rechtzeitige Besetzung der Nilbrükken, des Präsidentenpalastes und des Senders Omdurman nicht mehr ausreichen sollte. Er tauschte die britischen Khaki-Shorts und Tropenhelme in Grünzeug um, weil statt Wüstenkriegen im Norden Buschkriege im Süden zu fechten waren. Und in der Militärakademie von Omdurman schulten Sowjetstrategen die an sparsame Sicherheit gewöhnten Sudanesen auf massiven Einsatz von Mensch und Feuerkraft um.

Dabei spulten die neuen Lehrer natürlich auch ihre atheistischen Litaneien ab und spalteten damit das bis dahin wenigstens im moslemischen Glauben einige Korps. Doch den Sowjets gelang bald nichts mehr. Zwar ließ sich die Armee 1970 noch zu den blutigen Razzien unter den Händlern und Heiligen Omdurmans, ja auch noch zur barbarischen Bombardierung der Nilinsel Aba, des ökonomischen Zentrums der fundamentalistischen, drei Millionen Anhänger zählenden Ansar-Bewegung gebrauchen. Als aber ein Jahr später

die Männer Moskaus, Major Atta und Oberst Riad, die neuen Panzer ins Präsidentenpalais rattern ließen, waren es die frommen Soldaten, die nicht mehr mitmachten. Den atheistischen Sternenträgern fehlte das Baraka, der Segen Gottes.

Der plumpe Versuch, die Divergenz von Militärdiktatur und Kriegergesellschaft mit Panzern zu einem Zwangskommunismus zusammenzuschieben und den Gleichschritt für alle zu verkünden, scheiterte, lange bevor er die breite Bevölkerung erreichte. Indem sie zum ersten Mal in deren Interesse handelte (oder Handeln verweigerte), übernahm sich die Militärkaste. Auf dem Höhepunkt der Heeresreform und Zusatzrüstung stürzte sie in ihre erste tiefe Krise und erbrach das nasseristische Ideengut von der Umwälzung der Gesellschaft im Schutze der Bajonette. Der mit Libyens und Ägyptens Hilfe siegreiche Numeiri trieb seine Gegner zum Galgen und ins Lager, die zahlreichen linken Intelligenzler aber ins Ausland oder in die Schmollwinkel.

Die Verwirrung von 1971 ist wichtiger als die »Mai-Revolution« von 1969 für das Verständnis des sudanesischen Armee-Geistes in den höheren Rängen. Zwar rückte nach dem Abzug Ostroms gleich das westliche mit seinen reichen Vasallen – die Bundesrepublik z. B. auf Magirus-LKW – nach und sorgte dafür, daß der einzige Wachstumssektor, die Rüstung des armen Landes, nicht auch zum Stagnieren kam. Doch der Militär lebt nicht von Waffen allein. Mit den über 2000 russischen und ostdeutschen Experten ging auch das Feindbild: Imperialismus, Kolonialismus und Rückständigkeit. Wohl lassen sich Libyen und Äthiopien, die neuen Stützpunkte der verjagten Sowjets und traditionellen Zufluchtsstätten der sudanesischen Opposition, sehr gut zur inneren Aufrichtung nutzen, zuletzt sogar zu phantastischen Lieferversprechungen des hysterischen Reagan – Kriegszeug für 100 Millionen Dollar nur fürs Jahr 1982 – und gemeinsamen Übungen mit der großen US-Army. Im Innern aber blieb das Militär alleingelassen mit seinem Abstand zur indifferenten Bevölkerung, zu den ungeduldigen Religiösen, den verschlagenen Händlern, der unzufriedenen Intelligenz.

Auf den Lehrgängen in der Sowjetunion, der DDR und in Südyemen waren optimistische Visionen von der künftigen Entwicklung des eigenen Landes ausgeteilt worden. Die neuen Lehrgänge in Ägypten, Pakistan, England oder Amerika aber vermitteln nichts als ein kurz anhaltendes Gefühl der Zugehörigkeit zur globalen Elite und waffentechnischen Spitze, das bald wieder zerbricht an der administrativen Unzulänglichkeit, fragmentarischen Sicherheit, zerfallenden Infrastruktur und unaufhaltsamen Verrottung des teuren Kriegsspielzeugs im eigenen Land. Die an der internationalen Staatskultur teilhaben dürfen, sehen zugleich auch am deutlichsten die lächerliche Rolle des eigenen Vaterlandes, sein Ausgeliefertsein an die Geldverleiher wie Saudis, Kuweitis, den International Monetary Fund oder die EG.

Sudan als Brücke zwischen der arabischen und der afrikanischen Welt heißt auch, daß man nirgendwo richtig dazugehört. Das Image des Sklavenjägers und Christenverfolgers, das der Sudan im »Bürgerkrieg« von schwarzafrikanischen Seiten und der internationalen Missionslobby angehängt bekam, wirkt weiter, obwohl das Land mittlerweile selbst einer halben Million Flüchtlingen aus den benachbarten Barbareien Zuflucht gewährt. Und den reichen Arabern gilt das Land hauptsächlich als Armenhaus und Hinterhofschenke, in der jede noch so gut gemeinte Investition versinkt. So hält sich die Sudanregierung eben eng an den großen Bruder Ägypten, selbst Kostgänger der reichen Welt und dazu noch Kolonisator im Lande, seit Thutmosis I. 1967 schickte der Sudan ein Infanterie-Bataillon in den Israel-Krieg. Es kam zu spät. Zu Ausbildungszwecken wurde es am Suez-Kanal gelassen und regelmäßig ausgetauscht. Die Zurückgekehrten erzählten dann schaudernd von den kalten Winternächten auf arabischer Wacht.
Im Innern ist die Armee heute längst nicht mehr die einzige Verkörperung des Staates. Seit Numeiri erkannte, daß auch die »Revolution« ein schützenswertes Gut ist, schuf er zu diesem Zweck neue, ergänzende Institutionen. Die Jugend der Zentren versuchte er durch Sport und Pfadfinderei zu formieren, er kreierte eine »Nationalgarde« speziell für den Objektschutz und dachte sogar einmal an die allgemeine Wehrpflicht. Das Fundament für das bisher effektivste Kontrollinstrument, den Staatssicherheitsdienst, hatten ihm noch DDR-Fachleute gelegt. Ebenso ist die Körperschaft, die die politischen Aktivitäten des Landes binden soll, die »Sudanese Socialist Union«, immer noch nach osteuropäischem Muster verzellt. Dann wurden nach der Säuberung und dem Wiederaufbau der Militärdiktatur die Polizei aufgestockt (11 000 Mann), die Bahnpolizei und vor allem das Gefängnispersonal, das seit 1972 die drei großen Zentralgefängnisse in Khartoum (Kober), Port Sudan und Suakin, dazu 68 lokale Gefängnisse und 50 Straflager zu unterhalten, die Fußeisen der im Herbst 1981 wieder um Tausende vermehrten Gefangenen nachzuprüfen und sie bei der Zwangsarbeit auf den Staatsgütern, dem Straßenbau und in der Kleinindustrie zu beaufsichtigen hat.
Nach dieser raschen Entwicklung des Staatsapparates mußten sich in der Armee Zweifel an der eigenen Legitimation einstellen. Das gute Dutzend bekannt gewordener Militärputschversuche in den letzten zehn Jahren zeigt, daß man nicht müßig herumstand. Doch die äußere Front, das klassische Feld nationaler Streitkräfte, wollte sich nicht bilden. Man atmete direkt auf, als im Herbst 1981 der libysch unterstützte Weddei vom Tschad seinen Rivalen Habre auch über die Grenze zum Sudan verfolgen ließ. Endlich: Invasion Ghaddafis; der Sudan in der Zange zwischen Libyen und Äthiopien; die Russen kommen zurück, um sich für ihren Hinauswurf und Materialverlust zu rächen. Es wurde nichts daraus. Der einzige Einsatz der

Armee im letzten Jahr blieb der Streik der 43 000 Eisenbahner, die sie zu ersetzen hatte. Wieder das eigene Volk, dazu noch Kollegen im Öffentlichen Dienst – Siege, die keinen Ruhm bringen.
Auch Numeiri, der Wandlungsreiche, hat sich in den letzten Jahren zivilere Umgangsformen zugelegt. Im Fort Leavenworth/Kansas war der Offiziersschüler noch rebellischer Nasserist, nach seiner präsidialen Wiedergeburt 1971 gerierte er sich wie ein türkischer Kashef, d. h. Kontrolleur, über Jahrhunderte die erste säkulare Herrscherfigur in seiner Heimat Nubien. 1977 kam die nächste Wende, die Pilgerfahrt nach Mekka, mit der er die Aussöhnung mit Mahdisten und Muslimbrüdern einleitete. Zwar hat er seinen echt asiatischen Stil beibehalten, die Ergebenheit seiner Vasallen, Höflinge und Statthalter durch unberechenbare Entlassungen und Versetzungen warm zu halten, doch immer häufiger zeigt er sich statt in der grünen Uniform im weißen Hemd der Heiligen und Händler – jetzt auch auf dem neu gedruckten Papiergeld. Dieses gleich bündelweise im Einsatz, sitzen seine Offiziere beim Kartenspiel, in ihren schlichten Messen neben den zu großen Schrottplätzen gewordenen Armeefuhrparks. Haschisch und Alkohol, auf der streng islamischen Staatsoberfläche verboten und verpönt, sind die Säulen der Truppenbetreuung durch alle Ränge hindurch. Es sind dies Mittel, zu denen auch das beherrschte Volk greift. Doch in der uniformierten Frustration lösen die Drogen oft Disziplinlosigkeiten, Meutereien, Ausfälle gegen Zivilisten oder Brutalitäten gegen Untergebene aus.

3.
So herrschen also die Volksarmisten unlustig über ein Volk von Helden. Doch ist das Verständnis der beiden füreinander besser als unser Vermögen, ihr Verhältnis zueinander zu begreifen. Am einigsten dürften die beiden Kontrahenten ohnehin in der Ablehnung unserer Friedensbewegung sein. Denn sie kennen die Perspektive nicht, wo Gewalt zwischen Menschengruppen grundsätzlich sinnlos erscheint. Die Gemeinsamkeit zwischen Militärdiktatur und Kriegergesellschaft ist in erster und letzter Linie die Heldenethik, deren Handlungsnormen keine Rücksicht auf Konsequenzen kennen. Dies ist explizit im sudanarabischen Ideal der Shajā'a, der Tapferkeit enthalten. Wie Gastfreundschaft (ḍiyāfa), Familienehre (sharaf), Frauenkeuschheit ('irḍ) oder Manneswürde (karāma) entstammt die Kriegertugend dem Sittenkodex der im Spätmittelalter eingewanderten arabischen Hirtenkrieger. Trotz vieler Kompromisse mit bodenständigen Werten ist die Figur des Ritters (faris) als Vorbild geblieben und spielt eine Rolle in der über alle regionalen und ethnischen Partikularismen ausgebreiteten gesamtsudanesischen Kultur.
Auch wenn der Uniformierte die Grundvoraussetzung für Tapferkeit, das

Angesichtigsein des Gegners, durch seine Distanzwaffen und mechanisierte Rüstung mit Stiefeln tritt, wird er vom Krieger als Gleicher gemessen und oft genug als überlegen anerkannt. Numeiri, der Starke, ist, auch wenn man ihn für den rapide steigenden Zuckerpreis verantwortlich macht, unbestritten der oberste Held – das sagen die Stockkämpfer der Nuba, die Ochsenritter in Süddarfur oder die Schwertträger der Beja. Doch sollte er einst in dem permanenten Gerangel von Khartoum unterliegen, werden sie über ihn lachen. So wenig wie seine Macht könnten sie seinen Sturz als Folge von Intrigen verstehen. Sieg und Niederlage des Helden verdanken sich allein dem Mut und der Tapferkeit gegen seine Feinde.

Der Kult des starken Mannes ist das zweite große Feld, das Soldat und Krieger eint. Idi Amin genoß im Süden wie im Norden größere Sympathien als dort Stammesverwandtschaft und hier religiöse Zusammengehörigkeit geboten hätten. Er war zwar für uns nur die Karikatur eines Staatsmannes und für Rassisten wie nach ihren Schablonen ausgeschnitten, für die Helden im Sudan in und außerhalb der Kasernen aber war er Vorbild: Groß, beleibt, potent, brutal gegen seine Gegner, gönnerhaft gegen seine Anhänger und unberechenbar für die noch Mächtigeren. Diese letzte Qualität, die Feindschaft etwa gegen die britischen Kolonialisten, kann übrigens auch eine Figur wie Hitler in den Augen sudanesischer Mannen verklären. Gar mancher Sudanreisende aus der Bundesrepublik mußte sich schon den ebenso freundlich wie ehrlich gemeinten Gruß »Hitler« gefallen lassen. Durch genealogische Verbindung mit einem starken Mann wächst die eigene Ehre oder läßt sich die eines Gastes aufbessern.

Das dritte Feld der Gemeinsamkeit zwischen Angehörigen der Streitkräfte und Angehörigen der Verwandtschaftsverbände ist das Charisma der Waffe. Es gehört im gesamten Sudan bis auf die Straßen der größeren Städte zur Männlichkeit, eine Waffe zu tragen. In den Kriegergesellschaften sind es Speer, Wurfholz, Keule, Schwert, Peitsche, Armmesser, Wristmesser, Fingermesser, Lederschild, Parierschild oder Pfeil und Bogen, die man bei sich hat. Der Soldat hält dafür das Gewehr. Daß die Frau die Last, der Mann die Waffe und sonst nichts trägt, hat weniger mit männlichem Chauvinismus als mit Sicherheit zu tun, die seit den Anfängen der Menschheit dem Mann zugeordnet ist. Die Waffe ist Mittel und Symbol dieser verantwortungsvollen Aufgabe zugleich. Sie läßt sich nicht nach Gewicht bemessen, sondern nach ihrem Wert, der eben nur in der starken Hand des Helden zur Geltung kommt. Seine Neigung zur Gewalttätigkeit bedeutet Frieden, Unversehrtheit und Überleben für die ihm anempfohlenen Frauen und Kinder. So jedenfalls erklärt das ein sudanesischer Mann – mag unter den Feinden, die er im Auge hat, auch die beschützte Frau sein.

Nun kann die Zuordnung der so unterschiedlich bewaffneten Speerträger (ḥarrābi) und Gewehrschützen (bindāgi) zu den hier verglichenen Subkul-

turen nicht stringent durchgehalten werden. Vor allem technische und administrative Gründe führen immer wieder zur Verwischung des Gegensatzes von Krieg als Rausch und Krieg als Dienst. Die Unregelmäßigkeit der Soldzahlungen ist der eine Grund, weshalb Beute auch von der regulären Truppe gemacht wird, und ihm entspricht der zweite, die wiederum erlittene oder beabsichtigte Unterversorgung mit Munition. Oft taugt das Schnellfeuergewehr G3 aus der schwäbischen Waffenschmiede Heckler und Koch in der Hand eines Grünrockes im Südsudan einfach deswegen weniger als ein Speer, weil die Magazine leer sind. Ganz gleich, ob der Mangel auf Sicherheitsgründe oder Nachschubschwierigkeiten zurückführbar ist, der Uniformierte schämt sich, hält sich aber eisern an der Waffe fest, wie es das auf der ganzen Welt erste Gebot des Soldaten befiehlt.

Auf der anderen Seite ist die Feuerwaffe, die vom Bornu-Sultan Idris Aloma um 1600 in den Sudan eingeführt wurde, den Stammeskämpfern ein durchaus vertrauter Gegenstand. Ob aus belgischer, britischer, israelischer, tschechischer, sowjetischer oder bundesdeutscher Fertigung, auf dem Gebiet der Handfeuerwaffen war und ist der Technologietransfer ein durchschlagender Erfolg. Waren die Buschkämpfer der Anya-Nya in ihrem ersten Jahrzehnt noch auf die wenigen Gewehre angewiesen, die sie aus den Kasernen von Torit und Yei hatten mitgehen lassen, flutete seit 1965 mit den Flüchtlingen der geschlagenen Simba aus Zaire eine Waffenwelle ins Nilbekken. Nun konnte nicht nur die neu gebildete »Land Freedom Army« des General Lagu die ersten Schritte auf dem Weg zu einer ordentlichen Truppe wagen, der unerwartete Segen diente auch vielen dem Eigeninteresse verpflichteten Stammeskriegern zur Auffüllung ihrer Arsenale.

Der Speer auf der Schulter des Zivilisten kann nämlich auch Tarnung sein – oder Zeichen der Unschuld. Während die arabischen Hirten ihre Gewehre ziemlich unbefangen am Sattel hängen lassen und die Nuba-Bauern zu allen Festlichkeiten ihre oft ehrwürdigen Büchsen öffentlich abböllern, stecken im politisch besonders brisanten Süden die Gewehre manchmal in Bienenröhren hoch oben in den Bäumen oder anderswo verborgen. Als im Jahre 1980 wieder einmal eine brutale Dürre den östlichen Nilbeckenrand heimsuchte, gaben die ausgedörrten Bachbetten da und dort Blinkzeichen. Die Topotha-Hirten gruben das Flußgold aus und boten es den Händlern an, die Gewehre aus der Konkursmasse von Idi Amins Streitmacht mit sich führten. Damit konnten sich die Hirten verteidigen gegen die ebenfalls mit Feuerwaffen ausgestatteten Turkana aus Kenya oder Dodos aus Uganda, die ihnen keinen Platz an den letzten Wasserstellen einräumen wollten. Nun fiel es aber der Armee wieder einmal ein, ihr Gewaltmonopol geltend zu machen. Sie raubte den Topotha 20 000 Rinder, die sie ihnen nur gegen sämtliche illegal besessenen Gewehre zurückgeben wollte. Die Topotha aber reagierten darauf nicht als Untertanen, sondern wie auf jeden Vieh-

raub: Sie starteten Gegenangriffe – auch auf die benachbarten Lotuko, wohin einige Armeeangehörige konfiszierte Rinder verschoben hatten.
Ein Wettlauf um Feuerwaffen charakterisiert heute manche Teile des Sudan, und zwischen die fixen Konkurrenten Militär und Krieger bringen sich immer auch flexiblere Gruppen ein. Es sind dies sogenannte Outlaws, Banditen, die sich aus den Gescheiterten beider Lager rekrutieren, zum Teil allerdings auch Restbestände der Rebellenarmee darstellen und, wie das Beispiel der Ngorokos im benachbarten Kenya zeigt, auch den Weg zu neuer Stammesbildung beschreiten können. Die neuen Gesellschaften gehören zum expandierenden Feld zwischen städtischer und ländlicher Subsistenzwirtschaft, zum Schwarzen Markt und zum Informellen Sektor. Ihre Grenzen zu den Stammesgesellschaften verschwimmen ebenso wie die zu den Händlern und Herrschern. Was wir jetzt auf den zwei Säulen unseres eingangs entworfenen Bildes erkennen, gleicht einer riesigen »Schattenwirtschaft« hinter der Aufschrift »Republik«. Die Kontrolle über das weite Land ist zwar nach wie vor Ideal der Militärbürokratie, aber auch nach zwölf Jahren stetiger Aufrüstung und absoluter Regierungsgewalt ist sie ihm nicht näher gekommen. »Selbst ist der Mann« gilt im Sudan mehr als in den entwickelten Untertanengesellschaften.
Trotz der uralten Staatstradition ist dem Sudan das, was uns noch nicht so lange Verstaatlichten so selbstverständlich erscheint, nämlich die Bewaffnung einer Minderheit zum Schutz einer entwaffneten Mehrheit, nie gelungen. Und obwohl Streitkräfte wie Stammeskrieger, Sicherheitsorgane wie Glaubenskämpfer einem heldischen Ideal nacheifern, kann man nicht von einer Durchmilitarisierung der sudanesischen Gesellschaft sprechen. Zwar gelten die blutigen Trophäen im Mahdimuseum aus der großen Schlacht von Omdurman, in der im Jahre 1898 60 000 Krieger gegen 30 000 Soldaten verloren, dem Sudanesen viel mehr als die von Europäern zusammengestellten Tempel und Kulturgüter im Nationalmuseum, doch würde auf die von Höflichkeit, Menschlichkeit und Anarchie geprägte Nation nichts weniger passen als das Attribut Militarismus. Noch in der Putschfreudigkeit der Offizierskaste schlagen sippendemokratische Umgangsformen durch, die auf Machtzusammenballungen mit Ungehorsam zu reagieren gebieten. Insubordination als Norm und als Frevel – das zeigt die ganze Unversöhnlichkeit in der Verwandtschaft von Krieger und Soldat.
Möglicherweise tritt die Transformation eines solchen »Entwicklungslandes« in eine Dienst- und Beförderungsgesellschaft erst nach Jahrzehnten allgemeiner Schul- und Wehrpflicht ein; für beides aber fehlen dem Sudan die Mittel. Dann wären die andauernde Armut des Landes und der undisziplinierte Stolz seiner Bewohner verantwortlich für die fortgesetzte Divergenz von Militärdiktatur und Kriegergesellschaft, die fremde Freiheiten zuläßt.

Maurice Pinguet
Seppuku – Die Ehre im Leib
Japanische Kriegerrituale

Der Augenblick war gekommen: Mishima setzte sich fest auf seine Fersen, zwei Meter von dem an einen Stuhl gefesselten General Mashita entfernt. Ja, der Augenblick der Opferhandlung war gekommen: die Soldaten, zu denen er soeben gesprochen, hatten ihm nur mit Hohn geantwortet. Wenn er sich nicht tötete, würde der Handstreich, zu dem er vier seiner jungen Schüler verleitet hatte, zum Gespött werden. Doch wer kann beim Anblick von fließendem Blut lachen? An diesem schönen Tag des 25. November 1970 war Japans berühmtester Schriftsteller, Mishima Yukio, im Begriff, sich nach den Regeln der Kunst den Bauch aufzuschlitzen.
Der Staatsstreich war vollkommen gelungen: unter der Drohung eines Säbels aus dem 16. Jahrhundert hielt Mishima den Generalstabschef in seinem Büro im Hauptquartier der Selbstverteidigungskräfte als Geisel gefangen. Seine Bedingungen: General Mashita sollte am Leben bleiben, wenn alle Militärs der Basis zusammengerufen würden, um eine Rede anzuhören, die ihnen von dem Balkon im ersten Stock aus gehalten würde, auf den sich die Fenster des Büros öffneten. Mittags sah man dann, vor etwa tausend verdutzten Offizieren und Soldaten, auf der Brüstung dieses Balkons die schmächtige Silhouette von Mishima auftauchen, wohlgegürtet in der senffarbenen Uniform, die er eigenhändig für die jungen Mitglieder des paramilitärischen Grüppchens entworfen hatte, das er seit fünf Jahren betreute: *Tate no Kai*, die Gesellschaft des Schildes.

»Seid ihr Männer?«

Etwa zehn Minuten lang versuchte seine Stimme, von den Sirenen der Ambulanzen zerrissen und den Propellern der Polizeihubschrauber erstickt, sich verständlich zu machen und die Mauer des Lärms und der Gleichgültigkeit zu durchbrechen. Was rief Mishima? Daß sich die Selbstverteidigungskräfte gegen die Verfassung von 1947 auflehnen sollten, mit der Japan auf den Krieg verzichtet, und damit die Tugenden der *samurai* wieder zu Ehren bringen, die kostbarer seien als die wirtschaftlichen Güter und die demokratischen Rechte, kostbarer sogar als das Leben. »Ein Mann appel-

e.V. Bibliothek

liert an euch! Seid ihr Männer? Kriegsmänner? Wird sich ein einziger von euch mit mir erheben?« Die versammelten Soldaten antworteten mit beißendem Spott: »Er ist verrückt!«, »Es reicht!« Zum Schluß wählte Mishima Worte der Resignation und der Verachtung: »Ich sehe, daß ihr keine Männer seid. Ihr werdet nichts unternehmen. Ich mache mir keine Illusion mehr über die Selbstverteidigungskräfte.«
Mishima ging ins Büro zurück und setzte sich vor den General Mashita. Er nahm den hübschen senffarbenen Umhang ab, der ihm ein wenig das Aussehen eines Operettenoffiziers verlieh. Sein Oberkörper war nackt; unzählige Gymnastikstunden hatten ihn gemeißelt, und das Alter würde keine Zeit mehr haben, ihn welken zu lassen. Er löste seinen Gürtel und klappte den oberen Teil seiner Hose über seine Schenkel. Er ergriff einen etwa dreißig Zentimeter langen Dolch und preßte dessen Spitze an seine linke Flanke. Zwei Schritt hinter ihm hielt der junge Morita (dem Vernehmen nach sein Geliebter) den Säbel aus dem 16. Jahrhundert in der erhobenen Hand; er würde den Gnadenstoß versetzen. Dreimal rief Mishima »Es lebe der Kaiser!«, dann atmete er tief ein. Mit einem gewaltigen Schrei atmete er aus und schlug sich dabei auf die linke Flanke. Mit beiden Händen stieß er den Stahl in seinen Bauch, unterhalb des Nabels, zur rechten Seite hin. Endlose Strecke von einigen Zentimetern durch das Blut, die Organe, die Eingeweide hindurch. Großtat des Willens im Abgrund des Willens zu wollen. Endlich gab ihm Morita den Gnadenstoß, aber seine Hand zitterte, und Mishimas Körper sank schon vornüber: der Säbel drang tief in die Schulter ein. Auch ein zweiter Hieb war nicht präzis, erst der dritte trennte den Kopf ab. Nun setzte sich der junge Morita seinerseits auf seine Fersen, nahm seinen Umhang ab, ergriff den Dolch . . . Er schnitt sich nur leicht in den Bauch: schon hatte ihn der ältere der beiden Brüder Koga mit einem einzigen Hieb enthauptet. Die drei Überlebenden des Kommandos, denen Mishima ausdrücklich verboten hatte, ihm in den Tod zu folgen, banden den General Mashita los und stellten sich der Polizei.
Mit diesem doppelten Tod findet die Geschichte des *seppuku* (mit diesem Ehrennamen bezeichnet man in Japan, was wir »Harakiri« nennen) in unserer Zeit einen aufsehenerregenden Abschluß: Mishima schrieb mit seinem Blut, gleichsam als sein letztes Werk, eine Verteidigung und Veranschaulichung der japanischen Kunst, sich den Bauch aufzuschlitzen.

Die Rückkehr der Gewalt

Diese Kunst ist im übrigen recht jung; ihre endgültige Form erhielt sie erst gegen Ende der Kamakurazeit (1192-1331) im Laufe der zahlreichen Bürgerkriege, die das Inselreich verwüsteten. Und es zeugt von großer

Voreingenommenheit, das Wesen der japanischen Traditionen in den kriegerischen Tugenden und dem *seppuku* zusammenzufassen, wie Mishima es zu tun gedachte. Die Wahrheit Japans liegt ebensosehr in den Lebenskünsten, im Sinn für die Harmonie, in der einfachen Würze der Freuden – und in jenem langen Frieden, den das Kaiserreich in der Narazeit (645-794) und der Heianzeit (794-1192) zu Anfang kannte. Nichts war vor der Gewalt besser geschützt als das zart geschlossene Universum, das im Jahr tausend vom *Genji-Roman* beschworen wurde. Die Einführung der politischen Prinzipien Chinas und der buddhistischen Religion im 6. Jahrhundert hatten eine dauerhafte *Pax nipponica* geschaffen. Ein erstaunlicher Rekord, der *Amnesty International* neidisch machen könnte: vier Jahrhunderte lang war in dieser Gesellschaft die politische Todesstrafe abgeschafft; die einzige Strafe für Intrigen und Rivalitäten war die Verbannung aus der Hauptstadt. Die animistischen Überzeugungen des *shintô* trugen ebenfalls zu dieser Mäßigung bei: ein toter Feind erschien gefährlicher als ein lebender; man fürchtete, sein Geist werde jenseits des Grabes Gewitterstürme und Epidemien auslösen, um seine Verfolger zu verfolgen.

Die Geschichte bietet kein schmerzlicheres Schauspiel als die erbarmungslose Rückkehr der Gewalt, die diesen Friedenstraum umzingelte und dann zerstörte. Lange Zeit ausgeschlossen, kehrte sie nun auf den Boden der befriedeten Nation zurück, ohne daß es einer ausländischen Bedrohung, einer Invasion der Barbaren bedurfte. Der Hof von Heian verlor nach und nach die Kontrolle über die Reichtümer der Erde, sein administrativer Einfluß auf die Provinzen zerbröckelte. Schließlich tauchte der Krieg wieder auf, zuerst im fernen Nordosten, im 10. und 11. Jahrhundert, in Form von Rebellionen, die Abenteurer anführten. Heian fuhr fort, in beschaulicher Ruhe zu leben, die Minister wähnten noch zu regieren, aber die lokale Macht gehörte bereits Gruppen von Kriegern *(bushidan)*, Clanhäuptlingen, Parteiführern und nicht mehr den Präfekten des Reichs.

Im 12. Jahrhundert schließlich strömte die Gewalt ins Zentrum, allenthalben setzten die Krieger ihre Stärke, ihre Methoden, ihre Werte durch. Im Jahre 1156 erschütterte ein Staatsstreich die Hauptstadt; er wurde in Blut erstickt, die Todesstrafe wurde wieder eingeführt als Strafe für Machtkonflikte, man zögerte nicht mehr, einen Gefangenen zu foltern, zu enthaupten. Der Freitod (den der *Genji-Roman* nicht erwähnt) wird zu einer festen Gewohnheit. Tametomo, der Urheber jenes Staatsstreichs, war einer der ersten jener in der Geschichte Japans nun so häufig auftretenden Kriegsmänner, die das Eisen gegen sich selbst wendeten: er stach sich zweimal in den Bauch, und zwar so heftig, daß er das Rückenmark durchtrennt haben soll. Das war das einfachste Verfahren, der tiefe Stich, wobei man den Körper auf das Schwert spießte – wie Ajax und Cato es taten. Ebenso verhielt sich Minamoto no Yorimasa bei der Niederlage im Jahre 1180, als er

sich im Alter von 75 Jahren erstach – nicht ohne zuvor seinen Geist dadurch besänftigt zu haben, daß er ein letztes Gedicht schrieb, fest auf seinen am Boden entfalteten Kommandantenfächer gestützt, vor der traumhaften Architektur des Phönix-Pavillons zu Uji. Es war noch nicht das Aufschneiden des Bauchs der Breite nach – die genaue Geste des *seppuku* wurde erst ein Jahrhundert später festgelegt –, doch schon im edlen Tod von Yorimasa schimmerte ein Bemühen um die Form durch, die auch die rohesten Gewalttaten immer wieder mit einer seltsamen Schönheit krönen sollte.

Bürgerkriege und Selbstmorde

In den fünf Jahren, von 1180 bis 1185, die das tödliche Duell der Minamoto und der Taira währte, wurden von den Kriegern zahlreiche Selbstmorde begangen. Dieser Bürgerkrieg bedeutete das unwiderrufliche Ende der *Pax nipponica:* der Kaiser hatte nur noch protokollarische Funktionen, und es setzte sich die Herrschaft einer neuen Klasse durch, der Klasse der Krieger, die *samurai* oder *bushi* hießen. Sie gaben sich Institutionen und Werte, sie waren stolz auf ihre Tugenden: keine stand in höherem Ansehen als der Entschluß zu sterben.

Diese Bürgerkriege waren unerbittliche Duelle rivalisierender Parteien. Hatte die Schlacht einmal begonnen, war es ausgeschlossen, sich zu ergeben: der Feind gestand den Gefangenen kein Überlebensrecht zu, man demütigte, folterte sie, bevor man sie enthauptete, bediente sich ihrer Körper, um sich im Säbelfechten zu üben und die Schärfe einer Klinge zu erproben. Der Brauch des Lösegelds war unbekannt, dagegen wurde derjenige belohnt, der ein erlauchtes Haupt mitbrachte. Die Verwundeten baten ihren besten Freund um den Gnadenstoß. Die Japaner bedurften keines fremden Eindringlings, um sich im Laufe der Jahrhunderte erfolgreich zu zerfleischen. Es gab weder Rassenkriege noch Klassenkämpfe, weder koloniale Raubzüge noch Ideenkonflikte: diese unerbittlichen Kämpfe waren rein politischer Natur, es ging einzig um die Frage, wer die Macht ausüben würde. Nichts unterschied die Gegner: Untertanen desselben Kaisers, Anhänger derselben Religion, alle von derselben Kultur geprägt, aus demselben Milieu, manchmal derselben Familie stammend, einer dem anderen in allen Stücken ähnlich, trachteten sie nur noch grimmiger danach, sich gegenseitig zu vernichten.

War unter diesen Voraussetzungen der Selbstmord nicht nur das stolzeste, sondern auch das vernünftigste Verhalten im Fall der Niederlage? Die Führer raubten damit dem Feind zwar nicht seinen Sieg, aber seinen Triumph; sie entzogen sich den schlimmsten Demütigungen, denen der sichere Tod folgte, und vielleicht fanden sie es richtig, sich auf diese Weise

dafür zu bestrafen, daß sie es nicht verstanden hatten zu siegen. Was die Lehnsmänner betrifft, die Knechte und Knappen, so ließen sie es sich nicht nehmen, ihrem Herrn in die andere Welt oder in ein anderes Leben zu folgen, um ihnen dort weiterhin zu dienen. Diese Rationalität des Selbstmords (den das Christentum lange verdunkelte, indem es ihn schon im Jahre 452 auf dem Konzil von Arles für »teuflische Raserei« erklärte) wird in den japanischen Chroniken der Bürgerkriege deutlich, durch die heitere Ruhe so vieler Beratungen, an deren Ende nach reiflicher Überlegung der Freitod als das kleinere Übel erschien.

Das »große Jahrhundert« des Bauchaufschlitzens

Der Freitod war nicht nur eine wohlbegründete Antwort auf die Herausforderungen des Realen, er mußte auch die Werte zum Ausdruck bringen, die im gesamten Archipel alle *bushi* und alle *samurai*, vom schwächsten bis zum mächtigsten, in ein und demselben symbolischen Gewerbe vereinte, über alle Feindschaften und Konflikte hinweg. Die Formen wurden daher immer emphatischer: es sollte nicht mehr ausreichen, sich in seinen Säbel zu stürzen oder sich die Kehle durchzuschneiden, man sollte sich Zeit nehmen, sich den Bauch zu öffnen, die Eingeweide herausreißen, ohne mit der Wimper zu zucken. Dieses Verfahren setzte sich im 14. Jahrhundert unter dem Namen *seppuku* durch.

Nach der damaligen moralischen Anatomie war der Bauch der Sitz des Lebens, in ihm wohnte die nackte Natur des Menschen. Das Gesicht gehorcht dem Anstand, es spricht und kann lügen. Unten befindet sich die Wahrheit, das heißt die Energie, die zur Tat drängt. Bauch und Gesicht unterschieden sich wie Sein und Schein. Die Ausbreitung des Zen-Buddhismus, der den Aufschwung der Kriegerklasse begleitete, trug mit dazu bei, diese Bedeutungen aufzuwerten, denn bei der Meditation im Sitzen muß sich die Aufmerksamkeit auf den *tanden* konzentrieren, einen imaginären Punkt, der einige Zentimeter oberhalb des Nabels liegt. Bei den Kriegskünsten müssen die Bewegungen der Arme und Beine von eben diesem Punkt blitzartig ausgehen. Dies ist das Zentrum, wo sich nicht die Seele (ein platonischer und christlicher Begriff), sondern die Energie jedes Lebewesens, also seine Wahrheit, mit dem Körper verbindet. Und eben diese Wahrheit muß die Klinge vor den Augen der Zeugen bloßlegen – gemäß der Form, die Nitobe in seinem klassischen Buch über die Ideologie der *samurai* (1905) seltsamerweise »den Syllogismus des *seppuku*« nannte: im Bauch wohnt die Wahrheit meines Seins, nun öffne ich meinen Bauch, und es ist an dir, festzustellen, ob ich ein wirkliches Lebewesen oder nur der Schein eines Menschen bin. Diese Ideologie machte die Wahrheit nicht von den ver-

schlungenen Wegen der Rede in Richtung auf den Sinn des Seins abhängig, sondern von der Tat selbst, die die Entscheidung eines Subjekts setzt – in höchstem Maße von der letzten Tat, nach der es keine andere mehr gibt.

Es wurde also Brauch, das Aufschneiden des Bauchs mit Hilfe einer dreißig Zentimeter langen Klinge, des *wakizashi*, auszuführen, die scharf war wie ein Rasiermesser, aus jenem unvergleichlichen Stahl gefertigt, dem besten der Welt seit dem 12. Jahrhundert, den einzig die Schmiede Japans zu härten verstanden, der noch besser war als der Stahl aus Damaskus oder Toledo (die Vortrefflichkeit der japanischen Technik stammt nicht erst von gestern) und der in den Jahren 1274 und 1281 der Rüstung der mongolischen Eindringlinge überlegen war. Die kurze Klinge, die in die linke Flanke gestoßen wurde, mußte bis zur rechten Flanke gerissen werden. Einige Virtuosen fügten mitunter eine zusätzliche, senkrechte Strecke hinzu, von der Herzgrube zum Unterleib. Oder man packte mitunter, wie Yoshiteru im Februar 1333, seine Eingeweide mit beiden Händen, um sie in einer trotzigen Gebärde den Feinden entgegenzuschleudern; oder ein treuer Diener öffnete sich den Bauch, um das abgeschlagene Haupt seines Herrn hineinzudrücken und ihm damit eine letzte Zufluchtsstätte zu geben. Die Chroniken der Bürgerkriege quellen über von ebenso scheußlichen wie erbaulichen Großtaten. Zwei Brüder sollen einmal versucht haben, den mächtigsten Herrn Japans, Tokugawa Ieyasu, zu ermorden. Da sie dem Kriegsadel entstammten, gab man ihnen die Erlaubnis, sich den Bauch aufzuschlitzen; um jedoch jedweder Blutrache vorzubeugen, befahl man, daß der jüngste Bruder der Familie seine älteren Geschwister begleite: nachdem dieser alle ihre Gesten aufmerksam beobachtet hatte, tötete er sich wie ein echter *samurai*. Sein Alter? Gerade acht Jahre.

Aus Trotz, Zorn und Groll

Alle diese Grausamkeiten der Hinrichtung wurden oftmals von einem Freund abgekürzt, der den Gnadenstoß gab, indem er seinen Säbel auf den Nacken sausen ließ. Denn so tief die Wunde auch sein mochte, der Tod ließ auf sich warten. Eine unwirksamere Selbstmordtechnik läßt sich kaum vorstellen, einzig ihr symbolischer Wert konnte sie annehmbar machen. Auch der Masochismus, die dunkle Kehrseite des Willens, kam wohl bei diesen Heldentaten auf seine Kosten. Doch die Qualen des Körpers wurden durch einen immensen moralischen Gewinn aufgewogen: im letzten Augenblick bahnt sich ein Mensch einen Weg zu den höchsten Tugenden, die zu verehren er gelernt hatte. Durch seine Tat verwandelt, starb er ruhmreich, alle seine Vergehen waren gesühnt, alle seine Laster ausgelöscht. Er brauchte

sich nicht mit der unlösbaren Frage abzuquälen, die die abendländische Seele zerfraß: gehöre ich in den Augen Gottes, der allein meine Wahrheit kennt, zu den Guten oder zu den Bösen? Was er wirklich war, das mußte er selber zeigen, durch seine Tat beweisen. So wie unsere Zivilisation um das Höchste Wesen kreist, so kreiste die Zivilisation des feudalen Japan um die Höchste Tat.

Die Führer schlitzten sich also den Bauch auf, und ihre Lehnsmänner folgten ihnen: diese Solidarität führte zu wahren Blutbädern. Beim Sturz der Hojo-Dynastie im Jahre 1333 tötete sich Nakatoki in einem Kloster in der Nähe von Kioto, und mit ihm schlitzten sich vierhundertzweiunddreißig seiner Männer den Bauch auf. Einen Monat später kam es in Kamakura um den Regenten Takatoki zu einer ähnlichen Schlächterei. Der »Geleittod« war tausend Jahre zuvor schon einmal praktiziert worden, zu vorgeschichtlicher Zeit: die Clanhäuptlinge mochten nicht allein unter ihren riesigen Grabhügeln ruhen; ihre nahen Diener mußten mit ihnen sterben, ob sie wollten oder nicht. Unter dem Einfluß des Buddhismus und des Konfuzianismus war dieser Brauch abgeschafft worden, aber die Ethik der *samurai* ließ ihn in all seiner Heftigkeit wiederaufleben. Man muß sich jene großen Szenen selbstmörderischer Ansteckung vorstellen (denken wir nur an die jüngsten Ereignisse in Guayana), die das Ende eines Bürgerkriegs anzeigten: irrsinniger Verschleiß an Menschenleben im Namen des gegebenen Worts, der jedoch nicht völlig unvernünftig war, da er für die Beseitigung der Besiegten sorgte – was der Ruhe der Sieger und dem Frieden ihres Staates schon immer förderlich war.

Der *seppuku* war nicht auf Kriegssituationen beschränkt: manchmal übernahm er die Aufgabe, Mißbilligung auszudrücken, er wurde zum Selbstmord der Zurechtweisung *(kanshi)*. Man erzählt, daß der junge Nobunaga, der künftige Diktator Japans, über seinen Vergnügungen die Amtsgeschäfte vernachlässigte: einer seiner Lehnsmänner ließ ihm einen Tadelsbrief zukommen, der zweifellos für lächerlich gehalten worden wäre, hätte er ihm nicht durch seinen *seppuku* Nachdruck verliehen. Nobunaga änderte sein Verhalten und wurde ein großer Mann. Pädagogik mit Blut und Stahl: ein Leben erlischt angesichts der Lektion, die es unauslöschlich machen will.

Man tötet sich wegen einer erlittenen Schmach oder um sich für einen Fehler oder auch nur einen einfachen Irrtum, eine Ungeschicklichkeit, eine Unaufmerksamkeit *(sokotushi)* zu bestrafen, wenn sie nur das geringste Unglück gebracht hatte. Es kam nicht darauf an, ob die Tat vorsätzlich begangen worden war oder nicht, die Absicht durfte nicht in Betracht gezogen werden – und das Subjekt setzte seine Ehre daran, auf diese Weise das Unrecht zu sanktionieren, das seine Nachlässigkeit verursacht hatte. Diese Zivilisation hatte keinen Gott als allwissenden Richter der innersten

Gedanken imaginiert, in dessen Namen man danach trachtete, volle Geständnisse zu erpressen. Sie legte keinen Wert auf die Erforschung der Beweggründe, die Analyse des Willens, die Beichte der geheimen Gefühle oder der bösen Gedanken. Es war eine Zivilisation der Verantwortung, nicht der Schuld. Die Tat mußte durch die Tat wiedergutgemacht, die Ordnung durch den Schmerz wiederhergestellt werden; es ging nicht darum, die Seele zu bessern, indem man dem Willen des Sünders nach Maßgabe seiner Bosheit eine Buße auferlegte.

Der »seppuku« gegen den Kerker

Die neue *Pax nipponica*, die durch den Sieg der Tokugawa im Jahre 1600 eingeführt wurde, bedeutet nicht das Verschwinden des *seppuku:* er war fortan ein fester Bestandteil der Sitten, er überlebte die Bürgerkriege. Im übrigen war die herrschende Klasse noch immer die Klasse der Krieger: sie bekämpften sich zwar nicht mehr, aber ihre Tugenden wurden dadurch nur noch anmaßender, und in diesen zweihundertfünfzig Jahren des Friedens gerann ihre Ideologie unter dem Namen *bushidô* zur Doktrin und zum System. Diese friedfertige, aber steife und angespannte Gesellschaft war in Ermangelung kriegerischer Heldentaten erpicht auf die Großtaten des *seppuku*: sie wendete viele Spekulationen auf die Schicklichkeit des Selbstmords. Zur Zeit, da sich im Abendland eine Kasuistik des Duells herausbildete, hatte Japan seine Kasuistik des Bauchaufschlitzens, die in Fragen der Ehre nicht weniger empfindlich war.
Unter der Vorherrschaft der Tokugawa lockerte sich die Clansolidarität in keiner Weise, wie man es im Jahre 1703 bei der Affäre der siebenundvierzig treuen Diener sehen konnte, die ihren Herrn um den Preis ihres Lebens rächten. Opferung und Rache teilten die Ökonomie der Todestriebe unter sich und hielten einander die Waage: du kannst töten, wenn du zu sterben weißt. Die Obrigkeit hielt den Bürgerfrieden dadurch aufrecht, daß sie sich der Regeln des Moralkodex bediente, die in vier Jahrhunderten Krieg geprägt worden waren. *Seppuku* und Blutrache, diese beiden Institutionen, die unter staatlicher Schiedsgerichtsbarkeit standen, trugen der Gewalt Rechnung und unterbanden gleichzeitig ihren Mißbrauch.
Die Administration der Tokugawa verfolgte also eine Politik des *seppuku*, sie verstand, welchen Gebrauch man davon machen konnte, um die Kriegerklasse zu disziplinieren, und was anfangs nur die ehrenvolle Verzweiflung der Besiegten gewesen war, verwandelte sie in eine strafrechtliche Institution der Friedenszeit. Unter dem Namen *tsumebara* wurde das Bauchaufschlitzen zur letzten Stufe der den *samurai* vorbehaltenen Züchtigungen. Diese grausame Strafe wurde als das kostbarste Privileg empfangen:

der Verurteilte dankte dem Gericht, das ihn für würdig hielt, von eigener Hand zu sterben, und ihm die Schande ersparte, nur noch das Wild eines Henkers zu sein. Der *seppuku* versöhnte, er hatte eine ganz andere Wirkung als der Kerker (das letzte Erbe der Dogmen von der Hölle und dem Purgatorium, eine der Verkörperungen unserer Nächstenliebe), der diejenigen, die man darin schmachten läßt, häufig nicht demütig macht, sondern demütigt, nicht bessert, sondern unverbesserlich macht.

Im Theater der Grausamkeit

Diese strafrechtliche Anwendung ging mit einer minutiösen Ritualisierung einher: alle Einzelheiten wurden mit geradezu zwanghafter Sorgfalt geregelt, mit dem Ziel, eine vollkommene Zeremonie zu gestalten. Die Grausamkeit der Tat wurde mit so erhabener Feierlichkeit umgeben, daß das Gefühl, das die Zeugen und den Ausführenden verband, weder Angst noch Schrecken, ja nicht einmal Mitleid war, sondern die tragische Kontemplation des menschlichen Willens, der, wie am Ende von *König Ödipus*, das ganze Verhängnis auf sich nimmt. Der strafrechtliche *seppuku* erweckte die ältesten Praktiken der Opferung wieder zum Leben. Das warme Blut, das im Rahmen präziser Formen floß, brachte ein Schauspiel hervor, das aufwühlender, also kathartischer und reinigender war als die imaginären Opferungen und die Zerfleischungen, die im Theater dargestellt wurden. Die Szene fand zuweilen im Garten eines Palastes statt, meist aber bei Nacht in einem Tempel – in einem buddhistischen Tempel, denn der *shintô* hielt hartnäckig am Tabu des Bluts und des Todes fest. Vor dem Altar auf einem scharlachroten Filzteppich sitzend, in einem von ein paar Fackeln erleuchteten großen Raum, von ausgewählten Zeugen umringt, unterstützt von seinem besten Freund, der ihm den Nacken durchhauen würde, hatte der *samurai* die Gewißheit, sowohl der Akteur, der seine Rolle mit Talent spielen muß, als auch der Offiziant zu sein, der einen wichtigen Ritus, mit dem seine Gemeinschaft ihn beauftragt hat, zu einem glücklichen Ende führt. Dieses Theater der Grausamkeit griff ans Herz, indem es zeigte, was ein Mensch ist, das heißt: was er leisten kann – und die Zivilisation, die solche Menschen hervorzubringen vermochte, fand sich dadurch erhöht. Selbst wenn sich der *seppuku* auf eine Strafe reduzierte, blieb sein exemplarischer und demonstrativer Wert derselbe.

Gleichzeitig unterdrückten die Tokugawa den freiwilligen *seppuku*, in der doppelten Form des begleitenden Selbstmords *(junshi)* und des Selbstmords aus Liebe *(shinju)*. In der rationalistischen Optik, die zur Edozeit unter dem Einfluß des Konfuzianismus vorherrschte, erschien das Begleiten in den Tod als eine unnütze, also unannehmbare Vergeudung von Menschenleben.

Beim Tod des *shôgun* Ienitsu im Jahre 1651 wollten ihn fünf große Herren unter seinen Angehörigen nicht überleben – Männer, die ihren Mut wohl besser im Dienst des folgenden *shôgun* hätten einsetzen können. Ein Erlaß vom 23. Mai 1663 verbot den *junshi* und drohte den Familien der Selbstmörder Vergeltungsmaßnahmen an. Als ein Lehnsmann sich anläßlich des Todes von Okudaira Tadamasu im Jahre 1668 umbrachte, wurden seine beiden Kinder hingerichtet. Zur selben Zeit führten die Könige von Frankreich im Namen der Vernunft einen ähnlichen Kampf gegen das Duell: hier wie dort war die Staatsräson daran interessiert, einige Bestandteile der feudalen Ethik abzuändern und bestimmte Kosten zu mindern.
Nicht weniger streng verfuhr die Obrigkeit mit dem Selbstmord aus Liebe, der sich nicht auf die feudalen Clans beschränkte, sondern in allen Klassen der Gesellschaft wütete: im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war er eine wahre Seuche, geschürt von den Theaterstücken, welche die erschütterndsten Fälle auf die Bühne brachten. Im Jahre 1723 wurden die Aufführungen der Zensur unterworfen. Man drohte, die Leichen zu demütigen, indem man sie nackt zur Schau stellen werde. Der Selbstmord aus Liebe konnte nämlich ein Mittel sein, sich gegen den Familiendespotismus und die Zwangsheiraten zur Wehr zu setzen. Doch alle Formen der Macht sind Komplizen: die Autorität des japanischen Staates half den Eltern, ihre Kinder zur Vernunft zu bringen, indem sie ihnen die Flucht in den Tod abschnitt – zur selben Zeit, da die berüchtigten Geheimbefehle des Königs von Frankreich den Familien die Möglichkeit boten, ihre aufsässigen Sprößlinge in die Bastille zu werfen.
So unterdrückte die Politik des Shogunats alles, was die öffentliche Ordnung oder den Familienfrieden stören konnte, und verwandelte das, was ein Ausbruch unbezwingbaren Stolzes gewesen war, in eine Strafbestimmung. Der *seppuku* lebte in immer zeremoniöserer Form weiter, er spielte seine Rolle in den Arsenalen der Sonderrechte, und bei der großen Umwälzung der japanischen Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts verschwand er geräuschlos aus dem neuen, im Jahre 1873 verkündeten Strafgesetz, ebenso wie die anderen Privilegien der *bushi*, zum Beispiel das Tragen zweier Säbel oder das Alleinrecht auf ein Wappen, aus den Sitten und Gesetzen verschwanden.
Aber diese spektakuläre Technik hatte immer wieder die Aufmerksamkeit der ausländischen Beobachter gefesselt, die die christliche Tradition empfänglich machte für das offenkundige Paradox einer Moral des Selbstmords. Der »Harakiri« trug schon in den ersten Berichten der Jesuiten des 16. Jahrhunderts dazu bei, dem herrschenden Japanbild eine Tönung der Gewalt zu geben. Es bestand die Tendenz, darüber in großes Erstaunen zu geraten; seine gesellschaftliche Funktion und seine historischen Grenzen blieben außer Betracht, kurz, man sah nur rasende Überspanntheit in einem

Brauch, der, wie jede Wirklichkeit, die die Geschichte anschwemmt, viele Daseinsgründe hat – und später keinen einzigen mehr.

»Im Namen der Vergangenheit«

Mit Meiji (1868) wurde der *seppuku* zu einer privaten, außergewöhnlichen Praxis, behauptete sich jedoch von einer Generation zur anderen als Überbleibsel der feudalen Tugenden der Entschlossenheit und der Selbstverleugnung. Man fuhr in Japan fort, sich zu töten – ohne Übertreibung: die Statistiken (seit man gegen Ende des 19. Jahrhunderts Statistiken aufstellte) sind nicht höher als in Europa, und die Wahl der Mittel (Erhängen, Ertränken, Gift usw.) ist durchaus vergleichbar.
Doch der Nationalismus der Meiji-Zeit (1868-1912) und später der Imperialismus der ersten Jahre der Showa-Zeit (von 1926 an) priesen die militärischen Tugenden: die Tradition des *bushidô*, auf alle Gesellschaftsschichten ausgedehnt und schon in der Volksschule wiedergekäut, ersetzte die Staatsmoral. Das Überleben des *seppuku* wurde dadurch sehr erleichtert. Das ganze Land war zu Tränen gerührt, als im Jahr 1912 der alte General Nogi in Begleitung seiner Frau seinem Herrn, dem Kaiser Meiji, in den Tod folgte. In den dreißiger Jahren hatte dann der *seppuku*, in Händen der extremen Rechten, seinen Platz im Arsenal der politischen Gewalt. Er war das schlagende Argument, das im voraus von jedem Mord freisprach, er schuf die unerläßlichen Märtyrer, er war die emphatischste jener bald terroristischen, bald opferfreudigen Alternativen, von denen jeder Fanatismus sich nährt. Die jungen Militärs, die vom Staatsstreich träumten, fanden Gefallen daran, sich ihren *seppuku* auszumalen, wenn sie ihn schon nicht ausführten: die japanische Version des Nihilismus. Wäre die Katastrophe ihr unbewußter Wunsch, so hätten sie daran keinen Mangel!

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

Kultur und Gesellschaft

Frank Robert Vivelo:

Handbuch der Kulturanthropologie

Dieses Buch macht den Leser nicht nur mit den Grundbegriffen der Kulturanthropologie vertraut – mit Verwandtschaftsstrukturen, politischer Organisation und der evolutionären Entwicklung vom Wildbeutertum bis zu den Industriestaaten – sondern vermittelt auch den Einblick in die Arbeitsmethoden des ethnologischen Forschers, wie z.B. in die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Es zeigt sich dabei, daß die Kulturanthropologie keineswegs, wie noch heute auf deutschen Universitäten, ein »Orchideenfach« sein muß, sondern daß sie, wie in Nordamerika, ein persönlichkeitsbildendes Fach sein kann und den Weg zu einem neuen Humanismus weist.

Eingeleitet und herausgegeben von Justin Stagl
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Erika Stagl
358 Seiten, kart., 42,– DM
ISBN 3-12-938320-4

Michael Thompson:

Die Theorie des Abfalls

Über die Schaffung und Vernichtung von Werten

Thompson entwickelt, ausgehend von ein paar einfachen Überlegungen, ein hoch differenziertes Modell, das erklärt, wie etwas zu Abfall wird und was geschieht, wenn aus Wertlosem etwas Dauerhaftes, Wertvolles entsteht. An zahlreichen interessanten Beispielen führt er dem Leser die Plausibilität seines Modells vor.

Aus dem Englischen übersetzt von Klaus Schomburg
322 Seiten, Abbildungen, kart., 34,– DM
ISBN 3-12-937920-7

Vincent Crapanzano:

Die Ḥamadša

Eine ethnopsychiatrische Untersuchung in Marokko

Das Buch beginnt mit der Schilderung eines Auftritts der Ḥamadša, einer marokkanischen Sekte, die zugleich eine therapeutische Gemeinschaft bildet. Die Hauptfigur dieser Auftritte ist ein Mann, der sich in der Ekstase die Kopfhaut zerfleischt. Crapanzano stellt dar, wie die Gemeinschaft entstanden ist und welche Funktion sie für ihre Mitglieder und für die marokkanische Gesellschaft hat.

Einführung von Paul Parin
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Susanne und Ulrich Enderwitz
299 Seiten, kart., Abbildungen, Fotos, 36,– DM
ISBN 3-12-931610-8

Peter Burke:

Helden, Schurken und Narren

Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit

Welche Lieder sangen Bauern und Tagelöhner, Matrosen und Bergleute bei ihrer Arbeit? Womit verbrachten die einfachen Leute damals die langen Winterabende auf dem Dorf? Mit vielen Beispielen aus mehr als 15 Sprachbereichen wird ein farbiges Gesamtbild des Volkslebens im alten Europa gezeichnet.

Herausgegeben und mit einer Einführung von Rudolf Schenda
Aus dem Englischen übersetzt von Susanne Schenda
348 Seiten, Register, kart., 38,– DM
ISBN 3-12-930630-7

Klett-Cotta

Walter Haubrich
Die alten Hüter der ewigen Werte
Militärs in Spanien

Spaniens Militärs zeigen sich neuerdings besorgt um ihren Ruf. Von einem zivilen Verteidigungsminister gedrängt, stellen sie sich öffentlichen Debatten und diskutieren sogar mit Journalisten im Fernsehen. »Die Spanier haben heute Angst vor ihren Streitkräften«, rief der Chefredakteur eines Nachrichtenmagazins einem Obersten vor Tausenden von Fernsehzuschauern zu. Der Oberst wollte es einfach nicht glauben: er komme doch oft unter die Leute, und wenn er so durch die kastilischen Dörfer ziehe, dann biete man ihm überall Essen und Trinken an. Nirgendwo ließen sie ihn zahlen, die guten armen Leute vom Land. Nun, die wissen schon, warum sie lieber selbst zahlen, die braven Leute aus den kastilischen Dörfern.

Es ist eine durchaus verständliche Angst, die den meisten Spaniern im Nacken sitzt, seit sie die Lackhüte und die Maschinenpistolen der Guardia Civil im Parlament und die Panzer auf den Straßen von Valencia gesehen haben. Es ist einfach die Angst, die nach vier Jahrzehnten Unfreiheit erst vor wenigen Jahren erreichte Freiheit über Nacht wieder zu verlieren. Denn in einer einzigen Nacht können Spaniens Streitkräfte der jungen Demokratie ein gewaltsames Ende bereiten. Die Putschisten vom 23. Februar 1981 haben das bewiesen. Gewiß, der Putsch mißlang, doch zum Erfolg fehlte nicht viel: einige kommandierende Generäle, die eigentlich mitmachen wollten, zögerten zu lange, während der König und Oberkommandierende der Streitkräfte, mit dessen Zögern man gerechnet hatte, zugunsten der Demokratie eingriff. Das Innenministerium nutzte seine alte unfeine, in der Franco-Zeit erlernte Übung, die Telefone abzuhören, auch die des Parlamentes, um die Beteiligten zu entlarven. Sicher sind die aktiven kämpferischen Gegner der Demokratie nur eine Minderheit im spanischen Heer, doch die große Mehrheit würde bei einem von dieser Minderheit befohlenen Umsturz mitmarschieren. Das Gefühl, in der vergangenen Diktatur eine weitaus privilegiertere Position gehabt zu haben, das Unverständnis für die demokratischen Freiheiten und den Rechtsstaat – Folge einer antidemokratischen Erziehung – und die Gewohnheit, blind zu gehorchen, machen die allermeisten Offiziere und Unteroffiziere zu gefügigen Instrumenten in der Hand von putschlüsternen Generälen und Obristen.

Zu akzeptieren, daß die Streitkräfte einfach nicht gewaltsam in die Politik des Landes eingreifen dürfen, fällt den meisten spanischen Offizieren schwer. Die spanischen Streitkräfte haben eine lange und an Vorbildern reiche Tradition im Putschen. Rund dreißig militärische Umsturzversuche lassen sich seit Beginn des vorigen Jahrhunderts aneinanderreihen, nicht wenige mit liberalisierenden oder sogar progressistischen Zielen; was nichts daran ändert, daß die militärische Intervention in das politische Schicksal des Landes schon zu einem fast natürlichen Vorkommnis wurde und die Militärs – keineswegs etwa die Apotheker oder die Bauarbeiter – als einzige Berufsgruppe sich für berechtigt halten, die politische Macht zu übernehmen. Als einzige haben sie auch die durchschlagenden Mittel dazu: ihre Waffen und die zu Gehorsam verpflichteten Soldaten. »Arreglar España« – Spanien wieder in Ordnung bringen – nennen sie das mit gesundem Selbstbewußtsein. Meist ging es bei den spanischen Militärputschs ohne großes Blutvergießen zu; die schlimme Ausnahme, der zum Bürgerkrieg führende Aufstand Francos vom 18. Juli 1936, kostete das Land allerdings an Kriegsopfern und den vom siegreichen Franco Hingerichteten eine halbe Million Tote. Die klassische Form des spanischen Militärputsches ist das Pronunciamiento – ein bildkräftiges Wort, das als politischer Begriff in andere Sprachen übernommen wurde. Pronunciamiento kommt von »pronunciarse« – sich aussprechen. Und wenn ein spanischer General, gewöhnlich ein nicht gerade sprachmächtiger Mann, sich einmal so richtig aussprechen will, dann tut er es mit den Mitteln, die er kennt und beherrscht, mit der Waffe in der Hand. So sprach sich am Abend des 23. Februar 1981 der Oberstleutnant Tejero vor den von Maschinenpistolen in Schach gehaltenen Abgeordneten des Parlamentes aus, und der General Milans del Bosch tat es wie seine Vorbilder aus dem 19. Jahrhundert mit Hilfe eines »bando«, einer militärischen Bekanntmachung, die er über die Rundfunksender verbreitete: er erklärte die gewählten Politiker für abgesetzt und nahm den Bürgern ihre Freiheitsrechte.

Die Putschisten – in Spanien wie anderswo – begründen ihre gewaltsame Aktion fast immer mit der Unfähigkeit der Politiker und der Pflicht, das gefährdete Vaterland zu retten. Die Militärs sind nun einmal der Ansicht, daß die Politiker unfähig, redselig – »Schwatzbude« ist das gängige militärische Wort für das Parlament – und entscheidungsschwach sind. Was das Vaterland braucht, glauben die spanischen Offiziere ohnehin selbst am besten zu wissen; denn schließlich halten sie sich für die größten, wenn nicht für die einzigen Patrioten. Historiker sehen die Eingriffe des spanischen Heeres in die Politik auch als Konsequenz von Mißerfolgen und Niederlagen im Krieg mit anderen Ländern. Das in seinen eigentlichen Aufgaben so erfolglose Heer versucht andere, leichtere Rollen zu übernehmen: etwa die des bewaffneten und von sich selbst berufenen Schiedsrichters in dynasti-

schen und politischen Auseinandersetzungen oder – im Spanien des 20. Jahrhunderts, mit den Militärdiktatoren Primo de Rivera und Franco – die des alleinigen Inhabers der staatlichen Macht.

Während des Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon hatten sich im spanischen Heer liberale und fortschrittliche Tendenzen gebildet. Die Entwicklung vom absolutistischen Regime zu liberaleren Regierungsformen wurde lange Zeit vor allem vom Heer vorangetrieben. Unter den liberalen Abgeordneten im Parlament von Cádiz, das 1812 eine für die damalige Zeit außergewöhnlich fortschrittliche Verfassung ausarbeitete, waren sechsundsechzig Offiziere aus dem Landheer und der Marine. Der Unabhängigkeitskrieg in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte zu einer fast schon revolutionären Umwandlung innerhalb der Streitkräfte geführt. Der Krieg, der mit der Erhebung des Volkes von Madrid gegen die französische Besatzung begonnen hatte, war ein wirklicher Volkskrieg: eine »guerrilla« (das Wort stammt als militärischer Begriff aus dieser Zeit in Spanien). Die regulären Streitkräfte spielten bei dem Sieg über die Franzosen nur eine geringe Rolle. Die neuen militärischen Führer waren »guerrilleros«, meist niederer Herkunft, Kleinbauern und Dorfpriester, populäre Anführer von Volksgruppen – und für die professionellen Offiziere: Bandenchefs. Was zählte im Guerrilla-Krieg gegen Napoleons Truppen, war List, persönlicher Mut, genaue Kenntnis des Geländes, Energie und Ausdauer, die Fähigkeit, eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Menschen zu befehligen, was voraussetzt, sie genau zu kennen. Die Helden des Unabhängigkeitskrieges wurden Generäle. Die alte Regel, daß nur Adlige Offiziere werden konnten, hatte schon das Parlament von Cádiz abgeschafft. Der absolutistische König Ferdinand VII. (1814 bis 1833) unternahm dann alles, um die demokratischen Ideen im Heer auszumerzen und den Streitkräften ihre alte reaktionäre Gesinnung und ihr traditionelles Klassenbewußtsein wiederzugeben: ohne vollen Erfolg allerdings.
Bedeutende progressive Politiker des 19. Jahrhunderts – Espartero, Prim – waren Generäle. In den vielen politischen und dynastischen Wirren des 19. Jahrhunderts und durch die Rivalitäten innerhalb der Streitkräfte selbst verlor Spaniens Heer immer mehr an militärischer Schlagkraft. Den Unabhängigkeitsbewegungen in den süd- und mittelamerikanischen Kolonien konnten Spaniens Streitkräfte nur wenig Widerstand entgegensetzen, und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gingen die meisten Kolonien nach Niederlagen auf dem Schlachtfeld schnell verloren. Die Bürgerkriege zwischen Carlisten und Isabelinern – Anlaß war der Streit um die Nachfolge Ferdinands VII. zwischen seinem Bruder Carlos und seiner Tochter Isabel – beschäftigten die Militärs, ruinierten das Land und vermehrten die Zahl der Offiziere und Generäle in dem an sich schon kopflastigen spanischen Heer.

Es entstanden neue Heldenfiguren auf beiden Seiten: Schlachtensieger auf Kosten von Verlierern, die allerdings auch Spanier waren. Die politische Unstabilität, verursacht vor allem durch die Carlistenkriege, wurde für die Generäle Grund und Vorwand, in die Politik und in die Geschäfte ziviler Regierungen einzugreifen: und das mit vorwiegend zivilen, also politischen Zielen, nicht etwa um den Streitkräften oder den rein militärischen Aktivitäten ein größeres Gewicht im Staat zu geben. Kein eigentlicher Militarismus also, sondern eher Prätorianertum. Die Politik soll nicht den militärischen Interessen unterworfen werden, die Militärs glauben lediglich, die besseren Politiker zu sein. Und das meinen zahlreiche spanische Militärs auch heute noch.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden dann die Erben des Unabhängigkeitskrieges, die liberalen Offiziere, immer mehr als Eindringlinge, als nicht zu den traditionellen militärischen Verhaltensmustern passend, von der Führung der Streitkräfte benachteiligt. Gegen diese Diskriminierung erhoben sich die liberalen und die aus der Guerrilla hervorgegangenen Offiziere; sie sprachen sich aus und verlasen mit der Waffe in der Hand einen »bando«, eine öffentliche Bekanntmachung. Zum ersten Mal wurde das Wort Pronunciamiento 1820 gebraucht, als sich der Major Riego in Cádiz gegen den absolutistischen Ferdinand VII. »aussprach« und sich mit anderen liberalen Offizieren gegen diesen schlimmsten unter den vielen unseligen oder unfähigen spanischen Königen erhob. Im 20. Jahrhundert waren es praktisch immer absolutistisch gesonnene Offiziere, Gegner der Demokratie, die sich »aussprachen«, Pronunciamientos organisierten, mit dem Ziel – so zuletzt Milans del Bosch und Tejero –, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

So erfolgreich die spanischen Militärs in der Politik intervenierten, so wenig Erfolg war ihnen auf dem Schlachtfeld beschieden. »Gute und tapfere Krieger, aber keine großen Militärs« nannte Napoleon die Spanier. Zeugnisse von persönlichem Mut und Lebensverachtung liefern die carlistischen Bürgerkriege im Übermaß; große strategische Leistungen wird man vergeblich suchen. »Dieses unzulängliche Heer hat Mißerfolge und Niederlagen geradezu gesammelt. Seit dem Ende unseres Unabhängigkeitskrieges, seit 1814 also, bis zur Landung von Alhucemas 1925 führte es ununterbrochen Krieg, auf unserer Halbinsel, in Amerika, in Afrika, und immer oder fast immer wurde es besiegt.« Das sagt nicht ein böswilliger Antimilitarist, sondern der Franco-General und Militärhistoriker Salas Larrazábal. Im Cuba-Krieg 1888 verlor Spanien seine letzten Kolonien. Es war allerdings ein Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Spanien ganz vom amerikanischen Kontinent verdrängen wollten, um Platz zu gewinnen für ihre eigenen imperialistischen Gelüste. Cubaner, Puertorikaner und Filipinos tauschten die spanische Herrschaft gegen die schlimmere nord-

amerikanische Vorherrschaft ein. Gegen ein neureiches Land wie die Vereinigten Staaten einen Krieg zu verlieren, tat den traditionellen spanischen Patrioten weh. Wie aussichtslos und verzweifelt die spanische Position gegen die überlegenen Nordamerikaner war, zeigen die Sprüche, mit denen man sich Mut machte: »Sie haben die Schiffe, wir haben Recht; sie die Waffen, wir die Ehre.« Von da ist es nicht mehr weit zu dem in diesem Jahrhundert in Spanien oft zu hörenden und an Don Quijote erinnernden Wort: »Es ist mehr wert, Ehre ohne Schiffe zu haben, als Schiffe ohne Ehre.« Im Cuba-Krieg siegten jedenfalls die Schiffe.

Die spanischen Heerführer wurden nach ihrer Rückkehr aus Cuba hart kritisiert. Die Politiker verlangten Rechenschaft von ihnen. Die Militärs, bisher gewohnt, die Politiker öffentlich anzuklagen, fanden sich plötzlich selbst auf der Anklagebank, wurden zu den Hauptschuldigen für die Niederlage erklärt. Der Verlust der letzten Reste des einstigen Weltreiches führte im intellektuellen Spanien zu einer heilsamen Besinnung, zu einer Art Regeneration. Nach dem Jahr der Niederlage nennt sich eine Gruppe von bedeutenden Schriftstellern und politischen Denkern: die Generation von 1898. Die Militärs schließen sich damals zum ersten Mal von der zivilen Gesellschaft ab, verstärken in der Defensive ihren Korpsgeist, lehnen jetzt, auch moralisch gedemütigt und deprimiert, selbst die ihnen nützlichen Reformen ab, vollziehen die schnellen gesellschaftlichen Entwicklungen zu Beginn dieses Jahrhunderts nicht mehr mit, bemühen sich nicht länger, die Arbeiterbewegung, die sich bildende neue spanische Linke zu verstehen. Die politische Linke, die Anhänger von Marx und Bakunin, und die Offiziere stehen sich von Anfang an verständnislos, feindlich gegenüber. Die antimilitaristische Stimmung in der Bevölkerung nimmt von Jahr zu Jahr zu und erreicht während des ebenso verlustreichen wie erfolglosen Marokko-Krieges ihren Höhepunkt. Die Militärs versuchen, die beschämenden Niederlagen durch einen übersteigerten Patriotismus zu kompensieren. Sie halten sich für die einzigen Patrioten im Land, glauben sich allein im Besitz der vaterländischen Wahrheit und fühlen sich in einer Art ständigen Kriegszustandes gegenüber dem Staat, auch gegenüber den konservativen und liberalen Regierungen, denen sie Schwäche und Nachgiebigkeit bei der Repression der revolutionären antimilitaristischen Linken vorwerfen.

Mit der Unpopularität des Marokko-Krieges nimmt die Unbeliebtheit des Heeres weiter zu. In den Kämpfen mit den Rif-Kabylen sterben viele spanische Soldaten, und die meisten sind Söhne aus armen Familien, denn die Reichen konnten sich vom Militärdienst und damit vom Kriegseinsatz freikaufen. Es kommt zu großen Demonstrationen der Zivilbevölkerung, die in den Häfen die Einschiffung der Soldaten nach Marokko verhindern will. Das Heer wird für ordnungspolizeiliche, für repressive Aufgaben

gegen die Bevölkerung eingesetzt: vor allem gegen die linksgerichteten Arbeitermassen, wodurch der Graben zwischen den armen Klassen und den Streitkräften noch breiter wird. Im marokkanischen Feldzug bildet sich eine neue Kaste von Offizieren – »Afrikanisten« genannt –, die aus ihren Kriegsauszeichnungen für sich das Recht ableiten, in die Politik einzugreifen. Es ist sicher kein Zufall, daß die meisten führenden Militärs, die sich 1936 mit Franco gegen die Republik erhoben, »Afrikanisten« waren. Wie unpopulär der Krieg mit Marokko war, läßt sich sogar aus einer entschieden monarchistischen Zeitung wie *La Correspondencia de España* entnehmen, die damals schrieb: »Es ist unmöglich, einen Krieg zu führen, wenn das Volk diesen Krieg nicht will, und das spanische Volk will von dem Krieg in Marokko nicht einmal reden hören . . . Die Regierung und der König müßten einsehen, daß nach Marokko zu gehen tausendmal gefährlicher ist als nicht hinzugehen.« Nach vielen blamablen Niederlagen auf dem Schlachtfeld wird der Marokko-Krieg schließlich 1927 siegreich für Spanien beendet, allerdings mit indirekter Hilfe der Franzosen. Ein Sieg also, der nicht die Schmach so mancher durch die Unfähigkeit von Generälen verlorener Schlacht vergessen machen konnte.

Die 1931 ausgerufene II. Republik wurde von den Militärs zunächst akzeptiert: von vielen widerwillig, von manchen resigniert, von anderen allerdings auch mit Hoffnung. Das letzte Jahr der Monarchie, die politischen Intrigen des Königs Alfons XIII., die Willkürmaßnahmen und die politisch negativen Resultate der Diktatur des vom König unterstützten Generals Primo de Rivera hatten zahlreiche monarchistische Offiziere ihren Enthusiasmus für die Krone verlieren lassen. Mit seiner Militärreform machte sich der republikanische Ministerpräsident Azaña dann aber viele Feinde unter den Offizieren, die schnell auch zu Feinden der demokratischen Republik wurden. Dabei war die Reform Azañas durchaus vernünftig. Sie setzte der Kopflastigkeit des spanischen Heeres ein vorläufiges Ende, indem sie vielen Offizieren die Gelegenheit gab, sich mit einer hohen Pension vorzeitig zur Ruhe zu setzen. Rund tausend, unter ihnen fast hundert Generäle, nahmen die gute Gelegenheit wahr, aus dem aktiven Dienst auszuscheiden. Die militärische Bürokratie wurde eingeschränkt, das Heer war flexibler und schlagkräftiger geworden; doch hätte die Reform psychologisch besser vorbereitet werden müssen. Die meisten Offiziere verstanden sie als einen Schlag der Republik gegen die Streitkräfte. Der verständliche Antimilitarismus der Linken – die Sozialisten wurden in der Republik zur größten Partei –, die soziale und politische Unstabilität trieben immer mehr Militärs ins Lager der antidemokratischen, auf Umsturz sinnenden zivilen Rechten. Allerdings zeigte sich die Mehrheit der Offiziere erst im Sommer 1936, mit dem Sieg der Volksfront und nach zahlreichen Mordanschlägen von ganz rechts wie von einigen linksextremen Gruppen

bereit, bei einem Putsch mitzumachen. Ein Jahr zuvor hatten Sondierungen putschlüsterner Politiker noch nicht das gewünschte Ergebnis gebracht. Längst nicht alle der Republik treuen Militärs wurden im Bürgerkrieg von den Republikanern akzeptiert; einige, die ohne jeden Grund als putschverdächtig galten, wurden sogar von unkontrollierten Anhängern der Republik umgebracht. Dabei hätten die Republikaner im Bürgerkrieg erfahrene und loyale Militärs bitter nötig gehabt.

In fast allen Ländern Europas sind die Streitkräfte konservativer als die sie umgebende zivile Gesellschaft. Das hat seine Gründe: ein Heer muß, um überhaupt zu funktionieren, eine stark autoritäre Struktur haben; die Wertvorstellungen der meisten Offiziere stimmen gewöhnlich überein mit denen des konservativen Teils der modernen europäischen Gesellschaft. Doch ist das Heer Francos (und das ist im wesentlichen das heutige Heer, das des demokratischen Spanien) keine normale konservative militärische Organisation. Die rechtsgerichtete Mehrheit der spanischen Streitkräfte hatte sich 1936 gegen die gewählte Regierung der Republik erhoben und einen Bürgerkrieg begonnen, in dem die demokratische Linke – von den Liberalen und progressistischen Katholiken bis zu den Kommunisten und Anarcho-Syndikalisten – besiegt wurde. Die liberale und gemäßigte Minderheit im Offizierskorps, die loyal zur Republik gestanden hatte, war damit 1939, am Ende des Bürgerkrieges, aus den Streitkräften eliminiert. Nach dem Sieg Francos wurden dann noch einmal fünftausend politisch als nicht ganz zuverlässig geltende Offiziere und Unteroffiziere aus dem Heer entfernt und über zehntausend Freiwillige aus den Milizen der faschistischen Falange und des antidemokratischen Carlismus als Offiziere in die Streitkräfte aufgenommen. Das siegreiche Heer Francos mußte seine Geburtsfehler – Putsch und blutigen Bürgerkrieg – mit einem besonders militanten Ideologiebewußtsein rechtfertigen.
Die Offiziere wurden auch zu ideologischen Kriegern; sie zogen – rhetorisch und kontrollierend – zu Felde gegen Marxisten und Liberale, gegen Juden und Freimaurer und gegen ein seltsames Gebilde namens »Anti-Spanien«. Das ist in der ultrarechten Ideologie eine Art Monstrum, das die Nation Spanien im eigenen Leib austrägt und das es herauszuschneiden gilt wie eine bösartige Geschwulst. Der zum sozialistischen Abgeordneten gewordene Major Busquets meint: »Wenn ich 1954 als junger Leutnant mit dem Mann, der ich heute bin, zusammengetroffen wäre, hätte ich ihn wohl tätlich angegriffen, und der aggressive rechtsradikale Leutnant, der ich damals dank der Ausbildung in der Militärakademie war, hätte geglaubt, daß es seine Pflicht sei, einen Mann zu schlagen, der so denkt, wie ich schon wenige Jahre später dachte.« Busquets änderte seine Einstellung, schließlich studierte er nebenher politische Wissenschaft und schrieb Bücher. Die

meisten spanischen Offiziere hingegen denken heute noch so, wie es ihnen in den Akademien Francos beigebracht wurde.
Die spanische Gesellschaft hat in ihren Lebensformen, aber auch in ihrem Denken eine schnelle Entwicklung vollzogen, eine Entwicklung, die übrigens schon in den letzten zehn Jahren des Franco-Regimes begonnen hatte und von den damaligen Machthabern höchstens noch gebremst, aber nicht verhindert werden konnte. Die meisten Militärs haben diese Entwicklung nicht mitgemacht. Sie haben ihre alte Ideologie bewahrt, eine Ideologie, in der viel von dem ewigen Spanien und seinen unabänderlichen Werten die Rede ist und die kaum noch etwas mit der realen Situation des Landes zu tun hat. In dieser Ideologie sind Dinge wie Wahlergebnisse unbedeutende Randerscheinungen, Verfassungsgesetze leere Formeln, die man vielleicht pro forma akzeptiert, die im Vergleich zu den »ewigen Werten des Vaterlandes« aber höchstens als zweitrangig gelten. Das Vaterland ist in dieser Denkungsart ständig in Gefahr, muß vor seinem Zerfall, vor seiner Zerstörung durch die traditionellen Feinde Spaniens, die böswilligen, geheimnisvollen Mächte des Ungeheuers »Anti-Spanien«, immer von neuem gerettet werden. So mancher Offizier konstatiert dann auch im Gespräch mit Kameraden und Bekannten, daß die Zeit mal wieder reif ist, eine allerletzte Möglichkeit zur Rettung Spaniens gerade noch besteht, und daß er mit seinen Kameraden im Militär verpflichtet ist, diese Chance zu nützen. Wenig hat sich da in den letzten Jahrzehnten geändert. Schon vor fünfzig Jahren schrieb Ortega y Gasset: »Diese Obristen und Generale, so sympathisch sie in ihrer heroischen Haltung und ihrer entwaffnenden Naivität auch sind, sie laufen mit großen Scheuklappen herum. Sie sind von ihren Ideen überzeugt, nicht so wie normale Menschen überzeugt sein können, sondern wie es die Irren sind, die, wenn sie von etwas überzeugt sind, fest glauben, daß alle Sterblichen auf der Welt von der gleichen Sache überzeugt sein müssen. Sie halten es deshalb für unnötig, sich zu bemühen, die anderen zu überzeugen, sie tun ihre Überzeugung allen kund und meinen, daß jeder, der kein Schurke ist, ihre unwiderlegbare Wahrheit sofort übernehmen wird.« Auch der Generalleutnant Jaime Milans del Bosch war, als er am Abend des 23. Februar über die Rundfunksender Valencias seinen »bando« verkündete, überzeugt, daß alle ehrenwerten Spanier dieser seiner »unwiderlegbaren Wahrheit« sofort enthusiastisch zustimmen würden.
Franco hatte die Militärs in ihrer Meinung bestärkt, daß sie die Essenz der Nation darstellten und die wertvollsten Eigenschaften des spanischen Volkes verkörperten. So fühlen sich denn viele Offiziere immer noch als die auserwählten Repräsentanten ihres Volkes, als dessen beste Söhne, und halten Gegensätze im Denken und in den politischen Zielsetzungen zwischen dem spanischen Volk und den Streitkräften für ausgeschlossen, für einfach unmöglich. König Juan Carlos I. hingegen wies in seiner von einem

liberal-konservativen Intellektuellen ausgearbeiteten Rede zum Dreikönigstag 1982 (dem militärischen Weihnachtsfest in Spanien) ausdrücklich auf die Gefahr für das Land hin, wenn sich die Ideologie der Streitkräfte von dem Denken und Wollen der zivilen Gesellschaft entfernt. Diese Gefahr existiert in der jungen spanischen Demokratie.

Die Trennung der uniformierten von der zivilen Gesellschaft wird auch von manchen Militärs bedauert. Doch an der Isolierung der Offiziere von der zivilen Gesellschaft sind sicher nicht die zivilen Spanier schuld, die im allgemeinen gegen die Militärs als Einzelpersonen überhaupt nichts einzuwenden haben und sich gesellschaftlich nicht von ihnen abschließen. Die spanischen Offiziere gelten zu Recht und selbst bei Intellektuellen als joviale, herzlich-offene Männer, mit denen man sich gern zum Trinken oder Feiern trifft. Mit denen man sich allerdings weniger gern in Diskussionen über profunde Themen einläßt, weil sie da recht eigensinnig und heftig ihre alten einfachen Wahrheiten verteidigen. Vielleicht auch gerade wegen der Grenzen ihrer intellektuellen und politischen Bildung isolieren sich die Militärs von der zivilen Bevölkerung. Daß viele von ihnen zu Recht an einem intellektuellen Minderwertigkeitskomplex leiden, wurde in den Fernseh- und Rundfunkdiskussionen mit Militärs auf manchmal grausame Weise deutlich. Die feindselige Haltung der Offiziere gegenüber der Universität und anderen Institutionen der Wissenschaft, gegenüber dem zweifelnden und kritischen Denken also, konnte ja auch kaum andere Resultate haben. »An die Universität, wo der Untergang Spaniens vorbereitet wird, da will einer meiner Söhne hin«, sagt die Witwe eines Offiziers in dem Roman *Rasse*. »Schreckliches Schicksal«, antwortet ihr ein Admiral und Freund der Familie. Der Autor des Romans heißt Francisco Franco, der trotz seiner steilen militärischen und politischen Karriere noch Zeit fand, einige Bücher zu schreiben. »Mißtraut euren Brüdern und Cousins, die auf einer Universität sind; hört nicht zu, wenn sie über Politik und Religion reden, das empfahlen uns unsere Lehrer auf der Militärakademie, wenn wir im Urlaub nach Hause fuhren.« Der das in Zivil in einem abgelegenen Madrider Café erzählt, ist ein Oberstleutnant mit einer brillanten Karriere, doch wegen seiner offenen demokratischen Ansichten ohne Kommandoposten.
Ein beachtlicher Teil der spanischen Offiziere wohnt in den preisgünstigen Wohnsiedlungen für Militärs zusammen. In Madrid machen die Militärwohnungen ganze Straßen und Häuserblocks aus. Die Ehefrauen kaufen in den für Militärs reservierten Läden verbilligt ein und verkehren vorwiegend mit anderen Offiziersfrauen. Die meisten Offiziere heiraten die Töchter von älteren Kameraden. Etwa zwei Drittel des Offiziersnachwuchses bei Heer und Marine stellen die Söhne von Offizieren und Unteroffizieren; lediglich die Luftwaffe, bei der bezeichnenderweise die Zahl der demokratischen

Offiziere höher ist, macht da eine Ausnahme. Die spanischen Streitkräfte rekrutieren ihren Nachwuchs immer noch hauptsächlich aus den eigenen Kreisen, dabei wird die Zahl der Söhne von Unteroffizieren, denen ihre Väter mit einigen Opfern den Besuch der Militärakademie ermöglicht haben, immer größer. Sogar in der Artillerie, wo am längsten alle Nichtadligen abgewiesen wurden, übertrifft die Zahl der Unteroffizierssöhne jetzt die Zahl der Offizierssöhne. Gewöhnlich passen sich die Söhne der Unteroffiziere, die ihre »niedere Herkunft« vergessen machen wollen, noch gefügiger und kritikloser den traditionellen Lebensformen und der überkommenen Denkungsart an. Als der Major Busquets in seinem Buch *Der Karriereoffizier in Spanien* mit unanfechtbaren Zahlen die soziale Herkunft der Offiziere offenlegte, fühlten sich die Streitkräfte in ihrem gesellschaftlichen Status herabgesetzt. Der Major wurde zunächst einmal wegen der Veröffentlichung seiner von der Universität mit einem Preis ausgezeichneten Arbeit arrestiert.

Die überzeugt demokratischen Offiziere werden auf gut zehn Prozent geschätzt, bei der Luftwaffe ist ihr Anteil wesentlich höher als im Heer und in der Marine. Rund ein Viertel der Offiziere gelten als engagierte, aktive Gegner der Demokratie. Sie sind – abgesehen von den älteren Generälen – am stärksten bei den Jungen, den Leutnants und den jüngeren Hauptleuten, vertreten, denen die antidemokratische Ausbildung an den Akademien noch in frischer Erinnerung ist. In den mittleren Rängen, unter den älteren Hauptleuten, bei den Majoren und Oberstleutnants gibt es die meisten Verfassungstreuen: es sind vorwiegend Offiziere, die nach der Ausbildung Jahre hindurch Kontakt zu der zivilen Gesellschaft, zu den Realitäten des Landes hatten. Manche von ihnen haben nach der Militärakademie noch die Universität besucht. Die schweigende, vorsichtige, politisch schlecht informierte oder wenig interessierte Mehrheit wird sich denen anschließen, die sich in der nächsten Zeit als stärker, auch in ihrer Karriere als erfolgreicher erweisen. Die demokratischen Offiziere – unter ihnen befinden sich viele aus der in der Diktatur gebildeten und beim Übergang zur Demokratie aufgelösten »Demokratischen Militärunion« (UMD) – werfen mit einigem Recht den UCD-Regierungen vor, die verfassungstreuen Offiziere zu benachteiligen: aus Furcht, es mit den anderen ganz zu verderben. Verteidigungsminister wie der Kunsthändler Rodríguez Sahagún und der Bankdirektor Oliart haben sich tatsächlich die wichtigste Entscheidung, die Besetzung der Kommandoposten, von den Generälen aus der Hand nehmen lassen. Nach dem Putsch wurden rechtsextreme Generäle wie Caruana (der in den ersten Stunden des Aufstandes Milans del Bosch tatkräftig unterstützt hatte) befördert; der General Carbonell, Vorsitzender eines Militärgerichts, das noch wenige Wochen vor Francos Tod linksradikale Oppositionelle nach einer prozessualen Farce in den Tod geschickt hatte,

wurde Mitglied des Obersten Militärgerichts und soll nun die ihm doch wohl recht nahestehenden Putschführer verurteilen.
Nicht vergessen sollte man, daß in den letzten Jahren über zwanzig Offiziere und zweihundert Mitglieder der paramilitärischen Polizeieinheiten von separatistischen Terroristen getötet wurden. Die ETA (militar) ist nicht wählerisch, was ihre uniformierten Opfer angeht: eine ganze Reihe demokratischer Offiziere wurde von der Separatistenorganisation umgebracht. Doch die überwiegende Mehrheit der Spanier, die Terrormorde und Anschläge auf die Militärs verabscheut, erinnert sich auch noch an die Zeit, als die Generäle und Obristen sich bei Kriegsgerichtsverfahren zu willigen Gehilfen eines Unrechtsstaats und zu ausführenden Instrumenten einer Terrorjustiz machen ließen. Die Militärjustiz im Dienste von Francos Repression, die so gut wie allen rechtsstaatlichen Prinzipien Hohn sprechenden Prozesse haben dem Ansehen der Streitkräfte sicher am meisten geschadet. Die demokratische Verfassung hat den Militärs zumindest das Recht entzogen, über Zivilpersonen zu Gericht zu sitzen.
Die Regierung traut sich offenbar nicht, den demokratischen Offizieren die entscheidenden Kommandoposten zu geben: aus Angst vor der Reaktion der antidemokratischen Militärs oder auch aus Respekt vor der Aufforderung des Königs, nach dem Putsch keine Säuberung in den Streitkräften durchzuführen. Dieser Appell des Königs zur Milde mag aus einer politisch nicht ungefährlichen nostalgischen Solidarität mit den Streitkräften, denen er sich im Herzen zugehörig fühlt, kommen oder aus einer besseren Information über die Gefahr eines Gegenschlags, eines neuen Aufstands der zahlreichen Militärs, die in den Putsch verwickelt waren, aber nicht belangt wurden. Einer entschlossen handelnden Regierung würden die Militärs, auch die putschlüsternen, gehorchen. Das meinen jedenfalls die demokratischen Offiziere. Es wäre eigentlich die Aufgabe der Regierung, den Streitkräften deutlich zu machen, daß in der Demokratie der Militärhaushalt um ein Mehrfaches gestiegen ist, daß die Offiziere von der Regierung jetzt besser behandelt werden als in der Zeit der Diktatur, daß Franco sie auch in militärtechnischen Fragen kaum mitreden ließ und daß sie eigentlich keine beruflichen Gründe für ihren nostalgischen Blick zurück in die Diktatur haben.
Die gemäßigt rechte Regierung Calvo-Sotelo hofft, daß die Nato ihr helfen wird, den Militärs die Lust am Putschen zu nehmen. Nicht, daß sie glaubte, die Nato verhindere Staatsstreiche; doch hofft man, die neuen Aufgaben in dem Nordatlantischen Verteidigungsbündnis würden Spaniens Generäle und Obristen ausgiebig beschäftigen und ihnen kaum noch Zeit für die spanische Innenpolitik lassen. Auf Nato-Empfehlung hin könnten nach Meinung der Regierung auch Reformen in den Streitkräften durchgesetzt werden: so die Auflösung der ebenso gefährlichen wie nutzlosen Militärre-

gionen, deren Oberkommandierende wie Vizekönige in ihrer Region befehlen und, bevor der Stabschef oder der königliche Oberkommandierende es verhindern kann, ihre Soldaten in Marsch setzen und ihre Panzer auf die Straße schicken können. Das spanische Landheer hält sich immer noch für den weitaus bedeutendsten Teil der Streitkräfte. Die Nato-Führung hat bereits wissen lassen, daß das spanische Heer im Gegensatz zu Marine und Luftwaffe für die westliche Verteidigung nur bedingt brauchbar sei. Rund 350 000 Menschen stehen in Spanien unter Waffen: etwa 260 000 im Heer, 50 000 bei der Marine und 40 000 in der Luftwaffe, dazu kommen noch 63 000 militarisierte Guardia Civil-Polizisten und 40 000 Mitglieder der ebenfalls unter militärischer Disziplin stehenden Bereitschaftspolizei. Wenn Brüssel die Verkleinerung des Heers, dessen Hauptaufgabe in der Franco-Zeit der Schutz des Regimes vor inneren Feinden war, empfehlen würde, könnten vielleicht auch die Heeresgeneräle das akzeptieren – meint zumindest die Regierung. Außerdem ist die Ausrüstung zum Teil veraltet und muß bei Eintritt in die Nato modernisiert werden, worüber sich dann die im allgemeinen weniger putschlüsternen technologisch interessierten Offiziere freuen würden.

Spaniens junge Demokratie wird noch einige Mühe haben mit ihren Streitkräften. Es ist sicher verständlich, daß die Spanier erschrecken, wenn irgendwo im Land die Säbel rasseln oder Generäle sich mal wieder aussprechen wollen, sei es auch ganz ohne Waffen in der Hand. Doch Angst ist im Umgang mit Militärs ein besonders schlechter Ratgeber. Das müßte die demokratisch gewählte spanische Regierung eigentlich wissen.

Wolfgang Graf Vitzthum
Die Plünderung der Meere
■ Bd. 4248/DM 7,80

In diesem Band geht es um Sensibilisierung auf ungewohntem Felde: um die Schaffung von »Seebewußtsein«, um die Mobilisierung des Interesses für meeresbezogene Entwicklungen und deren Konsequenzen – Problemkreise, die mittelfristig sogar Kriegsursache sein können und längerfristig Überlebensfragen der Menschheit aufwerfen.

Die aktuellen Informationen zu brandheißen Themen von Heute und Morgen

---

Helmut Ortner (Hrsg.)
Freiheit statt Strafe
■ Bd. 4225/DM 6,80

Mit diesem Band wird versucht, die Diskussion über die Sinnlosigkeit der Gefängnisse und unseres Strafsystems überhaupt wieder in Gang zu bringen. Die Autoren zeigen, daß eine Gesellschaft ohne Gefängnisse und diskriminierende Zwangsbehandlungen durchaus im Bereich des Möglichen liegt.

Luise Rinser
Nordkoreanisches Reisetagebuch
■ Bd. 4233/DM 5,80

Luise Rinser hat im Jahre 1980 eine mehrwöchige Reise nach Nordkorea unternommen. Das Buch ist ihr tief in die besonderen Verhältnisse eindringender Bericht. Er unterscheidet sich von der übrigen Berichterstattung in den Medien durch seine eingestandene Subjektivität.
Luise Rinsers – Reisetagebuch – vermittelt anschaulich und eindringlich Kenntnisse über ein Land, das stets im Abseits gehalten wurde.

Jost Herbig
Im Labyrinth der Geheimdienste
■ Bd. 4226/DM 9,80

Thema dieses Bandes ist die Eigendynamik des Geheimdienstes unserer militärischen Führungsmacht USA, sind die unkontrollierten Aktionen der Nachrichtendienste, deren Informationspolitik und deren manipulierte Nachrichten, die das Wettrüsten auf beiden Seiten anheizen.
Jost Herbig belegt seine Thesen und Forderungen, indem er das Unternehmen Jennifer des CIA in allen Einzelheiten aufrollt.

Anton-Andreas Guha
Die Neutronenbombe
■ Bd. 4242/DM ca. 9,80
Erscheint im März 1982

Die erweiterte und auf den neuesten Stand gebrachte Grundlagendarstellung zum Thema Neutronenwaffen, die einzigartig und konkurrenzlos in der publizistischen Landschaft steht.

Stefan Klein/Manja Karmon-Klein
Reportagen aus dem Ruhrgebiet
■ Bd. 4230/DM 7,80

Ruhrgebiet – kaum eine andere Landschaft ist derart belastet mit Vorurteilen und Negativ-Klischees. Deutsche Dreckecke, Synonym für kommunales Kuddelmuddel, verhunzte Landschaft und inhumaner Lebensraum – Schreckensbilder, die immer noch kolportiert werden, obwohl sie die Realität des Reviers nurmehr zum Teil treffen. Veränderungen hat nach Außen kaum jemand wahrgenommen. Der vorliegende Band versucht in einzelnen Reportagen zu zeigen, was Sache ist im Revier – Momentaufnahmen vom Alltag, Ausschnitte der Realität.

Gert Heidenreich (Hrsg.)
Und es bewegt sich doch . . .
Texte wider die Resignation
■ Bd. 4232/DM 8,80

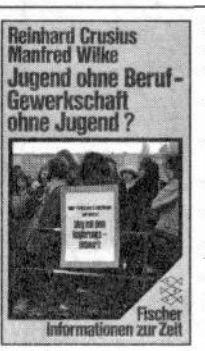
„»Und es bewegt sich doch« – das ist ein Wunsch, keine Feststellung; das ist eine Hoffnung, die nicht durch ein Buch, gewiß aber durch seine Leser eingelöst werden kann." Gert Heidenreich

Ein Lesebuch zum Thema Meinungs- und Pressefreiheit, das Beispiele des gelungenen oder zumindest hartnäckigen gewaltfreien Widerstands vorführt.

Ulrich Albrecht
Nachrüstungsbeschluß
■ Bd. 4239/DM ca. 8,80
Erscheint im März 1982

Es geht um den Doppelbeschluß der NATO vom Dezember 1979, mit Mittelstreckenraketen »nachzurüsten«. Die Kritik daran wird im wesentlichen von der aufstrebenden Friedensbewegung vorgetragen. Auf eindrucksvolle Weise macht der Autor die Problematik sinnlich erfahr- und nachvollziehbar

■ Originalausgabe



Reinhard Crusius/Manfred Wilke
Jugend ohne Beruf – Gewerkschaft ohne Jugend? ■ Bd. 4235/DM 9,80

Den größten Anteil der Arbeitslosen stellt die Gruppe der nicht bzw. schlecht ausgebildeten Jugendlichen dar. Was kann die Gewerkschaft für diese tun, was erwarten die Betroffenen von ihr?

30 Jahre
Fischer Taschenbücher

edition suhrkamp

Der gerechte Krieg: Christentum, Islam, Marxismus
Redaktion: Reiner Steinweg
edition suhrkamp 1017
Friedensanalysen Bd. 12
DM 10,–

Das kontrollierte Chaos Die Krise der Abrüstung
Redaktion: Reiner Steinweg
edition suhrkamp 1031
Friedensanalysen Bd. 13
DM 10,–

Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution
Redaktion: Reiner Steinweg
edition suhrkamp 1056
Friedensanalysen Bd. 14
DM 10,–

Hilfe + Handel = Frieden? Die Bundesrepublik in der Dritten Welt
Redaktion: Reiner Steinweg
edition suhrkamp 1097
Friedensanalysen Bd. 15
ca. DM 16,–

Weiterhin sind folgende Titel aus der Reihe »*Friedensanalysen*« lieferbar:
Bd. 1: Feindbilder. es 784
Bd. 2: Rüstung. es 834
Bd. 3: Unterentwicklung. es 847
Bd. 4: Friedensbewegung. es 871
Bd. 5: Aggression. es 891
Bd. 6: Gewalt, Sozialisation, Aggression. es 925
Bd. 7: Sonderband. es 955
Bd. 8: Kriege und Bürgerkriege der Gegenwart. es 958
Bd. 9: Entspannungspolitik. es 755
Bd. 10: Bildungsarbeit. es 748
Bd. 11: Kampf um die Weltmeere. es 855

Den Taschenbuchprospekt können Sie anfordern beim Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Lindenstr. 29, 6 Frankfurt 1

Für den Ernstfall: Unvergängliche Themen, große Lettern, auch nach Atomblitzblendung noch entzifferbar. Bilder, die die Vergangenheit wieder beleben. Schutzumschläge, unempfindlich gegen Trümmerstaub. Stapelbar, leichte Vorratshaltung, hoher Tauschwert. Wählen Sie für Ihren persönlichen Überlebenskampf **1)** Landeinwärts **2)** Züge aus der Vergangenheit **3)** Glocksee-Schule **4)** Kinderkram **5)** Häuserkämpfe. **Mit diesen Büchern sind Sie ein gerngesehener Gast in jedem kritischen Atombunker.**

: TRANSIT
Buchverlag Gneisenaustr. 2 1 Berlin 61 Tel. 030-691 20 35

Alfred Mechtersheimer
Man trägt wieder Krieg?
Ein Gespräch über die Aussichten der Bundeswehr

. . . deutsche Soldaten und putschen? Ach du liebe Zeit, die ließen sich doch eher als amerikanische Fremdenlegionäre einstufen, die ganze Armee mit voller Struktur, Organisation und Hierarchie! Die haben ja auch nach dem Zweiten Weltkrieg – nicht alle, aber doch sehr viele – ganz schnell gerufen: Wo ist der neue Befehl?

Aber eine Generalität muß doch Pläne für die Stunde X haben, in der der Republik der sozialistische oder der faschistische Umsturz droht!

Ich glaube definitiv nicht, daß das existiert. Es gibt die Pläne im herkömmlichen Sinne der Sicherung, die vorsehen, daß dann, wenn die Notstandsverfassung – welche Stufe auch immer – in Kraft tritt, militärische Begleitmaßnahmen stattfinden. Doch diese Pläne stammen aus der Ministerialbürokratie, in die unsere Generäle allerdings fest eingebunden sind. Wir haben ja nicht die aus der Administration ausgelagerte militärische Führungsspitze. Und wenn man zusätzlich die Bereitschaft unserer Generäle wohl seit Gründung der Bundeswehr in Rechnung stellt, sich nahezu bedingungslos Bestimmungen zu unterwerfen, die ursprünglich gar nicht für das Militär geschaffen worden sind – ich denke hier zum Beispiel an die Geschäftsordnung der Bundesregierung –, dann kann man sich noch viel weniger vorstellen, daß sich diese Militärs als soziologisch elitäre Gruppe verstehen, die für den Fall des Notstands etwas vorzubereiten hätten. Man könnte sogar sagen: die amtliche, von Militärs und Nicht-Militärs repräsentierte Sicherheitspolitik ist so perspektivlos, daß diese Frage nicht in die Vorstellungswelt hineinpaßt.

Was wird denn in Blankenese gesprochen, wenn man hört, daß ein spanischer Oberst wieder einmal einen »bando« verkündet hat?

Daß da bei älteren Soldaten noch Restbestände von Sympathie sichtbar werden, möchte ich gar nicht ausschließen. So nach dem Motto: da zeigen die Militärs mal, wie man richtig Politik macht. Doch das sind eher Stimmen aus der Kulisse. In der für Blankenese weit wichtigeren Frage, wer wird Oberkommandierender, kann ich dagegen keinerlei Präferenz für potentiell Putschbereite erkennen. Bei diesem Selektionsprozeß, der natürlich ein politischer ist, zeichnet sich eher das Gegenteil ab: es gibt, gerade seit der sozial-liberalen Koalition, eine von der Opposition ja immer wieder kriti-

sierte Tendenz, Generäle, denen man eine gewisse Affinität zur Sozialdemokratie zuschreibt, zu begünstigen.

Und unsere Obristen, murren die nicht, wenn es mit der Beförderung nicht vorangeht?

Nach meinem Eindruck gibt es das Potential der Unzufriedenheit nicht bei der Oberstleutnant/Oberst-Stufe. Es ist sozial einigermaßen erträglich, wenn man relativ lange Oberstleutnant ist. Das schafft in der Garnison keine Probleme, da beschweren sich auch die Ehefrauen nicht, daß der Mann nur Oberstleutnant ist. Aber man spricht darüber, wenn einer zu lange Hauptmann bleibt. In diesem Falle wird der soziale wie auch der familiäre Druck enorm stark. Hier gibt es sicher ein Potential von Unzufriedenheit, und die ist relevant im Bereich von Hauptmann/gehobener Dienst, also A11, A13, weil dort vom Stellenkegel her die großen Schwierigkeiten auftreten.

Sehen wir einmal von den Beförderungsproblemen ab. Welche Irritationen löst denn der alltägliche Dienst aus?

Ich könnte mir vorstellen, daß das, was im Augenblick als Beförderungsstau sichtbar wird, nämlich das Problem der Finanzierung unserer Armee, ergänzt oder sogar noch überlagert wird durch Unzufriedenheiten bezüglich des normalen Dienstablaufs. Denn die Streitkräfte spüren natürlich den Widersinn von heutiger Rüstung am stärksten, in der die Finanzmassen durch die großen Waffensysteme absorbiert werden, auf Kosten all dessen, was zum Betrieb dieser Großwaffensysteme nötig ist. Ein neues Waffensystem, das nach dem olympischen Prinzip ›schneller, weiter, höher‹ entwickelt wurde, hat ja längst eine Stufe erreicht, die auch dem Betreiber keinen Spaß mehr macht. Selbst die konventionellen Systeme, ganz zu schweigen von den atomaren, sind bis zu einem Punkt hochgezüchtet worden, wo derjenige, der damit umzugehen hat, Skepsis entwickelt. Wenn ich weiß, daß ich diesen Flugabwehrpanzer nur in Hallen über den Winter kriege, die geheizt werden müssen, diese Hallen aber gar nicht zur Verfügung habe, und wenn daraufhin das Gerät unter bestimmten Witterungsbedingungen gar nicht funktioniert, dann wäre ein Narr, wer hier keine Skepsis entwickelte. Es gibt ja deshalb auch bei uns eine Reihe von Militärs, die sagen: was die Sowjets machen, ist viel vernünftiger, das ist zwar weniger high-sophisticated, doch unter dem Aspekt des militärischen Handelns eindeutig sinnvoller.

Heißt das, daß die Ausrüstung unserer Militärs schon so kompliziert ist, daß die Bundeswehr einen ordentlichen Putsch gar nicht mehr zustandebringen könnte?

Nein, das wäre kaum ein erfolgversprechendes Verfahren, die Übertechnisierung der Streitkräfte so weit zu treiben, daß die herkömmlichen Putsch-Instrumente nicht mehr eingesetzt werden können. Also, zu Ihrer Beruhigung, dafür reicht es allemal, das ist auch kennzeichnend für den

weltweiten Trend zur Einheitsarmee: alle haben sie ihre Panzer, und natürlich ist der Panzer Ausdruck nicht nur von außenpolitischer, sondern auch von innenpolitischer Potenz der Streitkräfte. Darüber hinaus ist das technische know how des Offizierscorps durch dessen Akademisierung an den Hochschulen der Bundeswehr außerordentlich groß. Im technokratischen Bereich würden sich da keine Probleme stellen, Soldaten und Offiziere können jederzeit zivile Funktionen übernehmen, denn im Prinzip unterscheiden sich moderne Streitkräfte immer weniger von Industriebetrieben.

Es wird aber doch sicher einen Unterschied geben zwischen einem Bundeswehroffizier und dem Techniker eines Multis, sagen wir von IBM, also einer amerikanischen Firma mit deutscher Niederlassung. Die Bundeswehr ist ja auch Teil eines größeren Systems, und zwar in unterprivilegierter Position. Ich denke zunächst einmal an das Bewußtsein dieses Offiziers, der eigentlich ein Techniker oder Technokrat ist, im Gegensatz zu dem IBM-Ingenieur aber wenig Möglichkeit hat, seine Effizienz zu prüfen und dadurch Qualifikationen zu erzielen. Das, wofür er bezahlt wird, nämlich verteidigen, Krieg führen, usw., kann er nur simulieren. Andererseits wird von ihm das Äquivalent von Firmentreue, nämlich einerseits NATO-, *andererseits Staatstreue verlangt.*

Das Bild IBM paßt genau. Denn die Bundeswehr ist aufgrund ihrer ganzen Entwicklung als Teil eines militärischen Multis zu verstehen. Der Multi heißt USA. Hier bieten sich viele Parallelen an, etwa, daß man den Interessenbezugspunkt, unter dem Aspekt des militärischen Auftrags und auch der Loyalität, nicht ausschließlich auf den nationalen politisch Verantwortlichen richtet. Das wäre in unserem Fall der deutsche Minister, der nationale Oberbefehlshaber. Und dessen Rolle ist ja sehr bescheiden. Der wichtigste Mann in Europa ist kein gewählter Politiker, sondern der NATO-Oberbefehlshaber, der immer ein amerikanischer General ist.

Diese Konstellation berührt natürlich auch die Loyalitätsstrukturen: hier haben wir Neuland betreten, wir sind nämlich nicht mehr sozusagen unserem Monarchen verpflichtet, sondern einer Größe, die wieder selbst definitionsbedürftig ist. Sie ist Widerspiegelung eines ideologischen Konflikts und übernational. Diese Größe macht auch die Frage: putschen wir gegen unsere Regierung, viel irrelevanter, denn der Austausch einer nationalen Regierung würde an den wirklichen, militärisch perzipierten Machtstrukturen nichts Wesentliches verändern. Die Befehle kommen aus einer höheren Etage als aus der, die man unter staatsbürgerlichen Gesichtspunkten als die politisch legitimierte einstufen würde.

Ich kann das vielleicht durch Beobachtungen aus NATO-Manövern illustrieren. Da haben Generäle gesagt: also das kriegt das Ministerium in Bonn nicht zu erfahren, das ist NATO-Sache. Man hat gar nicht mehr das

Bedürfnis, der eigenen, national verantwortlichen Stelle zu dienen, sondern man dient dem Multi. Und das gilt für keinen NATO-Staat so sehr wie für die Bundesrepublik, weil sie ja die einzige Nation ist, die ihr Kampfpotential voll und unter Bedingungen, über die sie selbst nicht einmal im Konfliktfall zu entscheiden hat, der NATO (sprich USA) überantwortet hat. Das zeigt sich auch an der Kompetenzen der alliierten Befehlshaber auf deutschem Boden. Hier gelten ja nach wie vor Rechtsbedingungen, die jeden, der davon zum ersten Mal hört, verwundern, denn es gibt ein Notwehrrecht der alliierten Befehlshaber, das durch die deutsche nationale Notstandsgesetzgebung keineswegs abgelöst wurde, sondern fortbesteht. Insbesondere in Konflikten, wie man sie ja im Zusammenhang mit Protestaktionen gegen militärische Einrichtungen vielleicht erwarten könnte, wird das von erheblicher Bedeutung sein.

Wird die von Ihnen beschriebene Form der internationalen Solidarität unseres Offizierscorps nicht auch dadurch befördert, daß der Aufstieg zu höheren Rängen davon abhängt, daß der Betroffene eine gewisse Zeit bei den alliierten Stäben der NATO *in Brüssel gedient hat?*
Ja. So wie jemand in einer Bank mal im Außendienst gewesen sein muß, wenn er Direktor werden will, gehört die »integrierte Verwendung« zur unabdingbaren Notwendigkeit. Es gibt da nur ganz wenige Ausnahmen, doch in keinem Fall, wenn es um Führungspositionen in der Generalität ging, und sei es dann nur – daran erkennt man nämlich auch das Ideologiehafte – für ein halbes Jahr. Darin schlägt sich wieder diese devote Haltung der heutigen Bundeswehrführung gegenüber dem Konzern, gegenüber der Mutter nieder.
Zeichnet sich auch hier kein Aufmucken ab, kein Protest innerhalb des Offizierscorps gegen eine Bevormundung, die, vorsichtig gesagt, ja nicht völlig im zu schützenden nationalen Interesse liegt?
Ich halte es immer noch für denkbar, daß ein Erleuchtungsprozeß stattfindet, daß sich die Erkenntnis durchsetzt, es ist eine Pervertierung, wenn unsere Sicherheitsbedürfnisse denen anderer Staaten unterzuordnen sind. Wenn es eine Bundesregierung gäbe, die sagt: wir wollen keine Stützpunkte, werte USA, wir wollen keine fremden Truppen in unserem Land – also wenn man diese historische Selbstverständlichkeit zu realisieren versuchte, dann könnte sich eine Konfliktkonstellation ergeben, ein Konflikt auch für diese Armee, die von ihrem ganzen Selbstbewußtsein, von ihrer Entwicklung her eine atlantische Armee ist: sie sähe sich einem neuen Denken gegenüber, das sich in der Gesellschaft entwickelt hat. Das wird in die Armee hineingetragen und stellt auch die Offiziere auf die Probe, die diese Konflikte auszutragen haben. Da stehen sich die Lager gegenüber, denn neben der (noch geringen) Zahl von Skeptikern gibt es ja die große Zahl von

Kameraden, die lieber fragen: wo ist Freund, und wo ist Feind? Wiederum nach der Losung: wenn wir schon bei der einen Seite sein müssen, und etwas anderes gibt es ja nicht, dann wollen wir wenigstens richtig dabei sein, und dann kommt deutsche Pflichterfüllung. Schon in absehbarer Zeit dürfte sich die Frage stellen, was sich in der Armee durchsetzt. Allerdings kenne ich keine Schulen, keine Einrichtungen, keine sozialen Subkulturen in der Armee, von denen ich mir vorstellen könnte, daß sie, zum Beispiel wegen der ideologischen Orientierung an den USA, gegen eine nationale Regierung oder gegen Offizierskameraden Maßnahmen ergreifen würden, die auch nur tendenziell als Putsch interpretiert werden könnten.

Gibt es in den anderen europäischen Ländern Verträge mit den USA, die den amerikanischen Sonderrechten in der Bundesrepublik entsprechen?

Die Amerikaner haben zum Beispiel mit der Niederländischen Regierung über die Stationierung von Atomwaffen Verträge geschlossen, die Italiener wollen für die cruise missile den zweiten Schlüssel haben, das Double-key-System. Soweit hier Verträge geschlossen wurden, entstanden sie – völkerrechtlich gesehen – auf der Grundlage souveräner Staaten. Das ist repräsentativ für alle anderen Länder, wo entweder schon heute oder für den Verteidigungsfall entsprechende vertragliche Vorkehrungen getroffen wurden. Anders ist es mit der Bundesrepublik. Hier gibt es eine die künftige Diskussion sehr stark beeinflussende Rechtsposition: wir Deutsche und unsere Völkerrechtler gehen nämlich davon aus, wir seien ein souveränes Land und hätten nur wegen dieser besonderen Bedingungen der Verteidigungsnotwendigkeiten unsere Souveränität auf einigen Gebieten wieder abgetreten. Also Aufgabe der Souveränitätsrechte für ein System der kollektiven Verteidigung. Aber was heißt kollektive Verteidigung? Nun, nach amerikanischer Auffassung bezeichnet das den Zustand eines besetzten Landes, das nur partielle Rechte zugestanden bekommen hat. Das ist sogar die Umkehrung, die Negativfolie zu unserer Interpretation, Daß das gar nicht thematisiert wird, daß man sich bewußt scheut, dieses Problem aufzugreifen, auch auf Regierungsebene, hängt eben damit zusammen, daß man genau weiß, in den USA gibt es eine mehrheitliche Auffassung, die der unseren diametral entgegengesetzt ist.

Interpretieren Sie das jetzt?

Nein, wir haben einige Untersuchungen begonnen, die eine gewisse politische Sprengkraft enthalten könnten. Die Frage der Alliiertenvorbehaltsrechte haben wir schon erwähnt, aber hinzu kommt noch, daß die Verträge zur Stationierung von Streitkräften, also die Ablösung des Truppenstatuts der Besatzer, zu einer Zeit abgefaßt wurden, als es überhaupt noch keine taktischen Atomwaffen auf dem Gebiet der Bundesrepublik gab. Es gab damals zwar eine Diskussion darüber, doch nicht die Realität der Bomben. Nun sind 6000 Atomwaffen hierhergekommen, und das ist im Grunde

juristisch gar nicht erfaßt, ein weißer Fleck auf der Rechtslage, obwohl das von so elementarer Bedeutung ist. Wenn die Öffentlichkeit erfährt, unter welchen juristisch – politisch sowieso – unerträglichen Bedingungen wir einer amerikanischen Atomwaffenherrschaft ausgesetzt sind, würde das die Friedensbewegung auf eine ganz andere Ebene heben, weil dann ja sozusagen ein nationaler Konsens als Unterstützung hinzukäme, der bisher noch nicht sichtbar ist.

Wäre die innenpolitische Macht der NATO *auch ausreichend, um unseren künftigen* NATO*-Kameraden in Spanien das Putsch-Vermögen zu rauben?*

Das ist ein interessanter Aspekt. Zwar wird Spanien ja keine amerikanischen Atomwaffen oder keine Atomwaffen auf spanischem Territorium akzeptieren, auch nicht als Konsequenz des NATO-Beitritts, und damit würde auch die nukleare Teilhabe am Bündnis begrenzt bleiben. Aber die Generäle werden auf jeden Fall mehr Zeit mit Reisen verbringen; es wird also auch die spanische Generalität von den Segnungen des Militärtourismus erfaßt werden. Und das heißt: dauernd unterwegs sein, auch häufig in den USA sein. Das ist ein Punkt, der sonst in der Diskussion eher vernachlässigt wird, doch oft sind es derartige vermeintliche Banalitäten, die entscheidende Bedeutung gewinnen. Die Umdrehungen in diesem NATO-System sind ja wahnsinnig. Die Leute sagen dauernd: ich komme von SHAPE, ich fahre nach SHAPE, gestern war ich in Brüssel, morgen bin ich in Ankara . . . Da muß dann natürlich NATO-Planung gemacht werden, und diese Bürokratisierung nach amerikanischen Kategorien, die in Spanien bestimmt nicht bestehen, die wird auch im spanischen Heer einsetzen. Allein das Umschreiben der spanischen Dienstvorschriften nach amerikanischen Vorstellungen, was früher oder später stattfinden wird in dieser neuen Tochter des militärischen Multis, das wird viele Leute beschäftigen, so daß die dann einfach nicht mehr die Zeit haben, darüber nachzudenken, ob man sonst noch was machen könnte.

Ist die Türkei ein Gegenbeispiel? Dort konnte man trotz ständiger Reisereien noch putschen. Oder ist das Gegenbeispiel deswegen hinfällig, weil Teile der NATO *sicherlich nicht ungern gesehen haben, daß dort das Militär die Macht ergriff?*

Auch da ist das Bild der Multis wiederum tauglich. Wenn eine Firma aus der Reihe tanzt, kann man sie mit Hilfe des Apparats zurückholen. Das haben die USA zum Beispiel in Griechenland gemacht; man hat es so oft gehört, daß man es eigentlich glauben muß, daß Kissinger damals Genscher anrief und sagte, also mit den Generälen müssen wir jetzt Schluß machen, das ist psychologisch zu belastend.

Es ist eine Realität der Bündnisstruktur, daß das Potential zum Putschen

nicht ausgeschaltet ist, aber das Putschmotiv Unterbeschäftigung abgebaut ist. Es ist frappierend zu sehen, was heute für Energie absorbiert wird, die sonst frei vagabundierend, auch politische Systeme belastend, mobilisiert werden könnte.

Es gibt Berichte, nach denen sich die amerikanischen Multis – auch in der Dritten Welt – den jeweiligen lokalen Bedingungen anpassen, aus Erfahrungen dazulernen, die sie dort gemacht haben. Ist das übertragbar auf die NATO?

Ich könnte mir vorstellen, daß auch auf diesem Gebiet das Ökonomische ein Vorreiter des Politischen und Militärischen ist. Wenn die USA begreifen, daß ihren Interessen durch eine Veränderung der NATO-Struktur besser gedient ist, werden sie diese NATO ändern, besonders wenn sie, hoffentlich rechtzeitig, erkennen, daß die Bereitschaft nicht mehr besteht, der nuklearen Heimatverteidigung in den jeweiligen Heimaten, Bundesrepublik Deutschland etwa, zuzustimmen. Dann könnten die Amerikaner sehr wohl bereit sein, die nukleare Struktur durch eine Veränderung wieder legitimationsfähig zu machen. Sie werden das wahrscheinlich etwas zu spät machen, aber sie werden es machen. Unsere Aufgabe könnte es sein, diesen Prozeß zu beschleunigen.

Als Beispiel brauche ich nur die Nachrüstung zu nennen. Es gibt schon heute Anzeichen dafür, daß die USA sich fragen, ob bei allen Vorteilen, die ihnen die Landstationierung der Mittelstreckenraketen bringt, diese Vorteile nicht doch zu teuer bezahlt werden, dann nämlich, wenn der sich schon abzeichnende Prozeß von Neutralitätsbestrebungen oder Antiamerikanismus sich noch weiter verstärken sollte. Dann wäre der politische Preis größer als der militärische Nutzen.

Wäre es denkbar, daß die europäischen NATO*-Staaten sich gemeinsam von Amerika lösen und genügend Potenz haben, um das durchzustehen?*

Als es um die Vorbereitung seines Amtsantritts als Außenminister ging, hat General Haig bei seiner Anhörung im zuständigen Senatsausschuß gesagt: unterschätzen Sie bitte nicht die europäischen Leistungen für die gemeinsame Verteidigung (im NATO-Bereich)! Als Oberbefehlshaber Europa, als SACEUR (Supreme Allied Commander Europe), hatte er im Heeresbereich zu 90 Prozent europäische Soldaten zu kommandieren gehabt. Das ist ein beachtliches Indiz dafür, daß der Anteil und das mögliche Gewicht der Europäer im allgemeinen konventionellen Teil unterschätzt werden. Doch bei der Frage, wie weit hier ein europäisches Bewußtsein, sozusagen eine Abwehrfront gegen amerikanische Herrschaftsvorstellungen geschaffen werden könnte, muß man präzisieren: zusammen mit wem? Wenn in Gesamteuropa die atomare Vorherrschaft der USA, die ja auch eine Belastung der Sicherheitsinteressen dieser Länder selbst bedeutet, als eine

gemeinsame Bevormundung begriffen wird, könnte hier natürlich ein kollektiver Abwehrmechanismus entstehen. De Gaulle hat sicher recht gehabt, als er seine Ablehnung der EVG damit begründete, es sei doch absurd, Soldaten für ein Europa sterben zu lassen, das es gar nicht gebe. Hier müßte natürlich massive Aufbauarbeit geleistet werden. Doch die militärischen Apparate sind schon immer in der Lage gewesen, relativ kurzfristig neue Koalitionen zu bilden.

Und wie halten Sie es mit den Atomwaffen?
Es wird wahrscheinlich immer eine Fraktion geben, die angesichts der sowjetischen Potentiale glaubt, auf Atomwaffen nicht verzichten zu können. Es müßte also auf der politischen Ebene vorher eine Einigung über die Neugestaltung einer europäischen Abschreckungsatommacht erzielt werden. Diese Atomwaffen wären nicht mit dem Weltkriegsrisiko verbunden, da sie im europäischen Interesse gebunden sind. Aber das ist alles noch sehr hypothetisch. Eins aber steht fest: die Neuordnung kann nur aus einer Addition nationaler Interessen der Europäer entstehen und nicht aufgrund von Koalitionen in den NATO-Stäben gegen die Amerikaner.
Zum Stichwort Atomwaffen: In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Vorstellung eines tatsächlich zu führenden Krieges doch etwas in den Hintergrund getreten. Das atomare Gleichgewicht hielt beide Seiten so im Schach, daß ein Holocaust wahrscheinlicher erschien als ein traditioneller Waffengang.
Die Vorstellung, daß man im Grunde die Bundeswehr nur aufgebaut hat und betreibt, um den Krieg zu verhindern, galt besonders für die Phase der massiven Vergeltung. Es herrschte dann, hervorgerufen durch die Rüstungskontrollgespräche – SALT vor allem –, die Vorstellung von einem zu stabilisierenden Gleichgewicht, in dem kein Krieg entstehen kann. Und die alternativen Konzepte zu dieser atomar orientierten Politik zeigt uns die Generalität erst heute. Deshalb . . .
Man trägt wieder Krieg?
Ja, man trägt wieder Krieg. Man hat ja deswegen auch die Konzeption der flexible response entwickelt, die natürlich denknotwendig voraussetzt, daß die Truppen auch konventionell etwas Erfolgreiches durchführen können. Jetzt geht es nicht mehr um den berühmten Stolperdraht, sondern um die Fähigkeit, zumindest für begrenzte Zeit und mit der Hoffnung auf eine politische Beendigung, konventionell bestehen zu können. Und in dem Maße, in dem man auf das Konzept der flexible response einsteigt, müssen auch die Instrumente, Doktrinen und sonstigen Bedingungen des militärischen Apparats daran gemessen werden, wie weit sie konventionell etwas leisten können. Damit ist ein Prozeß in Gang gesetzt worden, dessen Auswirkungen wir möglicherweise schon bald zu spüren bekommen, näm-

lich dann, wenn viele junge Offiziere sagen: die meinen das doch nicht ernst, mich hier kämpfen zu lassen, wenn sie mir nicht die notwendigen Voraussetzungen dafür schaffen. Die sind in der Tat ja nicht da, weil bisher nie ernsthaft an die Frage: wie geht das denn im Krieg, gedacht worden ist; es ging statt dessen ja immer um die Frage: funktioniert das als Abschreckung? Im Augenblick deutet alles darauf hin, als sollte das Abschreckungsdenken, das auf dem Vermögen erwächst, alles zu vernichten, durch ein anderes Abschreckungsdenken ersetzt werden, das sich auf die Fähigkeit beruft, erfolgreich Krieg führen zu können. Und deshalb können auch alle soziologisch an die alte Haltung geknüpften Zusammenhänge nicht mehr fortbestehen. Das reicht bis in die Bewußtseinsebene des Offizierscorps: die müssen sich alle auf einen Konflikt vorbereiten. Sie haben nämlich an den Bundeswehrhochschulen zu 90 Prozent etwas studiert, haben sich akademisch relativ gut qualifiziert und können nun das Gelernte in der Truppe nicht oder fast gar nicht verwenden.

Bewegen wir uns also wieder zurück zu einer traditionellen Armee?

Eines ist klar, wenn wir sagen: weg mit den Atomwaffen, wird diese Armee wieder sehr viel mehr dem ähneln, was wir früher gehabt haben, da wird auch der Unterschied zwischen Frieden und Krieg wieder deutlicher sichtbar werden. Das heißt, die Abschaffung des Abschreckungssystems hat für die Fragen, die uns hier interessieren, möglicherweise auch negative Folgen, weil dann die schreckliche Normalität wieder aufbricht. Denn es ist natürlich wichtig und richtig, daß das Abschreckungssystem gerade dadurch, daß ja ständig Fast-Krieg herrscht, sehr viele Energien, die im militärischen, auch im personalen militärischen Bereich drinstecken, kanalisiert, diszipliniert und einordnet. Es ist für einen General etwas ganz anderes, ob er befreit ist von diesen permanenten Zwängen, Kriegsbereitschaft zu zeigen oder vorzutäuschen, oder ob er halt die alte Befehlshabermentalität zeigen kann, mit zwei Stunden Dienst am Tag und all den Freiheiten eines spanischen Obristen.

Man darf genausowenig übersehen, daß unsere Forderung nach Abschaffung von atomarer Rüstung, zumindest auf dem Gebiet der Bundesrepublik, auch die Konsequenz hat, daß man wieder national denken kann; darin liegt eine Chance, denn das bedeutet im Vergleich zu früher eine Beschränkung. Nur muß man sie im positiven Sinne nutzen.

Bedeutet die praktische Remilitarisierung durch flexible response auch, daß wieder neue Feindbilder aufgebaut werden müssen?

Vor allem gibt es eine andere Begründung für Feindbilder, vielleicht aber auch ein anderes Feindbild. Traditionell wurden Feindbilder so begründet: unser Land ist von Atomwaffen bedroht, wir müssen es mit Atomwaffen verteidigen. Bis zu einem gewissen Grade ist das immer noch gültig, wir

leben ja in einer Zeit des Übergangs, und für mich zumindest ist klar, daß jemand, der begründen muß, daß Heimatverteidigung mit Atomwaffen nötig ist, enorm viel pauschales Feindbild benötigt.
Was in Zukunft auf uns zukommt, ist eine neue, für die Truppenführung angesichts der geänderten Strategie notwendige Motivation und eine dazu passende Feindbild-Konstruktion. Es wird heißen: du mußt kämpfen, du mußt stärker sein als der andere. Das ist natürlich schon eine Verschiebung ins, wenn Sie mir den Zynismus gestatten, Sportive. Allerdings glaube ich nicht, daß unsere Offiziere die alten Bilder aus der Zeit des Kalten Krieges wieder aufleben lassen werden.
Es geht also nicht mehr um »den Iwan«?
»Der Russe« ist ja als Begriff ganz tragfähig. In unserer Gesellschaft treffen wir überall auf »den Russen« als Feindbild; doch merkwürdigerweise in der Gesellschaft *außerhalb* der Bundeswehr. In der Armee höre ich dieses Wort »der Russe« nicht. Gut, das gilt mit Ausnahme mancher früherer Kriegsteilnehmer, deren Zahl aber durch die Segnungen der Biologie zum Abnehmen gezwungen ist. Es mehren sich andererseits ja auch die Stimmen, die Widerspruch gegen die herkömmlichen Bedrohungsvorstellungen einlegen – aus ganz verschiedenen Gründen übrigens. Ich kenne einen Divisionskommandeur, der Angst hat, daß seine Soldaten nicht richtig funktionieren, weil man ihnen dauernd den Feind zu groß und unbezwingbar darstellt. Andere haben erkannt, daß diese Bedrohungsdarstellungen ja völlig irreal sind. Wenn man nämlich immer wieder von dem angeblichen Übergewicht von Drei zu Eins hört, das die UdSSR uns gegenüber haben soll, dann wissen einfach zunehmend mehr Soldaten, daß da die polnischen Divisionen mitgerechnet wurden. Wer fühlt sich denn bei uns eigentlich von polnischen Divisionen bedroht? Im Gegenteil, die sowjetischen Verbände, die heute in Osteuropa stehen, müßten zu einem erheblichen Teil einfach nur dazu benutzt werden, um für die Sowjets Operationsfreiheit sicherzustellen, laienhaft gesagt, um die sozialistischen Brüder und Schwestern bei der Kandare zu halten.
Und wie taugt der DDR-Deutsche als Feindbild?
Aus meinen Beobachtungen und meinen Eindrücken kann ich nur sagen, hier haben wir eine der am eindrucksvollsten verdrängten Realitäten. Denn es geht ja schlicht darum, daß man gegebenenfalls auf Leute schießen oder Bomben werfen muß, die nach herkömmlicher Vorstellung derselben Nation angehören. Aber ich habe eigentlich nie festgestellt – auch an der Hochschule der Bundeswehr nicht, wo ich das Thema in Seminaren behandelte –, daß das irgendwelche Skrupel, irgendwelche nationalen Empfindlichkeiten ausgelöst hätte. Es war für mich geradezu frappierend zu sehen, wie wenig es für meine jungen Landsleute ein Problem ist, daß es sich da drüben auch um Deutsche handelt. Offenbar reicht schon die Tatsache,

daß die so komische Helme tragen, völlig aus, um sie als etwas anderes erscheinen zu lassen. Sicher, sie reden deutsch, aber vielleicht genügt es schon, daß einer sächsisch spricht, um die notwendigen Hemmschwellen herabzusetzen. Die Sachsen, das sind halt die anderen.

Das Feindbild war traditionell wichtig für den Corpsgeist einer Armee. Welche Rolle spielt das heute angesichts der neuen Waffensysteme? Wo bleiben individuelles Heldentum, Auszeichnung, die Tapferkeit vor dem Feind, wenn man den nicht mehr zu Gesicht bekommt?

Früher unterschieden wir zwischen Kriegsarmee und Friedensarmee. Das Abschreckungssystem hat diese Gegenüberstellung relativiert, denn der Unterschied zwischen einem heute bestehenden Flugabwehrverband, Hawk zum Beispiel, im Frieden und diesem Verband unter Kriegsbedingungen ist vergleichsweise gering. Er kann geographisch nicht bewegt werden, mehr Soldaten kann man allenfalls für die Bewachung verwenden, aber nicht für den eigentlichen Dienstbetrieb. Kurzum, diese Verbände stehen ohnehin in einer permanenten Alarmbereitschaft, sind in der Lage, relativ kurzfristig zu reagieren, so als sei Krieg.

Das heißt also: nicht alle Truppenteile, aber ein erheblicher Teil, auch die Pershing-Verbände natürlich, die atomaren erst recht, befinden sich in einem Zustand, der es einem Besucher nicht ermöglicht festzustellen, ob Krieg ist oder nicht. Das ist sehr wichtig und führt zu einer Differenzierung zwischen denjenigen, die an dieser Art von Fast-Kriegszustand teilhaben, und denjenigen, die erst einberufen und mobilisiert werden müssen. Insofern gibt es das, was im Krieg Heldentum sein kann, schon heute. Und das ist gar nicht mehr so attraktiv, insbesondere durch die Technisierung; denn ob einer ein bißchen schneller oder langsamer auf den Knopf drückt, läßt sich nicht mehr in einen Orden umsetzen. Den fliegenden Kavalier wird es natürlich immer geben, der eine Maschine, obwohl er es eigentlich nicht mehr verantworten könnte, doch noch auf den Flugplatz zurückbringt.

Können Sie uns, zumindest in Umrissen, eine Vorstellung davon geben, wie unsere künftigen Streitkräfte aussähen, wenn Sie und die von Ihnen mitgetragenen Teile der Friedensbewegung sich mit ihren Konzepten durchsetzen würden?

Der Punkt ist in der Tat nicht ganz unwichtig. Wir haben nämlich festgestellt, daß unsere Kritik an den Atomwaffen mittlerweile schon zu ganz merkwürdigen Reaktionen geführt hat. In den USA – und nicht nur dort – haben sich bestimmte Studiengruppen zusammengesetzt, die jetzt Analysen zur Verstärkung der konventionellen Verteidigung fordern. Allerdings als eine zusätzliche Option, nicht, um die Atomwaffen abzubauen, sondern einzig, um das Handlungsspektrum und die zur Verfügung stehenden Instrumentarien zu erweitern. Wenn das auf unsere Kritik zurückzu-

führen wäre, läge darin ein ganz gewaltiges Fehlprodukt der Friedensbewegung. Konventionelle Rüstung kann nur in From von Umrüstung erfolgen. Und da ist eben von allergrößter Bedeutung, wie diese Umrüstung aussieht. Es kann natürlich nicht mehr darum gehen, nur im Sinne von Restauration Armeen wieder entstehen zu lassen, wie sie zur Zeit unserer Monarchien unterhalten wurden. Heute kann es nur darum gehen, militärische Verbände zu entwerfen, die grundsätzlich nicht mehr das sind, was Militär bisher war, sondern besonders ausgerüstete Formationen der Selbstverteidigung und der Hilfe in Katastrophen. Der Idee nach handelt es sich sozusagen um eine allround-Formation gegen militärisches oder naturbedingtes Unbill. Eine für diese Ziele aufgestellte Formation würde über eine sehr stark nach unten, in die unmittelbare Überschaubarkeit delegierte Zuständigkeit verfügen; damit sind hierarchische Strukturen nicht nur in Zweifel gestellt, sie wären schlichtweg überflüssig, ja dysfunktional, weil »oben« ja gar nicht überblickt werden kann, was »unten« konkret vorliegt, entschieden werden muß, etc. Deswegen kann »oben« auch nicht angeordnet werden, bis zur letzten Patrone zu kämpfen. Diese Entscheidung kann nur »unten« fallen, dort, wo jemand sagt: es hat oder es hat keinen Sinn mehr, mein Leben zu riskieren.

Es würde sich also, wenn man das samariterhaft ausdrückt, um ein Hilfswerk handeln, allerdings ein integriert militärisch-zivilies Hilfswerk, kein stehender, materialgekaderter Apparat, sondern eine weitgehend dislozierte Institution.

Das ist natürlich eine Absage an den herkömmlichen Berufsoffizier und an die Blöcke, wie wir sie bisher haben. Diese überfrachteten Stäbe sind ja eher eine Belastung unserer politischen Kultur; sie kann es dann eigentlich nicht mehr geben.

Und um Ihre Eingangsfrage noch einmal aufzugreifen: mit der Struktur, die wir uns für die Heimatverteidigung vorstellen, kann ich eigentlich keinen Putsch machen, denn die klassischen Instrumente zum Putschen sind die klassischen Angriffsinstrumente. Das sind ja die Waffen, die getreu den Klischees Manneskraft und Angriffsgeist erfordern. Sie setzen eine Psychologie voraus, mit der es sich eben auch verträgt, Panzer vor dem Bundeskanzleramt auffahren zu lassen. Aber sich da so mit einer Panzerabwehrwaffe hinzusetzen, um einmal den vor mir favorisierten Typus von Bewaffnung dagegenzuhalten, das macht eben keinen Sinn. Damit zu putschen würde niemandem einfallen. Außerdem sollen die von uns vorgeschlagenen Verbände ja gerade nur ganz wenig mobil sein, sie sollen schließlich den Ort verteidigen, den sie kennen, und nicht einfach nach Bonn oder sonst in ein Zentrum marschieren können. Und ein wenig werde ich den Verdacht nicht los, daß unsere politischen Eliten, oder sagen wir, interessierte Kreise unter ihnen, schon wittern, daß man mit diesen Verbän-

den nicht irgendwo hinmarschieren kann, um innenpolitisch etwas in Ordnung zu bringen. Das ist sicher auch ein Grund für den Widerstand gegen diese Umrüstungsvorstellungen. Doch das soll uns nicht davon abhalten, die Erörterung von Gefahren, die durch eine Veränderung oder einen Abbau des atomaren Systems entstehen können, gesellschaftlich ganz bewußt in Forderungen nach einer alternativen konventionellen Struktur umzusetzen. Es ist eigentlich eine viel größere Arbeit, das konventionelle Militär zu verändern, als nur »Nein« zu den Atomwaffen zu sagen.

Gesprächsteilnehmer: Karl Markus Michel und Tilman Spengler

Woher kam 1955 Ihre Absicht, Soldat zu werden?
G.: Es traf zusammen mit diesen in der Öffentlichkeit herauskommenden Überlegungen, Verhandlungen über den Aufbau einer neuen Armee, und auch mit persönlichen Interessen, die ich in dieser Armee damals schon entdeckte. Wo ich mir also ausgemacht sagen kann, bitte schön, da kannst du deinen Weg machen, wenn so etwas kommt. Das entspricht deinen eigenen Intentionen: Menschenführung. Ein Punkt, der sehr wesentlich ist für diesen Beruf. Vielleicht kam auch so etwas wie Vererbung noch mit durch . . . mein lieber Großvater selig war Berufssoldat im Ersten Weltkrieg.
N.: Mit dem verstärkten Auftreten der Ohne-Mich-Bewegung, dem Sichtbarwerden, hatte ich den Eindruck, es muß jetzt auch Wünsche geben, die das konkret machen, was ich bis dahin eigentlich anderen überlassen hätte. Ich fühlte mich einfach herausgefordert zu sagen, ich muß jetzt persönlich einen Beitrag leisten. Ich hab es immer bedauert, daß es sehr viele Menschen gibt, die nicht bereit sind, sich für ihren Staat und ihre Gesellschaft zu engagieren. Das Muß bestand für mich darin, daß ich als Staatsbürger der Meinung war, ich muß für den Staat auch einmal bereit sein, etwas zu tun.
Aus welcher Erziehung, aus welcher Erfahrung hatten Sie das, daß man sich für den Staat einsetzen muß?
N.: Ich komme aus einem christlichen Elternhaus, und hier ist es vom Obrigkeitsbegriff, von der Einstellung zum Staat her über Generationen üblich, Familientradition gewesen, daß wir dem Staat dienen . . .
G.: Was besonders Spaß gemacht hat, das war die ganz hervorragende und enge, sehr gute Kameradschaft, die wir gehabt haben. Eine Kameradschaft, die zum großen Teil auch zu Freundschaften, persönlichen Freundschaften geführt hat, die bis heute gut und fest anhalten. Im Panzerzug haben wir alle ein bis zwei Jahre zum Beispiel auch Jahrgangstreffen. Das letzte war hier in Aurich, jetzt vor kurzem wieder. Im nächsten Jahr werden wir uns in Andernach nach 25 Jahren zusammenfinden. Ein Zusammenhalt, der sich zum Teil auch aus dieser sehr harten und zügigen Ausbildung ergab. Das schweißt zusammen . . .
Hatten Sie damals außerhalb der Kaserne Schwierigkeiten als Soldat?
G.: Ja, das hab ich selber erlebt, die Uniformpöbelei. Man wurde hübsch angerempelt dort, und dieses Anrempeln war nicht nur verbal. Das konnte sehr schnell in Aktionen umschlagen damals. Das war in Hannover. Die Erinnerungen an Hannover sind nicht allzu gut, wie wir dort als erste Uniformierte aufgenommen wurden.

Was hatten die zum Inhalt?

N.: Sehr viele haben national argumentiert. Merkwürdigerweise auch sehr viele evangelische Pastoren, die argumentierten, die Wiedervereinigung würde dadurch endgültig verhindert. Es gab eine starke antiamerikanische Strömung, die kein Bündnis mit den Amerikanern wollte und keine Bindung mit dem Westen. Und es gab eine starke Strömung, die diese Gesellschaftsordnung, die diesen Staat in dieser Form nicht wollte und sich deshalb gegen die Bundeswehr gewehrt hat, und zweifellos hat es auch sehr viele gegeben, die durch die Erlebnisse, die Opfer im Krieg und durch die Folgen der Niederlage so stark beeindruckt waren, daß nun diese Menschen sagten: Nie wieder Krieg.

Alle Ihre ersten Offiziere hatten Hitler gehorcht. War das für Sie ein Problem?

G.: Da war überhaupt kein Problem, weil diese Offiziere menschlich überzeugten, die damals die neue Armee wieder mit aufbauten und uns ausbildeten. Menschlich überzeugen heißt, es gibt Leitbilder, die man per Befehl vorgesetzt kriegt, oder es gibt andere, die man zwar auch per Befehl vorgesetzt kriegt, wo aber die menschliche Autorität absolut überzeugt, wo ich sage, hier, das ist persönlich ein ganz sauberer Kerl. Er bringt von der fachlichen Seite etwas mit, und der bringt von der menschlichen Seite etwas mit; wenn der jetzt verantwortlich zeichnet oder wenn der etwas trägt, dann kannst du es getrost auch tragen, denn da siehst du, der hat einen ganz sauberen Weg, einen ganz sauberen Charakter. Diese Überzeugung des Leitbildes ist viel wert. Und die war bei diesen Leuten gegeben, die auch ganz klare Vorstellungen hatten von dem, was hier zu bewahren war. Teilweise Offiziere, die 55 erst zurückgekommen waren aus der Sowjetunion.

N.: Ich gehe davon aus, weil ich es selbst auch bewußt durchlebt habe, daß die Niederlage, das Aufdecken der nationalsozialistischen Verbrechen, die Erlebnisse in der Gefangenschaft, die Folgen unserer Niederlage ja aus diesen Soldaten der alten Wehrmacht einen anderen Menschen gemacht haben. Wer also diesem Staat von damals diente, ohne von Verbrechen zu wissen, beispielsweise als Frontsoldat, hat ja eine innere Läuterung oder einen bestimmten inneren Prozeß durchlebt, als er die Endlösung zur Kenntnis nahm und sich jetzt mit diesem Unrecht auseinandersetzen mußte. Dieser Soldat von 1956 ist nicht mehr der Soldat von 1945 oder 44 gewesen. In ihm ist eine Wandlung vorgegangen, und ich meine, daß das Auswahlsystem uns auch die Soldaten erspart hat, in denen diese Wandlung nicht vorgegangen ist.

(Aus Interviews von Christian Geissler)

Hubert Seipel
Bist du dabeigewesen in Blankenese?

1.

»Es sind wahrlich nicht die schlechtesten Elemente des Offizierscorps, die in Gymnasien Fiasko gemacht haben, wo nicht selten hochmütige, den besseren Ständen grundsätzlich feindliche, auf ihre eingebildete Gelehrsamkeit stolze Lehrer in brutaler Weise das wahre Ehrgefühl töten und, von den zersetzenden Tendenzen der Zeit erfüllt und meistens sämtlich Rationalisten, alles andere erziehen als Charaktere.«
(Ungenannter preußischer General bei der Einführung der Primarreife für Offiziere 1862)

»Langer Friedensdienst kann dazu verleiten, die intellektuellen Fähigkeiten überzubewerten. Aber im Gefecht wiegen die Eigenschaften des Charakters oft schwerer als die des Verstandes.«
(General Jürgen Brandt, Generalinspekteur der Bundeswehr, in seiner Jahresausbildungsanweisung 1980)

Wir waren um 18 Uhr verabredet, in einem Bistro im Kaufmannshaus an der Großen Bleichen, der teuersten Einkaufsgegend in der Hamburger Innenstadt. Major Freitag hatte den Ort selber vorgeschlagen. »Ich muß erst noch zur *Welt* und zur *Morgenpost*«, hatte der Major seinen Terminkalender prüfend sich entschuldigt, als wir telefonierten, »da könnte man sich, rein geographisch natürlich, doch auf halbem Wege treffen.«
Major Freitag ist ein vielbeschäftigter Mann. Presseoffizier an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg Blankenese und, weil er die Presseabteilung in Personalunion als Vorgesetzter leitet, ständig unter Zeitdruck. Führungsakademie, das heißt Generalschmiede der größten europäischen Nato-Armee, Auslese im Großunternehmen Bundeswehr mit seinen über 600 000 Mitarbeitern. Dort lernen künftige Kommandeure von Panzerbrigaden, Jagdgeschwadern und U-Bootflottillen ihr Handwerk und wie man Menschen führt. Jeder Berufsoffizier, vom Hauptmann oder Kapitänleutnant aufwärts, wird hier getrimmt, geprüft, für höhere Aufgaben für gut befunden oder auch nicht; in Blankenese knicken Karrieren. Diese oberste militärische Managerfabrik produziert seit 1957 die Führungselite der Bundeswehr, bestimmt, wer Stabsoffizier wird und wer nicht. Die Gebäude liegen auf dem Gelände des einstigen deutschen Luftwaffenkommandos zwischen Rosenrabatten und Rasenhügeln. Während der Lehrgänge in Blankenese entscheidet sich, ob Hauptleute zu mehr berufen sind als zum Standortkommandeur, ob der Sprung zum Major, zum Stabsoffizier – und damit zu A 13 – drin ist oder gar der Generalstabsoffizier.

Unter den rund 40 000 Offizieren der deutschen Armee befinden sich 11 000 Stabsoffiziere. Nur 1200 von ihnen tragen das begehrte »i.G.«, im Generalstab. Ihnen winkt Nato-Verwendung und die Aussicht, auf Besoldungsliste B zu rutschen. Dann ist der Oberst meist garantiert, samt Aussicht auf den Generalstern. Ohne »i.G.« geht nichts. Einen General*stab* gibt es allerdings nicht. Den mochten die Siegermächte den Deutschen nach 1945 nicht mehr zugestehen; aber Generalstabsoffiziere gibt es trotzdem. Erstens haben Engländer, Franzosen und Italiener auch welche, und zweitens stand der deutsche Generalstabsoffizier bei der internationalen Waffenbrüderschaft seit jeher in so famosem Ruf, daß ihn die Alliierten auf Dauer keineswegs missen wollten. Im Nato-Hauptquartier in Brüssel wird diese Wertschätzung weiter gepflegt, handelt es sich doch um eine Berufsgruppe, die schon zu Fontanes Zeiten von sich überzeugt war.

»Major von Grycinski war Generalstäbler und hält wie jeder seines Standes an dem Glauben fest, daß es auf der ganzen Welt nicht zwei so verschiedene Farben gäbe wie das allgemeine preußische Militärrot und das Generalstabsrot.«
(Theodor Fontane in seinem Roman *L'Adultera*, 1880)

Auskünfte über das Innenleben der Akademie sind rar. Selbst Bundestagsabgeordnete sprechen selten mit den Offiziersanwärtern, ohne daß gleich der Dienstvorgesetzte mit von der Partie ist, weil es sich ja schließlich um einen sehr sensiblen Bereich für die Sicherheit unseres Landes handelt. Auch für Journalisten hat Major Freitag nur beschränkt Zeit. »Publizisten mögen an der Berichterstattung über disziplinare Interna interessiert sein«, hatte der einstige Kommandeur der Führungsakademie, Generalmajor Wagemann, schon Mitte der siebziger Jahre in einem internen Verhaltenskodex für die Presse festgestellt, »Soldaten, die das unterstützen, wecken in der Öffentlichkeit Zweifel an der Disziplin und Zuverlässigkeit der Streitkräfte.«

Ich bin bereits beim dritten Glas Wein, als Major Freitag mit 45 Minuten Verspätung eintrifft. Er ist Ende dreißig, mittelgroß, exakt gescheiteltes Haar. Seine gebremsten Bewegungen und die Metallbügel seiner Brille erinnern mich an den Zweigstellenleiter meiner Krankenkasse. »Es tut mir leid«, entschuldigt sich Freitag, »das verdammte Glatteis.« Als erstes drückt er mir die Broschüre »Kurzinformation« in die Hand – »da steht alles drin« –, dann »etwas für Ihren Wagen, Sie fahren doch Auto?«. Es ist ein Aufkleber mit einem grünen Igel, ähnlich dem der Alternativen Liste in Berlin, nur mit anderem Text: »Bundeswehr, mit Sicherheit Ja!«. Bei der gegenwärtigen Diskussion um die Friedensbewegung könne man nicht oft genug darauf hinweisen, nickt Major Freitag mir zu und ordert »französischen Landwein, aber trocken bitte!«. »Die eigentlichen Friedensmärsche«, daran läßt Freitag keinen Zweifel, »werden wohl doch von bundesdeutschen Soldaten auf ihrem täglichen Weg zur Arbeit geleistet.«

Wir gehen die Unterlagen durch. »Mens agitat molem«, Freitag zeigt auf den Spruch, der auf dem Deckblatt der Informationsschrift steht, und bestellt sich bei der Bedienung noch ein Glas Wein, »das sind wir«. »Der Geist bestimmt die Materie und nicht anders herum.« Das Wichtige stehe freilich im hinteren Teil, »aus den Graphiken können Sie alles über die Struktur unserer Streitkräfte entnehmen«. Freitag hört auf zu reden und läßt mich zusammensuchen. Etwa, daß alle Berufssoldaten des Heeres, der Luftwaffe und der Marine nach dem achten Dienstjahr nach Blankenese befohlen werden, um einen dreimonatelangen Grundlehrgang hinter sich zu bringen. »Teilstreitkräfteüberschreitend«, wirft Freitag ein und blickt mich bedeutungsvoll an. Auf diesem Lehrgang müssen sie Klausuren in Sicherheitspolitik, Betriebs- und Organisationswirtschaft und sogar in den Sozialwissenschaften schreiben. »Keine Komißköppe also«, betont Freitag, »da wird schon auch mal nach dem Religionsbegriff bei Marx gefragt.« Major Freitag genießt den Satz noch einen Moment, dann nippt er an seinem trockenen Landwein und beobachtet die Wirkung von soviel Aufgeschlossenheit bei mir. »Wir sind da offen«, setzt er noch einmal nach, »da gibt es keine Tabus.«

Aber sonst gebe es doch manchmal Probleme, wende ich ein, immerhin habe sich in einem der vergangenen Jahre ein ganzer Lehrgang von Generalstäblern beschwert, wie kleine Schuljungen behandelt zu werden. Freitag winkt ab: »In einem Großbetrieb, da gibt es schon mal Reibungen«, und der Rest – »einfach aufgebauscht«, »Presse«, murmelt Freitag durch die Zähne.

Freitag leert sein Glas, »weil ich jetzt noch einen Termin habe«, und faßt zusammen: »Also, zehn Prozent der Lehrgangsteilnehmer schaffen es dann für die Generalstabsausbildung, den anderen stehen die anderen Verwendungslehrgänge offen. Um die 40 Prozent gehen in den Lehrgang S3 oder S 4, das ist Führung, Organisation, Einsatz, Logistik, was wir halt so in der Truppe brauchen. Zehn Prozent gehen in das militärische Nachrichtenwesen. Die gleiche Zahl bemüht sich um innere Führung und Posten im Personalwesen. Je nach dem Personalschlüssel, der gerade gefragt ist, klappt das dann auch mit den individuellen Wünschen.« Major Freitag verschließt sorgfältig sein schwarzes Managerköfferchen. »Wenn Sie noch Fragen haben«, verabschiedet sich der Pressesprecher, »machen wir nächste Woche noch einen Termin und Sie kommen nach Blankenese.«

2.

»Für die Besetzung der höheren Führungsstellen ist es von größter Bedeutung . . ., daß Ich über das innerste Wesen und das Können der höheren Offiziere unterrichtet werde. Welche von den vielen Eigenschaften, von denen der Erfolg abhängt, wie fester Wille, Tatendrang, Mut der Verantwortung, Selbstvertrauen, Besonnenheit, Phantasie, Menschenkenntnis, Selbstverleugnung und noch manche andere . . .«

(Wilhelm II., 1912)

»Wenn der Dienstherr 21 Monate Ausbildung an der Führungsakademie in Sie investiert – ich wiederhole: in Sie investiert –, dann muß er auch bestimmen können, was gelehrt und was gelernt werden muß, zumal die Anforderungen ja nicht willkürlich erhoben werden.«
(Generalinspekteur Jürgen Brandt bei der Verabschiedung des Verwendungslehrgangs Generalstab 1979)

Es war beileibe nicht schon immer so, daß die künftige Führungselite in einem gemeinsamen Grundlehrgang in Blankenese die Schulbank drückte, um »Zusammenhänge zwischen Politik, Gesellschaft und Streitkräften zu erkennen und in ihrer wechselseitigen Wirkung« nun gefälligst einschätzen zu können. Erst ab 1974 wurde die einstige Stabsakademie zur zentralen Ausbildungseinrichtung für die Bundeswehr. Die Akademie sollte umsetzen, was in der anfänglichen Regierungseuphorie Ende der sechziger Jahre Helmut Schmidt und der Bildungspolitiker Thomas Ellwein für die SPD/FDP auf griffige Formeln gebracht hatten: »Die Bundeswehr ist ein Teil dieser Gesellschaft und nicht ihr Gegenteil«, hieß es damals. Dieses »stärkste Instrument staatlicher Macht« bedürfe wachsamer Kontrolle, und »wer Grundsätze innerer Führung« ablehne, tauge nun mal nicht zum Vorgesetzten.

Den Staatsbürger in Uniform zu entwickeln, das war damals das große Ziel. Jeder sprach davon. Es gab Grünbücher, es gab Weißbücher. Wie er letztlich aussehen sollte, wußte so recht keiner. Einig war man sich, daß er gebildet sein sollte, mit Diplom. Er hatte ein paar Artikel des Grundgesetzes zu kennen und durfte auch nicht jäh verstummen, wenn ihn jemand nach dem Unterschied zwischen Bundesrat und Bundestag fragen würde. In einer Zeit, als das Recht auf Bildung kurzfristig zum obersten Bürgerrecht avancierte, waren auch eigene Bundeswehrhochschulen in der Entwicklung, die dem Soldaten Ingenieur neben der komplizierten Elektronik für die Pershing das eine oder andere kulturelle Gut näherbringen würden. Überhaupt wurde jede Menge soziologischer Fleißarbeit aufgewendet, dem neu entdeckten Hoffnungsträger Soldat das rechte Demokratieverständnis beizubiegen, um gleichzeitig das Trauma der Sozialdemokratie, den vaterlandslosen Gesellen, schnellstens zum Verschwinden zu bringen: der Elitesoldat der Zukunft als Summe sozialdemokratischer Defizite.

»Der zukünftige Offizier soll daher bei entsprechender Anleitung befähigt werden, sowohl den Extrakt seiner fachlichen Erkenntnisse in die übergeordneten gesellschaftlichen Verhältnisse einzubringen als auch – in Kenntnis und Verständnis der sozialen, ökonomischen und politischen Zusammenhänge – über die gesellschaftliche Problematik seiner Tätigkeit und seiner künftigen Rolle zu reflektieren.«
(Zielvorgabe aus dem Bundesverteidigungsministerium, 1971)

Soviel hat selbst die KPD damals ihren Mitgliedern nicht zugemutet.

Anfänglich lief es nicht schlecht. Der damalige Verteidigungsminister Helmut Schmidt schickte ein paar Dutzend Generäle in den vorzeitigen

Ruhestand, der Stundenplan in der Akademie wurde umgemodelt. Statt Artillerie, Torpedolehre und reiner Militärgeschichte lasen Dozenten nun über 70 Prozent Wissenschaft. Barttragen war erlaubt, und auch sonst ging es zu wie im Ortsverein oder an der Hochschule. Gleichschritt hin, Kommando her, die Bundeswehr hielt es plötzlich mit der Kleiderordnung der allgemeinen Bewußtseinslage.

»Wie Sie den Wandel durch Annäherung auslegen, zeigt doch ein absolut imperialistisches Verständnis von diesem Begriff«, machte da schon einmal ein Kapitänleutnant seinen Dozenten an, der in Sachen Ostpolitik sehr skeptisch war, »wir können doch nicht von der anderen Seite völlige Selbstaufgabe erwarten.« Kurzfristig widersprachen junge Offiziere selbst einem Oberstleutnant, statt die Hand an die Mütze zu legen, wenn dieser seine Meinung kundtat und zum lauten Wiederholen aufforderte. Die Kommandeure des Grundlehrgangs reagierten verschreckt und lobten das straffe Regiment bei der Industrie: »Vieles, was hier möglich ist, wäre bei IBM nicht möglich.«

Allmählich fing sich die verstörte Generalität jedoch wieder. Generalmajor Wagemann, Kommandeur der Führungsakademie, stutzte den Anteil der Sozialwissenschaften, mit denen »die Praktiker« in den Streitkräften ohnehin nichts anfangen konnten. Die zivilen Dozenten, »die linken Rollkragenheinis«, die seit der Neuerung in der Führungsakademie lehrten, waren den Troupiers ein Dorn im Auge. In der Auseinandersetzung über das Konsilium, eine Art akademischer Senat, rollte erstmals der Kopf eines reformfreudigen Militärs: der von Genosse General Günter Raulf, Jahrgang 28 und einer der ersten Generäle, die nicht mehr in der alten Wehrmacht gedient hatten. Er war – den Richtlinien des Verteidigungsministeriums entsprechend – für die Mitwirkung des Gremiums bei der »Bestimmung von Lernzielen« eingetreten und hatte sich dabei zu weit aus dem Fenster gelehnt.

Raulf wurde befördert, zur Nato und dann zum Generalmajor. Denn was Raulfs Vorgesetzter Wagemann von Mitbestimmung hielt, hatte er schon vorher zu Papier gebracht: »Mitbestimmung in militärischen Führungsfragen wäre der erste Weg zum Staatsstreich oder Putsch.«

Doch der Konflikt, um den es seit 1976 noch immer geht, sitzt tiefer. Es ist die Frage, wer die Elite einer künftigen Armee formt und nach welchen Vorbildern.

Erstmals seit über 100 Jahren war mit der Reform der Offiziersausbildung auf deutschem Boden der Einfluß der Teilstreitkräfte auf die Ausbildung zurückgedrängt worden. War es früher den Stabsschulen von Heer, Marine und Luftwaffe vorbehalten, eigene Männer zu protegieren und Lehrinhalte vorzugeben, existiert heute ein Grundlehrgang für alle Offiziere, und jeder Offizier muß in Zukunft ein Hochschulstudium absolvieren. Ohne Einfluß

sind die Teilstreitkräfte freilich nicht lange geblieben. Entgegen den ursprünglichen Plänen bestimmt wieder die Truppe, wer Generalstäbler wird. Ein guter Abschluß in dem Grundlehrgang ist nicht einmal die halbe Garantie für die weitere Karriere. Kriterium für den Generalstabslehrgang sind »besonders gute Leistungen im Truppendienst« und, gleichgewichtig, »Verwendungsvorschläge höherer Vorgesetzter«.
Im Dezember 1981 verhandelten die Inspekteure von Luftwaffe, Heer und Marine im Verteidigungsministerium über die künftige Struktur des Grundlehrgangs. Auf Kosten der übergreifenden Fächer wie Sozialwissenschaften oder Sicherheitspolitik soll zusätzlich Streitkraftspezifisches installiert werden, mit Vorgabe- und Prüfungsrecht seitens der Teilstreitkräfte. Damit würde alles wieder, wie es schon immer war, wie damals, als noch das Militär entschied, was eine Armee zu sein hat und was nicht.

3.

»Unter den Befragten – Angehörigen von Kampf- und Kampfunterstützungstruppen – dominiert das Selbstbild des Heroic Leader, das sie durch die Entwicklung in der Bundeswehr beeinträchtigt sehen. Die Befragten erstreben Erfüllung in ihrem Beruf, die sie ihrem Selbstverständnis nach vor allem in der Führung als selbständigem und kreativem Handeln suchen.«
(Interne Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, Projekt-Nr. gem. ZDv10/6:1/63/79)

»Du solltest überhaupt den Experten niemals trauen; für den Arzt ist niemand wirklich gesund, für den Theologen ist niemand ohne Sünde. Für einen Soldaten ist nichts wirklich sicher.«
(Der britische Außenminister Lord Salisbury 1878 an seinen Freund Lord Lytton, Vizekönig von Indien)

So empfindlich wie 1969 der General de Maizière war man im Verteidigungsministerium nie. »Üben Sie Sprachzucht, in ihr zeigt sich sprachliche Disziplin«, forderte der damalige Generalinspekteur die Absolventen der Stabsakademie im Rückgriff auf Professor Unrat auf. »Die militärische Sprache soll knapp und klar und einprägsam sein.« Alles andere sei einfach zivil, schlicht »unsoldatisch«.
Inzwischen ist gut ein Jahrzehnt vergangen, und im Juli 1979 legte der Oberst im Generalstab, Zimmer, Referent im Personalwesen beim Bundesverteidigungsministerium des Genossen Hans Apel, dar, welchen neuen Leitbildern der junge Elitesoldat von nun an zu folgen habe. Es war eine Ansprache im erlesenen Kreis zum Thema »Die Erziehungsarbeit an der Führungsakademie«: »Ausbildung, Erziehung und Bildung bereiten den Soldaten für den Einsatz vor. Die Richtschnur ihrer Durchführung bilden die Forderungen, die der Krieg stellt.« Welcher Natur die genauer sind, darüber schwieg der Oberst. Dafür setzte er sich aber detailliert mit dem Problem auseinander, welche Erziehung im Konzern Bundeswehr nottue:

»Ich gehe hier den Gründen nicht nach, die einige zu der Behauptung veranlaßt haben, Soldaten, insbesondere aber Offiziere, könnten nicht mehr erzogen werden; sie seien erwachsene Männer, deren charakterliche Ausbildung bereits abgeschlossen wäre. Die Behauptung ist unbewiesen, und sie widerspricht der Erfahrung. Wie sonst hätte Hebbel resignierend schreiben können: ›Ich grüße trauernd den, der ich könnte sein.‹ Erziehung ist erst dann unmöglich geworden, wenn die Kraft sich zu wandeln erschöpft ist.«

Der Oberst verharrte kurz, um sich zu sammeln, und fuhr dann fort:

»Jede Erziehung muß zuoberst Zustimmung zur Wirklichkeit vermitteln und fördern. Die allgemein zu beobachtende Tendenz, alles in Frage zu stellen, also dem praktischen Zweifel ist scharf entgegenzutreten . . . Unablässiges Fragen ist Sache der Wissenschaft, im Militärischen stiftet es Verwirrung und verführt zur Untätigkeit.«

Es ist nicht überliefert, wie stark der Applaus war. Gering war er sicher nicht. Was der Oberst formulierte, ist nicht nur private Meinung. Seitdem der künftige Offizier auch mit Wissenschaft in Berührung kommt, laufen die Teilstreitkräfte Sturm gegen die »Praxisferne und das reine Theoretisieren«, als seien die Offiziere nicht jahrelang zuvor bei der Truppe gewesen.

Die Debatte ist so alt wie die Reformversuche seit dem 19. Jahrhundert. Als General von Peucker 1848 versuchte, die preußische Kriegsakademie den geänderten gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen, und sich dafür einsetzte, daß auch Bürgersöhne das Offizierspatent sollten erwerben können, war er überzeugt, daß der heruntergekommene Adel zwar noch gewisse Fertigkeiten im Duell auf Degen besitze, ansonsten aber keineswegs – dank Geburtsurkunde – besonders geeignet sei, waffentechnische Neuerungen zu begreifen. Von Peucker, der deshalb der preußischen Kriegsakademie den »Charakter einer militärischen Universität« verleihen wollte, war aber bald frustriert. »Die Schuld«, notierte sich der General, »lag an der in unserem Heer herrschenden Tradition, wonach jede auch noch so untergeordnete praktische Leistung hoch über der wissenschaftlichen stand.«

Oberst Zimmers gesammeltes Denken entspricht einem Schema, das über die Begriffe Befehl und Gehorsam nie hinausgekommen ist. Am Adel freilich liegt es nicht mehr. Von den 52 Prozent Adelsangehörigen im Generalstab 1932 waren am Kriegsende nur 19 Prozent in der obersten Armeeführung übriggeblieben. Überlebt hat bloß der Anspruch auf das Besondere, wie Oberst Zimmer predigt:

»Das generale Denken ist das Charakteristikum der Arbeit des Führergehilfen. Es ist schwer zu erlernen und noch mühsamer, ein Soldatenleben lang durchzuhalten . . . In der Arbeit des Führergehilfen gibt es Situationen, in denen Überlegungen an Grenzen stoßen, über die keine Grundsätze und keine Wissenschaft hinweghelfen . . . Dann muß sich der Führergehilfe auf den Takt des Urteils [Clausewitz] verlassen. Unter Takt des Urteils wird die Fähigkeit verstanden, das Richtige fast bewußtlos zu treffen . . . Er ist also eine Erkenntnis, die wir durch das Studium der Kriegsgeschichte . . . schärfen können.«

Es ist die Loyalität zur Person und nicht zur Verfassung des Staates, die der Oberst fordert, vor allem, seit die Ausbildung nicht mehr nur Sache der

eigenen Truppe ist. Denn Clausewitz' »Takt des Urteils« war nie Anleihe bei den derzeitigen Lieblingsbegriffen ›Erfahrung‹ und ›Praxis‹. Der »Takt des Urteils« ging bei dem preußischen Strategen aus »natürlichem Scharfsinn« hervor und wird »durch Nachdenken gebildet«, ist also intellektuelle Ausbildung und nicht das Nachbeten der Schlacht bei Jena.

4.

»Die Pflege der Tradition ist eine wesentliche Quelle der Motivation, ein Führungsmittel in der Erziehung des Soldaten.«
(Generalinspekteur Brandt, »Weisung für Ausbildung und Erziehung in den Streitkräften«, 1980)

»Die großen Chefs Moltke und Schlieffen entwickelten den Generalstab zu hoher Vollkommenheit. In ihrer Nachfolge bewahrten Seeckt, Beck und Halder das Erbe gegen den Widerstand jeweils ihrer Zeit.«
(Generalinspekteur Brandt bei der Verabschiedung ausgebildeter Generalstabsoffiziere)

Die Loyalität zu historischen Leitbildern läßt deren politische Praxis aus der Geisterbahn einer Vergangenheit auftauchen, die mit der Vorstellung vom Staatsbürger in Uniform wenig gemeinsam hat. Der Streit über die Neuordnung der Bundeswehr hat die Diskussion über ihre offizielle Ahnengalerie matt gesetzt.

Von Moltke beispielsweise. Er war ein sturer Militär mit ausgeprägt exklusiven Vorstellungen über etwaige Kollegen. Bürgerliche Offiziere waren ihm ein Greuel, teils »weil es unbrauchbare Leute sind«, wie sich der General auszudrücken pflegte, teils »weil sie die Gesinnung nicht mitbringen, die man in der Armee braucht«. Die hatte – nach Ansicht des adeligen Soldaten – nämlich ganz konkrete Aufgaben im Innern zu erfüllen: »Man kann in Berlin auf 80 000 Sozialisten und dreimal soviel Neugierige rechnen; letztere bilden die Hauptschwierigkeit. Gegen Tumultanten in freier Straße Anreiten der Kavalerie und flache Hiebe, gegen Barrikaden Schrapnells.« Außenpolitisch war es nicht viel besser, da träumte von Moltke zusammen mit seiner Majestät Wilhelm II. davon, Beschützer aller Moslems zu werden. Freilich hielt von Moltke nichts von des Kaisers zaudernder Haltung. »Wenn wir . . . wieder mit eingezogenem Schwanz herausschleichen, wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung aufraffen können, die wir bereit sind mit dem Schwert zu erzwingen, dann verzweifele ich an der Zukunft des deutschen Reiches. Dann gehe ich . . .«, schrieb er kurz vor dem Ersten Weltkrieg.

Ein anderes Vorbild, Alfred Graf von Schlieffen, Chef des Generalstabs von 1891 bis 1905, war da nicht viel anders. 1899 verabschiedete er die »Dienstvorschrift über den Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen«, und den Maßnahmen seines Generals Waldersee stimmte er ausdrücklich zu: »Alles, was der jetzige Reichstag gegen die Social Democratie beschließen sollte, wird an der Entwicklung

dieses Übels wenig ändern . . . Wir brauchen eine Armee, klein und gut bezahlt, die ohne Bedenken, sobald es verlangt wird, die Kanaille zusammenschießt.« Spezialist in Sachen Bürgerkrieg war auch von Seeckt, Chef der Heeresleitung in den zwanziger Jahren: »Hände weg vom Heer! rufe ich allen Parteien zu. Das Heer dient dem Staat, denn es ist der Staat.« Offiziere, die während des Kapp-Putsches erklärt hatten, »aus verfassungstreuer Gesinnung« ihrem am Putsch beteiligten Vorgesetzten »den Gehorsam« zu verweigern, feuerte von Seeckt später. Und über die Weimarer Verfassung schrieb von Seeckt: »Ich habe sie nicht gemacht, und sie widerspricht in den grundlegenden Prinzipien meinem politischen Denken.«

5.

»Gegen seine Kameraden, ohne Unterschied, ob sie seinem eigenen Truppenteil oder einem anderen angehören, soll der Soldat verträglich und dienstwillig sein, sie mit Rath und That unterstützen, ihr Wohl, ihre Ehre als die seinige betrachten, mit ihnen gerne jede Arbeit und Beschwerlichkeit theilen und wenn er sie in Gefahr findet, ihnen selbst mit der Daransetzung seines Lebens zu Hilfe eilen«.

(Aus den *Militärischen Schriften* Kaiser Wilhelms II.)

»Kameradschaft über Dienstgradgleiche hinaus ist nur möglich, wenn der Vorgesetzte das Vertrauen seiner Untergebenen hat und es erwidert«, der notwendige Zusammenhalt in der Truppe wird »durch physische und psychische Gewaltanwendung unter Kameraden in Frage gestellt.«

(Generalinspekteur Brandt in: *Informationen für die Kommandeure* 1/81)

»Manchmal«, sagt Hauptmann Meier, »gehst du in die Bibliothek und willst dir ein bestimmtes Buch für eine Klausur besorgen, und du merkst, da ist keines da und taucht auch vier Wochen später keines auf, obwohl laut Katalog vier Exemplare da sind und nicht ausgeliehen werden dürfen, und dann stinkt dir das gewaltig.« Hauptmann Meier ist 31 Jahre und macht derzeit den Grundlehrgang, mit Einzelzimmer und Wochenendheimfahrt. In seinem Hörsaal – so heißt im Militärjargon, was im Zivilleben eine Klasse ist – sind weitere fünfzehn Offiziere.

Daß Bücher fehlen, kommt mit schöner Regelmäßigkeit vor, alle paar Wochen, weil die Konkurrenz hart ist. Wenn im Fach Taktik Krieg gespielt wird und die gegnerischen Armeen, zur Unterscheidung mit roter und blauer Farbe gekennzeichnet, sich jeweils in Generalstabsstärke auf getrennte Zimmer zurückziehen, dann wieder bei der Leitung vorsprechen, um die Feindlage zu erfahren und Gegenzüge gegen Panzerverbände in der norddeutschen Tiefebene anzumelden, kommt es schon vor, daß die eine Gruppe bunte Karten mit dem Diaprojektor an die Wand wirft und die andere nur mit Schwarz aufwarten kann. Dabei hatten sich die Beteiligten abgesprochen, nur mit Schwarz zu operieren, weil alles andere nur unnütze Fleißarbeit ist und die Feindlage nicht verändert. Die Leitung, die das Gefechtsgeschehen koordiniert und am Ende bestimmt, sieht das trotzdem

nicht ungern: es zeigt Einsatz. »Da ist es schon Scheiße«, erinnert sich Hauptmann Meier, »daß sich die Kameraden von Gegenüber nicht an die Verabredung gehalten haben.«

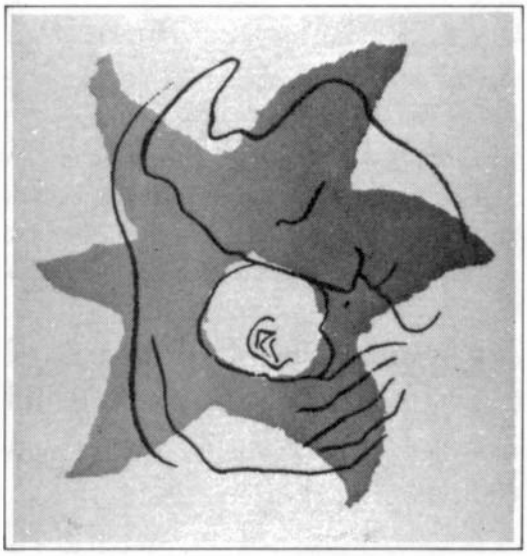
Warum das so ist, steht in einer vertraulichen Studie über den »Verwendungs- und Beförderungsstau«. Zwar hat das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr »wegen der Verknappung der Druckressourcen« (Papier!) nicht alle »erforderlichen Fragebögen« drucken und wegen der »gegebenenfalls anfallenden Portokosten« auch nicht verschicken können – an dem Inhalt der Untersuchung über das Verhalten der Bundeswehr-Angestellten hat das alles aber nichts ändern können. Auf Seite drei heißt es: »Etwa seit dem Jahre 1976 entwickelt sich in der Bundeswehr ein Verwendungs- und Beförderungsstau. Er wird in der nächsten Zukunft, Anfang der achtziger Jahre, eine in dieser Form in den Streitkräften bislang unbekannte Überalterung des Offizierscorps und der Unterführer mit Portepee mit sich bringen. Neben einem aufgrund geburtenschwacher Jahrgänge verminderten Aufkommen an Wehrpflichtigen gehören der Stau und seine Folgen zu den schwerwiegendsten Problemen.«

Das bekommt auch Hauptmann Meier zu spüren. Die Angst, den Karrieresprung eventuell zu verpassen, und zwar ganz ohne eigene Schuld, beschäftigt jeden Lehrgang. Es ist das klassische Konfliktmuster einer Großorganisation, die mangels Masse den Stellenkegel nicht erweitern kann. Seit diesem Stau auf dem Weg nach oben registriert das Bundeswehrinstitut vermehrt Veränderungen beim Personal, etwa »Seilschaften«, auch »Flaschenzüge« genannt, und ähnliches. Das beobachtete »Geltungsbedürfnis«, vermerkt die Untersuchung, verleite dazu, sich auch »auf Kosten der Kameraden als Mordsmolli« darzustellen. »Die Kameradschaft« werde betroffen, »von besonders anpassungsbereiten Soldaten, die durch Unterwürfigkeit nach oben und distanziertes Verhalten gegen Gleichrangige versuchen, vorzeitig befördert zu werden.«

Das System lädt dazu ein: Jedem Hörsaal in Blankenese steht ein Hörsaalleiter vor, der gleichzeitig Dienstvorgesetzter und manchmal auch Dozent ist. Außerdem bereitet er die charakterlichen Beurteilungen vor. »Da taucht die Überlegung auf«, sagt Hauptmann Meier, »was wollen die hören, was bringt die eigene Meinung ein.« Technokraten, fand die Studie heraus, kommen »in der Bundeswehr besser voran«.

Während sich die Führungsspitze an den Militärs von gestern orientiert, bekommt sie nicht so richtig mit, was sich um sie herum verändert. Die »Uminterpretation des soldatischen Berufsbildes zum Verteidigungsbeamten« – steht in der Untersuchung – führe zu »gestiegenem Anspruchsdenken«. Diese Veränderung nimmt auf den Rang keine Rücksicht. »Mit Sorge« stellte der Generalinspekteur vor kurzem fest, daß Vorgesetzte »schlaffes Auftreten« gelegentlich als ein »Zeichen unverkrampfter Haltung« betrachten. Generalinspekteur Brandt erwartet seither von jedem Vorgesetzten, daß er »gegen jede Mißachtung militärischer Formen einschreitet«.

Mut zur Angst Schriftsteller für den Frieden



Herausgegeben von Ingrid Krüger. Sammlung Luchterhand Band 415. DM 10,80

„Nachrüstung", „Neutronenbombe", „Pershing II"- und „SS 20"-Raketen, Megatonnen atomarer Sprengkraft, die auf uns gerichtet sind, und wir als mögliche Opfer gezählt nach Megatoten – die Nomenklatur ist hinlänglich bekannt, aber hat unsere Vorstellungskraft sie auch erfaßt? Das Wettrüsten hat eine neue Eskalation erreicht, „durch Leitartikel zieht der Krieg". Ist die Menschheit in Gefahr, an sich selber zugrundezugehen? Droht die atomare Katastrophe? Oder ist es Hysterie, die sich ringsum breitmacht?
Am 20. August 1981 wandten sich 150 Autoren mit dem „Friedensappell der Schriftsteller Europas" an die Weltöffentlichkeit. Ihm haben sich Autorenverbände und Autoren aus nahezu sämtlichen west- und osteuropäischen Staaten angeschlossen – ein bisher einzigartiger Akt der Verständigung über alle Grenzen, über den Eisernen Vorhang hinweg. Ein Signal.
Das vorliegende Buch wurde im unmittelbaren Anschluß an diesen Friedensappell konzipiert. Es versammelt Texte deutschsprachiger Autoren aus Ost und West, die geeignet sind, unsere Vorstellungskraft über die Folgen des nuklearen Rüstungswahnsinns zu erweitern. Auch solche, die aus der Friedensbewegung der 50er Jahre stammen, wurden ihrer ungebrochenen Aktualität wegen mit aufgenommen (so von Brecht, Seghers, Jahnn u.a.), schließlich eine Reihe der wichtigsten Beiträge von der „Berliner Begegnung zur Friedensförderung", zu der sich auf Einladung Stephan Hermlins ost- und westeuropäische Schriftsteller am 13./14. Dezember 1981 in Ost-Berlin trafen.

Die Autoren:
Herbert Achternbusch, Günther Anders, Alfred Andersch, Jurek Becker, Ernst Bloch, Heinrich Böll, Nicolas Born, Thomas Brasch, Volker Braun, Bert Brecht, Günter de Bruyn, Franz Josef Degenhardt, Bernt Engelmann, Hans Magnus Enzensberger, Ludwig Fels, Gerd Fuchs, Jürgen Fuchs, Franz Fühmann, Erich Fried, Günter Grass, Peter Härtling, Ulla Hahn, Günter Herburger, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Hans Henny Jahnn, Karl-Heinz Jakobs, Hermann Kant, Sarah Kirsch, Günter Kunert, Roland Lang, Georg Maurer, Irmtraud Morgner, Michael Scharang, Peter Schneider, Rolf Schneider, Anna Seghers, Dorothee Sölle, Volker von Törne, Otto F. Walter, Peter Weiss, Christa Wolf.

Sammlung Luchterhand

Wolfgang Roth
Unvollzählig angetreten

1. Ein Problem für die Bundeswehr

»›Eigenmächtige Abwesenheit von der Truppe‹ stellt die Bundeswehr vor schwere Probleme: fahnenflüchtige Spezialisten der hochtechnisierten Kampftruppe können ganze Einheiten lahmlegen. Das war die einhellige Klage von Bundeswehr-Kommandeuren auf einer Experten-Konferenz des Wehrbereichskommandos IV in Mainz. Mehr als 100 Bundeswehr- und Polizeioffiziere, Staatsanwälte und Ministerialbeamte aus Rheinland-Pfalz, Hessen und dem Saarland beschäftigten sich mit der Frage, wie die Zahl der mehr als 10 000 Soldaten, die sich jährlich ohne Erlaubnis von der Bundeswehr absetzen, vermindert werden kann.« (SZ, 28. 10. 1978)

Zur groben Definition des Begriffs »Eigenmächtige Abwesenheit«: Sie ist dadurch von der Fahnenflucht abgegrenzt, daß der Täter unerlaubt von der Truppe fernbleibt, ohne die Absicht zu haben, sich zumindest zeitweise der Verpflichtung zum Wehrdienst zu entziehen. Hat er diese Absicht, begeht er »Fahnenflucht«.

Relativ unbemerkt von der Öffentlichkeit und ohne das Zutun innerer und äußerer Feinde der Bundeswehr hat sich die Schlagkraft unserer Armee vermindert. Selbst wer diese Schlußfolgerung nicht teilt, wird zugeben müssen, daß die oben genannten Zahlen spektakulär sind. Im Lichte dieser Zahlen erscheint es wie ein Täuschungsmanöver, daß die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf Fälle gelenkt wird, in denen Soldaten mit bewußt politischer Argumentation den Dienst mit der Waffe verweigern. Man wird kaum daran vorbeikommen, auch darin ein Politikum zu sehen, daß jährlich Tausende von Soldaten die Wehrpflicht als etwas Unverbindliches betrachten, dem sie sich immer wieder für ein Weilchen entziehen. Wie die Statistik zeigen wird, ist das Problem schon ziemlich alt und noch keineswegs ausgestanden.

Daß sich das Faktum an der öffentlichen Diskussion vorbeimogeln konnte, ist zu erklären. Zum einen berichten die Zeitungen nur dann über »Eigenmächtige Abwesenheit«, wenn ein weiteres Delikt wie Raub oder Diebstahl hinzukommt. Richter sprechen ganz offen darüber, daß ihnen vor allem die Folgedelikte Sorgen bereiten, die aus Geldmangel verübt werden. Im übrigen ist die Presse fixiert auf die spektakulären Fälle des Wehrstrafrechts. So berichtet sie ausführlich über Fahnenflucht aus der DDR und in die DDR, seltener schon über Fahnenflucht von Kriegsdienstverweigerern, die nicht anerkannt wurden. Letztere werden (inzwischen) von Amnesty Internatio-

nal als politische Häftlinge betreut. Zum anderen betreibt die Bundeswehr nach außen eine sehr zurückhaltende Informationspolitik, mit gutem Grund: Man befürchtet, die Veröffentlichung des Zahlenmaterials und eine breite Diskussion über die Motive der Soldaten könnten der Straftat den Charakter eines Kavaliersdelikts verschaffen. Im Inneren ist man längst darangegangen, das Phänomen zu ergründen.

Hier leckt seit rund fünfzehn Jahren ein Feuer am Dach der Bundeswehr: Die Zahl der Abwesenheitsdelikte nahm seit 1968 ständig zu und erreichte 1972 einen vorläufigen Höchststand. Bis 1975 war zwar ein Rückgang um ungefähr 20 Prozent festzustellen; dennoch spielten diese Delikte in der dienstinternen Straftatenstatistik über spezifisch militärische Kriminalität mit Abstand die größte Rolle. In diesem Jahr 1975 wurden 3165 Verurteilungen wegen Eigenmächtiger Abwesenheit und 1377 wegen Fahnenflucht registriert, das sind zusammen 92 Prozent aller nach dem Wehrstrafgesetz abgeurteilten Fälle.[1] Dies war aber nur die Spitze des berühmten Eisbergs. In über 8500 weiteren Fällen entzogen sich Soldaten dem Dienst, indem sie zwischen zwei Stunden und sieben Tagen abwesend waren, und wurden nach der Wehrdisziplinarordnung bestraft. Die Unterscheidung zwischen der Bestrafung nach dem *Wehrstrafgesetz* und nach der *Disziplinarordnung* mag juristisch von Bedeutung sein, für die Beschreibung des Phänomens ist sie es nicht.

Seit 1975 hat das Bundesministerium für Verteidigung keine offizielle Statistik mehr veröffentlicht. Ein Sprecher des Ministeriums teilte aber mit, daß bis 1979 ein jährlicher Rückgang von 10 Prozent, im Jahr 1980 allerdings wieder eine Zunahme um 10 Prozent zu verzeichnen sei. Die in der Zeitungsmeldung von 1978 angeführte Zahl hielt man für abwegig. Sie ist es aber nicht, folgt man den eigenen Angaben des Ministeriums. Zum Verhältnis zwischen Eigenmächtiger Abwesenheit und Fahnenflucht war die Auskunft zu erhalten, daß letztere »eine zu vernachlässigende Größe« sei. Insgesamt ist festzuhalten, daß die Eingangsmeldung nichts von ihrer Dramatik verliert. Auch der Generalinspekteur kam im September 1981 vor dem Kabinett zu dem Ergebnis, daß die hohe Zahl der Abwesenheitsdelikte ein großes Problem sei.

2. Kein Problem für die Juristen

»Bei der Übernahme des neuen Dienstbereiches ist mir die Behandlung der Fahnenfluchtfälle besonders aufgefallen. Ich glaube feststellen zu müssen, daß manche Heimatgerichte die Beweisanforderungen hinsichtlich des inneren Tatbestandes erheblich überspannen, und zwar nicht aus Verantwortungsgefühl, sondern gerade aus Verantwortungsscheu. Ein Ausgleich wird dann gelegentlich dadurch gesucht, daß statt der Fahnenflucht eine unerlaubte Entfernung unter den strafschärfenden Voraussetzungen des § 5a KSSVO angenommen wird. Das sind

Kompromiß- und Verlegenheitslösungen.« (Runderlaß des Chefs der Luftwaffenrechtspflege beim Oberkommando der Luftwaffe, Ende 1944)[2]

Dieses kleine Stück Strafrechtsdogmatik, das sich vor einem tödlich ernsten Hintergrund abspielte, führt unmittelbar zum Kern der juristischen Einordnung der Abwesenheitsdelikte. Die gegenwärtige Regelung im Wehrstrafgesetz ist eine vereinfachte Fassung der entsprechenden Paragraphen des Militär-Strafgesetzbuches von 1872, natürlich mit einem stark herabgesetzten Strafrahmen. Angelpunkt ist eine Zweigliederung des Deliktes »Truppenflucht«, die nach der »inneren Zielrichtung« des Täters unterscheidet. Hat der Soldat die Absicht, sich auf Dauer oder für eine bestimmte kritische Phase vom Wehrdienst völlig zu lösen, begeht er die »schwerste Verletzung seiner Pflicht, treu zu dienen«, nämlich Fahnenflucht. Das Gesetz sieht hierfür Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren vor, für den Friedensfall, wohlgemerkt. Die Lehrmeinung macht kein Hehl daraus, daß im Kriegsfall eine Fassung mit verschärften Bestimmungen zu schaffen sei. Trennt sich ein Soldat von der Truppe ohne vorgenannte Absicht, handelt es sich nach der reinen Lehre nur um ein »äußeres Lösen«, eine »eigenmächtige Abwesenheit«, früher »unerlaubte Entfernung« genannt; die Zeit der Abwesenheit muß in diesem Fall mindestens drei Tage betragen. Das Strafmaß ist Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren. Deutsche Juristen halten sich viel auf diese Zweiteilung zugute, die es sonst nur noch in der Schweiz gibt; in anderen Ländern wird lediglich nach der Dauer der Abwesenheit unterschieden.

Die Systematik, als »tragfähig« und »folgerichtig« gerühmt, hat ihre Tücken. Das zeigte sich in einer Zeit, die die deutsche Justiz hinter sich gelassen hat, ohne viel Regungen zu zeigen und ohne äußerlich Schaden zu nehmen. Die nationalsozialistische Militärjustiz lieferte zum einen anschauliche Beispiele für die Möglichkeiten, die in der Gesetzesauslegung stecken, zum anderen kam unter ihrer Ägide eine so brutale Terrorwelle über Soldaten, die von der Truppe flüchteten, daß sie nicht unerwähnt bleiben kann. Franz Seidler hat in einem Aufsatz[3], der durchaus nicht der Voreingenommenheit gegen die Nazi-Richter verdächtig ist, die Zahl der Todesurteile wegen Fahnenflucht während des zweiten Weltkriegs mit 16 000 angegeben. Vollstreckt wurden 8 000 bis 10 000 Todesurteile – eine wahnsinnige Bilanz, wenn man sich zum Vergleich vor Augen führt, daß im Ersten Weltkrieg insgesamt 48 Hinrichtungen vorgenommen wurden. Bei den US-Streitkräften wurde im Zweiten Weltkrieg ein einziges Todesurteil verhängt.[4] Die Wehrmachtskriminalstatistik führt daneben von 1941 bis 1944 35 000 Fälle, in denen Strafverfahren wegen Abwesenheit unerledigt blieben. Der Mythos der bis zum letzten Mann kämpfenden deutschen Truppe muß angesichts dieser Zahlen wohl etwas korrigiert werden. Aus meiner Sicht eine eher sympathische Korrektur.

Möglich wurde eine solche Mordserie durch die großzügig angewandte Auslegung des »inneren Willens«, der, wie oben ausgeführt, die Fahnenflucht von der eigenmächtigen Abwesenheit abgrenzt. Wie schwierig diese Unterscheidung für den Richter ist, kann sich jeder leicht vorstellen. Wer sich von der Truppe entfernt, weil er in einem bestimmten Moment Angst hat, wird sich über seine Absicht kaum so genau Rechenschaft abgelegt haben. Ähnliches trifft für den zu, der sich nicht von vertrauten Personen trennen kann oder will. Vor Gericht wird auch keiner, der halbwegs bei Verstand ist, die Absicht der endgültigen Flucht offenbaren. Die Machthaber des Dritten Reiches reagierten auf diese Beweisschwierigkeiten mit einer immer deutlicher werdenden Verdrängung der Beweisregeln mit Hilfe einer Tätertypologie. Bestimmte Merkmale der Tatbegehung oder der Täterpersönlichkeit diagnostizierten den »Verräter am Soldatenstand«, den »Verräter an Führer und Vaterland«, den »Verräter an der Wehrgemeinschaft des ganzen Volkes«. Da gleichzeitig bei Fahnenflucht die Todesstrafe immer mehr zur Regel wurde, mußten die Richter, die diese Entwicklung nicht mittragen wollten, zwangsläufig auf einer genaueren Würdigung der Umstände beharren, um »nur« zur Annahme der »eigenmächtigen Abwesenheit« zu kommen, bei der die Todesstrafe zu vermeiden war. Wie viele Richter dieses Problem überhaupt hatten, will ich hier nicht untersuchen. Es muß welche gegeben haben, sonst hätte es der oben zitierten Maßregelung nicht bedurft.

Nach heute gängigen Beweisregeln hätte wohl in vielen Fällen Fahnenflucht gar nicht zur Diskussion gestanden. Für die Richterschaft der Bundesrepublik liegt in den Abwesenheitsdelikten – was die Frage der dogmatischen Abgrenzung betrifft – kein sonderliches Problem. Es herrscht die Auffassung vor, daß in zweifelhaften Fällen die Absicht der Fahnenflucht schwer nachzuweisen ist, weshalb von vornherein auf eigenmächtige Abwesenheit abgestellt werden sollte. Die Strafen sind in der Regel nicht sehr hoch. Die offizielle Kriminalstatistik der 1980 nach dem Wehrstrafgesetz abgeurteilten Fälle, bei denen die Abwesenheitsdelikte eine dominierende Rolle spielen, zeigt, daß Strafarrest gegenüber der Freiheitsstrafe überwiegt; bei den Freiheitsstrafen wird in der großen Mehrzahl auf Strafaussetzung zur Bewährung erkannt. An der Spitze der Statistik stehen zwei Verurteilungen zu zwei bis drei Jahren Freiheitsstrafe, 32 zu ein bis zwei Jahren und 98 zu neun Monaten bis einem Jahr bei einer Gesamtzahl von 2674 Urteilen. Obwohl in den juristischen Kommentaren die Abwesenheitsdelikte durchaus mit einer starken ideologischen Komponente behaftet sind (»Treubruch«), scheint dies kaum in das Bewußtsein der Richter durchzuschlagen. Zu erklären ist dieser Umstand auch dadurch, daß sie hier Täter vor sich haben, von denen sie in der Mehrzahl annehmen können, daß ihre Delinquenz auf einen relativ begrenzten Zeitraum beschränkt sein wird;

anschließend werden sie sich reibungsloser in die Gesellschaft integrieren, als es von vielen Angeklagten erwartet werden kann, mit denen es die Justiz sonst zu tun hat. Als Crux empfindet sie allerdings die wachsende Zahl der offen für Fahnenflucht optierenden Kriegsdienstverweigerer, die nicht anerkannt wurden oder auch den Zivildienst ablehnen. Für diese beginnt zwangsläufig eine Kette von Verfahren, wenn sie bei ihrer Weigerung bleiben. Die Bundeswehr entläßt sie nicht, um damit keine Präzedenzfälle zu schaffen. Juristisch wird die durchgehende Haltung nach der jeweiligen Strafverbüßung immer wieder als neue Einzeltat gewertet. Dieser Teufelskreis läßt sich einzig durch psychologische Gutachten durchbrechen, die den Betreffenden als gesundheitlich »untauglich« ausweisen.

3. Schütze Hans Maier und sein Problem

»Du weißt ja, was das für einer ist. Der wird schon mal kurzfristig zur Wache eingeteilt.« Das hat mein Neffe gesagt, der mir auch erzählte, daß in seiner Kompanie »so einer« seinen Dienst ableistet. Was der verbrochen hat, weiß mein Neffe nicht so genau. Jedenfalls ist er mehrmals nicht zum Dienst erschienen.

Der erste Gesprächstermin mit dem zwanzigjährigen Wehrpflichtigen Hans Maier fiel ins Wasser, weil er irgendwo Wache schieben mußte; diese Tatsache war ihm am Vorabend noch nicht bekannt. Als wir am nächsten Tag im Fernsehraum seiner Kompanie sitzen, meint er, solche Lappalien würden ihn nicht sonderlich aufregen. In der nächsten Woche beginnt wieder ein Arrest (»Bau«), der kratzt ihn schon mehr. M. ist mehrmals nicht vom Wochenendurlaub zurückgekehrt oder hat die Kaserne ohne Erlaubnis verlassen. Nach angestrengtem Nachdenken kommt er auf vier Fälle. Er sei immer »ungefähr eine Woche« weggeblieben, habe sich bei den Eltern oder der Braut/Frau aufgehalten (er hat vor einiger Zeit geheiratet). Der Heimatort liegt in einem anderen Bundesland, ca. 200 Kilometer entfernt. M. kam jeweils von selbst wieder in die Kaserne zurück.

Der Disziplinarvorgesetzte reagierte mit zwei Wochen »verschärfter Ausgangssperre« (die Stube darf nach Dienst nicht verlassen werden) und 100 Mark Disziplinarbuße. Beim zweiten Mal wurden fünf Tage Dauerarrest verhängt. Die Tage der Abwesenheit müssen in jedem Fall nachgedient werden, der Wehrsold für diese Zeit wird einbehalten. Der nächste Fall wurde dann der Staatsanwaltschaft gemeldet; der Richter erkannte auf neun Tage Arrest. Wann und wo M. die Strafe verbüßen muß, weiß er nicht. Er besitzt kein Schriftstück von der Verhandlung, obwohl sie schon drei Monate zurückliegt. M. hat sich, um eine der bei Gericht verwendeten Formeln zu benützen, »von den bisher verhängten Sanktionen nicht be-

eindrucken lassen«. Kurz danach werden 16 Tage Disziplinararrest ausgesprochen, und das liest sich dann so:

»M. hat am 2. 10. 81 gegen 18.30 Uhr
– den SanBereich, in dem er stationär aufgenommen war, ohne Genehmigung verlassen, fuhr nach X-Stadt und meldete sich am 5. 10. 81 gegen 4.30 Uhr bei der Kompanie zurück;
– sich am 30. 10. 81 um 9.30 Uhr nach Entlassung aus dem SanBereich, in dem er stationär eingewiesen war, nicht beim Nachkommandoführer des Btl bzw. der Kompanie zurückgemeldet, hielt sich bis ca. 12.00 Uhr unerlaubt in der Kantine auf und verließ anschließend unerlaubt die Kaserne. M. meldete sich am 2. 11. 81 gegen 15.00 Uhr bei der Kompanie zurück.
– Er hat am 9. 11. 81 den bis 6.35 Uhr gewährten Ausgang überschritten und kehrte erst am 10. 11. 81 um 15.00 Uhr zur Kompanie zurück. Den ihm von seinem KpChef am 9. 11. 81 gegen 9.30 Uhr telefonisch gegebenen Befehl, sofort zur Kompanie zurückzukehren, führte er nicht unmittelbar aus.«

Im Gespräch wird klar, daß die Angst vor Bestrafung kaum eine erkennbare Rolle gespielt hat. Er sei eben lieber bei seiner Braut geblieben. Einmal habe sie ihn angerufen und erzählt, daß sie krank sei; daraufhin sei er gleich losgefahren. Ein anderes Mal sei er bei der Fahrt zum Bahnhof mit dem Auto seines Schwiegervaters in einen Unfall verwickelt worden und dann dageblieben, um diesem den unangenehmen Vorfall beizubringen. Ein weiteres Mal habe er schlicht keine Lust gehabt. Generell beklagt M. die Ungerechtigkeit des Dienstplans, der die Soldaten begünstige, die näher bei der Kaserne wohnen. Das habe er auch seinen Vorgesetzten klarmachen können; das Problem sei inzwischen einigermaßen behoben worden. Mit den Kameraden habe er nur anfänglich wegen seines Verhaltens Schwierigkeiten gehabt; die hätten dann eingesehen, daß er sich nur gegen den ungerechten Dienstplan gewehrt habe. M. versichert, er werde nun keine weiteren Strafen mehr in Kauf nehmen. Der eine Monat, den er nachdienen müsse, reiche ihm. Der gelernte Schreiner hat schon die Vorbereitungen getroffen, nach der Entlassung als Estrichverleger im Akkord zu arbeiten.

4. Der Verlust des militärischen Ehrgefühls

»Soldatische Pflicht ist gewiß nicht durch Strafgesetze zu schaffen . . . Aber sie muß gegen Unwürde geschützt werden.« Eberhard Schmidt, *Militärstrafrecht*[5]

Einen Menschen, der mir mit dem Ansinnen käme, einen Papierkorb auszuleeren, der nur ein Bonbonpapier enthält, würde ich normalerweise fragen, ob er mich verarschen wolle (oder was?). Hätte dieser Mensch die Macht, mich zur Erfüllung seines Ansinnens zu zwingen, fände ich den Vorgang entwürdigend. Das Beispiel stammt aus praktischer Erfahrung und steht für viele andere. Die Bereitschaft, solche Machtdemonstrationen als etwas »Normales« hinzunehmen, soll am Ende einer Erziehung stehen, die

im Prinzip bei der Bundeswehr noch genauso betrieben wird wie bei der Wehrmacht und den Truppen des Kaisers. Die Unterschiede liegen in der Quantität des Zumutbaren, nicht in der Qualität. Der politische Auftrag der Armee kann in diesem Zusammenhang außer acht gelassen werden; die Bundeswehr weiß selbst, daß die Wehrpflichtigen nicht Dienst ableisten, um die Freiheit des Grundgesetzes zu verteidigen.

Eine allen Armeen der Welt gemeinsame Tradition legt abstrakt fest, daß man sich einer Disziplin zu unterwerfen, einem Gehorsam zu verpflichten hat, der – mehr oder weniger – inhaltsleer ist, weil er dem Soldaten – mehr oder weniger – die Rolle des kleinen Rädchens im Uhrwerk zuweist. Dieser Gehorsam soll vormals gültige, mühsam erlernte Verhaltensregeln außer Kraft setzen und das Suchen nach dem Sinngehalt hinter der Einzelmaßnahme unterbinden. Ob eine solche Methode zweckdienlich und ob sie notwendig ist, soll hier nicht zur Debatte stehen. Sie ist in jedem Fall erniedrigend für den, der sich darauf eingestellt hat, sein Leben nach Sinn abzuklopfen und einzurichten. Für ihn hat das Militär jedoch zu allen Zeiten Mittel bereitgehalten, die eine Ersatzwürde verleihen. Rangabzeichen und Ehrenzeichen spielen da eine Rolle; auch Gelöbnisfeiern gewinnen wieder Werte, die sie schon verloren hatten. »Formalausbildung« – eine Art der Konditionierung, die nur bei Paraden und Vorbeimärschen benötigt wird – erniedrigt zuerst und verleiht dann die Würde des geschlossenen Verbands. Schließlich gibt es auch noch die Fahne, um die der Fähnrich früher so verbissen kämpfte.

Die Kehrseite heißt Fahnenflucht, was in der Bevölkerung, im Gegensatz zum Gesetz, ganz allgemein für »Abhauen« von der Truppe stand. Dem haftet gemeinhin ein Makel an. Anders im Wertesystem des Schützen Maier. Auf entsprechende Fragen reagiert er belustigt und verwundert. Er steht da nicht allein. Der Makel der Fahnenflucht verschwindet, wo die Wehrzeit nüchtern als unangenehmer Job begriffen wird. Zeitsoldaten etwa verpflichten sich in vielen Fällen nicht aus Neigung zum militärischen Leben, sondern weil sie anderswo keine Arbeitsstelle gefunden haben – ein Umstand, den die Bundeswehr im Hinblick auf die Qualifikation ihrer Unterführer selbst beklagt. Abwesenheit von der Truppe, verstanden in ihrer weitesten Bedeutung, wird als »ehrenrührig« nur noch von einem Teil der Bevölkerung eingestuft, der längst nicht mehr in den Kasernen zu finden ist. Die neue Generation hat den alten Unrechtsgehalt ersetzt durch den »Makel der Unvernunft«: »Du handelst dir doch nur Schwierigkeiten ein.« Kennzeichnend für diese neue Haltung ist die Gleichsetzung des Wehrdienstes mit der zivilen Arbeitsstelle, wo der Ehrverlust im Vergleich mit den materiellen Einbußen eine untergeordnete Rolle spielt. »Eigenmächtige Abwesenheit« wird immer mehr zum »Blaumachen«.

»Eigenmächtige Abwesenheit ist die Drückebergerei der materiell und intellektuell Zukurzgekommenen.«[6]

Als Mitte der sechziger Jahre die Abwesenheitsdelikte zu dem Problem geworden waren, das man bis heute nicht in den Griff bekommen hat, ging die Bundeswehr ran wie Blücher. Die drohende Beeinträchtigung der Einsatzbereitschaft der Streitkräfte beschleunigte die Reaktionen genauso wie der Kostenfaktor: Der personelle und materielle Aufwand, der für Nachforschungen, Untersuchungen und Strafverfahren nötig geworden war, hatte ein beängstigendes Ausmaß erreicht. Als Feuerwehr kamen die Sozialwissenschaften zum Einsatz: Psychologie, Soziologie, Kriminologie, letztere allerdings erst in jüngster Zeit. Das Instrumentarium war vorhanden: Es gibt heute innerhalb des Bundeswehramtes neben einer »Gruppe Innere Führung« (Dezernat 1) auch eine »Gruppe Wehrpsychologie« (Dezernat Sozialpsychologie) und einen »Psychologischen Dienst«. Ergebnisse werden laufend in den *Wehrpsychologischen Untersuchungen* veröffentlicht, die vom Verteidigungsministerium herausgegeben werden.
Schon 1968 kam von der Hardthöhe der Auftrag an das Bundeswehramt, eine repräsentative sozialpsychologische Untersuchung vorzunehmen, um die »Grundlage für etwaige Führungsmaßnahmen zum Zwecke der Kontrolle dieser Phänomene« zu erarbeiten.[7] Sieben Psychologen befragten 240 Wehrpflichtige an 21 verschiedenen Standorten, um herauszufinden, ob zwischen Wehrpflichtigen, die sich von der Truppe entfernten, und solchen mit tadelfreier Führung Unterschiede in der Intelligenz, der Persönlichkeitsentwicklung und dem sozialen Umfeld bestünden. Das Ergebnis kann außer acht gelassen werden. Die Kontrollgruppe der »normalen« Soldaten war überwiegend von den militärischen Vorgesetzten ausgewählt worden, wobei diese sich auf Personen beschränkten, die sich freiwillig gemeldet hatten. Der Militärische Führungsrat bemängelte dann auch, die Gruppe sei nicht repräsentativ. 1970 unternahm man deshalb einen neuen Anlauf. Wieder schwärmten die Psychologen in die Kasernen und setzten 281 Probanden der Strapaze von »Erhebungsbögen«, »Persönlichkeitsfragebögen«, »Apperzeptionstests« und »Picture-Frustration-Studies« aus. Die Daten der Untersuchung wurden auf eine einzige, natürlich fiktive Person zugeschnitten. Die Autoren der Studie charakterisierten diesen fiktiven »typischen« Täter so:

»F. ist 21 Jahre alt, hat zwei Geschwister, wurde in einer westdeutschen Großstadt geboren, besuchte die Volksschule und blieb beruflich ziemlich erfolglos.
Er kommt aus einer Familie, die wirtschaftlich schlecht und ziemlich zerrüttet dasteht, obgleich die Mutter mitarbeitet. Dies bleibt nicht ohne Auswirkung auf die psychische Entwicklung von F., der nach eigenen Angaben eine nicht sehr glückliche Kindheit und Jugendzeit erleben

durfte, aus Protest auch schon einmal von zu Hause ausgerückt und später mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist.
Im Gefolge der als unangenehm empfundenen Einberufung tut er sich nicht leicht, sich der fremden Umgebung anzupassen, mit dem knappen Wehrsold auszukommen, Kameraden zu finden, die Anweisungen seiner militärischen Vorgesetzten auszuführen sowie persönlichen Kontakt und Vertrauen zu ihnen zu bekommen und schließlich die ihm zugewiesene militärische Verwendung für sich nutzbar zu machen.
Der Grundwehrdienst wird immer stärker unlustbesetzt erlebt, der tägliche Dienst erscheint langweilig, belastend und es entsteht das Gefühl, nicht so recht gebraucht zu werden. So kommt es eines Tages nach mehreren disziplinarisch geahndeten kleineren Dienstvergehen als Kurzschlußreaktion im Anschluß an einen Wochenendurlaub zur eigenmächtigen Urlaubsüberschreitung.
Zu Hause erzählt F. auf Nachfragen, er hätte Urlaub. Nach einiger Zeit ängstigen ihn Gedanken an die Folgen seiner Tat und er kehrt freiwillig zu seiner Einheit zurück.
F. ist insgesamt gesehen ein psychisch wenig stabiler, knapp durchschnittlich intellektuell befähigter, wenig umstellfähiger, mangelhaft leistungs- und pflichtorientierter junger Mann, der zu unangepaßtem sozialen Verhalten neigt.«[8]

1973 erschien in der Zeitschrift *Wehrkunde* ein Aufsatz[9], der die Ursachen und Motive für Eigenmächtige Abwesenheit mit psychoanalytischen Methoden zu ergründen suchte. Der Autor beschränkte sich auf die Befragung von 16 Soldaten, mit denen er sogenannte »Tiefeninterviews« führte. Er kam für den uns interessierenden Personenkreis zu folgenden Trend-Aussagen:
Soldaten, die Abwesenheitsdelikte begehen, sind schlechter ausgebildet, weniger intelligent und eher familiären Verpflichtungen unterworfen, kommen häufiger aus zerrütteten Familien und neigen zur Hilflosigkeit in Krisensituationen. Staatsverdrossenheit spielt keine Rolle (Zitat: »Eine Ideologisierung dieser Konfliktätigkeit hat glücklicherweise noch nicht stattgefunden«). Unkenntnis der Strafbestimmungen und das Verhalten der Vorgesetzten wirkt sich nicht negativ aus. Strafen beeindrucken diesen Täterkreis nicht.

6. Konsequenzen

»a. Allgemeiner Befund: Das Ansteigen und der hohe Stand der Abwesenheitsdelikte zeigen, daß der Abschreckungseffekt der verhängten Sanktionen gering ist. Die Sanktionen liegen mit anderen Worten unterhalb der Abschreckungsschwelle.
b. Allgemeine Folgerung: »Hochschrauben der Sanktionen bis zur Abschreckungsschwelle.«[10]

Dies schrieb ein Hauptmann der Reserve unter der Überschrift »Wie Abwesenheitsdelikte eingedämmt werden können«.
Bis auf wenige Ausnahmen gibt es in der gesamten Literatur über die notwendigen Konsequenzen keinen Hinweis auf den gesellschaftlichen Rahmen der Bundeswehr und das Selbstverständnis dieser Armee innerhalb

dieses Rahmens. Eine dieser Ausnahmen ist der Kriminologe Klaus Fiedler, der in seinem Aufsatz »Militärkriminologie«[11], der weitgehend Neuland betritt, darauf hinweist, daß die Wehrmotivation einen kriminogenen Faktor für Wehrdelikte darstellt. Es folgt der Appell zu einer »vorurteilslosen Unterstützung der Armee durch die Gesellschaftspolitik«; ein Appell für Sonntagsredner, solange eine Armee – und damit ist gemeint: diejenigen, die ihr das Gepräge geben – sich nicht selbst als Teil der Gesellschaft, sondern als ständig bremsendes, konservatives Element versteht.
Fiedler beklagt zu Recht, daß sich die »Richtwerte einer mehr oder weniger kriminalitätsanfälligen Gesellschaft« in der Bundeswehr widerspiegeln. Dies entspricht den Analysen der Wissenschaftler, nach denen in der Wehrdelinquenz nur eine Disposition zum Ausdruck komme, die sich schon vorher herausgebildet habe. Von Offizieren wird oft gesagt, die Bundeswehr könne nicht nachholen, was vorher in Schule und Familie versäumt worden sei. Ganz abgesehen davon, ob sie das kann, will sie das überhaupt? Das Konzept der »Inneren Führung« hat, was den Teil der Staatsbürgerschulung betrifft, schon lange Schiffbruch erlitten. Das Konzept war zu sehr auf formale Wissensvermittlung ausgerichtet, und die kennt man schließlich von der Schule her. Mehr als diese formale Schulung sollte aber auch nicht angeboten werden; die Konsequenzen einer richtig gelernten »Demokratie von unten« hätten schließlich die Institution in Frage stellen können. Das wollte man nicht, aber das wollen ja andere Teile der Gesellschaft genauso wenig.

Anmerkungen

1 Vgl. Klaus P. Fiedler, »Militärkriminologie«, in: *Kriminologische Forschungen*, Band 11 (1978).
2 zitiert nach Franz W. Seidler, »Die Fahnenflucht in der deutschen Wehrmacht des Zweiten Weltkrieges«, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, Heft 22 (1977), S. 23 (35).
3 Franz W. Seidler, a. a. O. S. 23.
4 Zitiert nach Theo Rasehorn, »Der Richter im NS-Staat und die Anpassungstradition der Justiz«, in: *Frankfurter Hefte*, Heft 4 (1979), S. 34 (36).
5 Eberhard Schmidt, *Militärstrafrecht* (1936).
6 Wido Mosen, »Ursachen und Motive für Eigenmächtige Abwesenheit (EA) von der Truppe«, in: *Wehrkunde*, Heft 1 (1973), S. 28.
7 Vgl. Herbert Feser und Klaus Puzicha, »Eigenmächtige Abwesenheit und Fahnenflucht von Wehrpflichtigen«, in: *Wehrpsychologische Untersuchungen*, Nr. 4 (1971), S. 1.
8 H. Feser und K. Puzicha, a. a. O., S. 34 (35).
9 Wido Mosen, a. a. O., S. 28.
10 R. Schumacher, »Wie Abwesenheitsdelikte eingedämmt werden können«, in: *Truppenpraxis*, Heft 10 (1975), S. 682.
11 K. Fiedler a. a. O.

Matthias Loßmann
Die schimmernde Wehr
Psychologische Kriegführung in der Bundesrepublik

Spannungsfall. Westdeutsche Panzer rücken aus ihren Standorten aus und bewegen sich in langen Kolonnen Richtung Norddeutsche Tiefebene. Bei einer Ortsdurchfahrt tauchen plötzlich und unerwartet Probleme auf: ein paar hundert Demonstranten stellen sich unbewaffnet und mit entblößten Oberkörpern den Stahlkolossen in den Weg – Pazifisten, die den Kampfauftrag der Bundeswehr offensichtlich torpedieren wollen, Unbelehrbare, die das Prinzip der Vorneverteidigung einfach nicht begreifen. Was tun?
Bevor die Kriegsgegner über den Haufen gefahren werden, wird aus einem Begleitfahrzeug ein psychologisch geschulter Offizier (im Optimalfall hat er Kurse in Gesprächsführung und Rhetorik an der Schule der Bundeswehr für Psychologische Verteidigung in Euskirchen besucht) mit einer Flüstertüte erscheinen und die lebendige Straßensperre freundlich, aber bestimmt von der Notwendigkeit des Präventivangriffs überzeugen. Die Demonstranten sehen das ein und geben den Weg frei.
So sieht erfolgreiche PSV-Arbeit in der eigenen Zivilbevölkerung aus, x-mal geübt in allen nur denkbaren Varianten; allerdings bisher immer nur in Stabsmanövern, also solchen Übungen, in denen sich alles nur auf dem Schreibtisch abspielt, kein einziger Panzer aus dem Schuppen fährt und natürlich auch die Zivilbevölkerung nicht mitspielt. Was im Ernstfall passiert, wenn der Flüstertüten-Offizier die Situation nicht innerhalb von fünf Minuten im Griff hat, bleibt unklar. Nicht umsonst sind Stabsmanöver geheim.

1.

»Wissen Sie, am liebsten möchten wir gar keine Berichterstattung über PSV-Themen.« Der das sagt, ist Oberst der Bundeswehr und maßgeblicher Kopf im Bundesverteidigungsministerium für die sensibelste, gleichzeitig wohl dubioseste Waffengattung der westdeutschen Armee: Psychologische Kampfführung oder, wie das Genre seit der offiziellen Beendigung des Kalten Krieges heißt, Psychologische Verteidigung (PSV). Publizitätsscheu ist die Visitenkarte dieses Truppenteils, denn, so lautet ein zentraler Satz der Kunst: Psychologische Kriegführung kann nur dann so richtig erfolgreich sein, wenn man sie als solche nicht erkennt.

»Die Psychologische Verteidigung der Bundeswehr ist die lagebezogene Einflußnahme auf Einstellung und Verhalten bestimmter Zielgruppen außerhalb der Bundeswehr, um die Durchführung des Auftrages der Streitkräfte zu unterstützen. Zielgruppen können eigene Bevölkerungsteile und in Krise und Krieg zusätzlich Feindkräfte sein.«[1]

Was die Mittel der psychologischen Kriegführung angeht, sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt; jede Form der Beeinflussung, die nicht unmittelbar Waffengewalt gegen Menschen ist, zählt zum Handwerkszeug der Psychologischen Kriegführung, von Propaganda bis Erpressung, von Täuschung bis Terror. Als Akteure kommen praktisch alle Soldaten infrage; zumindest aber Vorgesetzte und Offiziere sollten sich mit der Materie auseinandergesetzt haben, um in geeigneten Fällen, in denen der militärische Erfolg allein mit Waffengewalt sich nicht erkämpfen läßt, auch in die Trickkiste der Psychologie greifen zu können.
Ein paar hundert Mann beschäftigen sich auch im Frieden ganztags mit Psychologischer Kriegführung, die sogenannte PSV-Truppe; die meisten davon warten in den beiden Spezial-Bataillonen in Andernach und Clausthal-Zellerfeld auf ihren Einsatz. In jeder höheren Kommandobehörde sitzt ein PSV-Stabsoffizier mit ein paar Feldwebeldienstgraden, der Rest verteilt sich auf die Spezialisten an der PSV-Schule und im Verteidigungsministerium.
Unter Soldaten genießt das Metier einen zweifelhaften Ruf: Terror und psychologische Tricks, Bluff und Beeinflussung wollen sich mit dem überkommenen Bild vom aufrechten, ehrlichen Kämpfer nicht vertragen. Versetzungen in den PSV-Bereich werden in der Bundeswehr ebenso schamhaft verschwiegen wie solche zum Militärischen Abschirmdienst (MAD). Kein Wunder, wenn auch die militärische Führung sich nur halbherzig zur Psychologischen Kriegführung bekennt: durch die extrem aggressive Propaganda des Ostblocks sei man gezwungen, dem Feind mit gleicher Waffe entgegenzutreten. Die Grenzen zwischen »fairen« und »unfairen« Kampfmitteln, zwischen Tapferkeit und Hinterhältigkeit verschwimmen, kaum irgendwo sonst ist die überkommene Soldatenmoral vergleichbaren Anfechtungen ausgesetzt wie bei der Psychologischen Kriegführung. Erlaubt ist, was wirkt – was zählt, ist allein der militärische Erfolg.

2.
Weder das Irreführen des Gegners noch die Beeinflussung der eigenen Zivilbevölkerung mit Durchhalte- und Widerstandspropaganda sind besondere Kennzeichen des modernen Krieges. Taktische Lüge und Kriegslist, Tarnen und Täuschen sind so alt wie der Krieg selbst. Relativ neu hingegen sind die systematische Erforschung und der strategisch geplante Einsatz dieser Mittel auch im eigenen Land. Noch nie dagewesen schließlich ist die

Notwendigkeit, die propagandistische Unterwerfung der Gesellschaft unter militärische Wunschvorstellungen FdGO-konform zu verbrämen.
Nun wäre ein Militärapparat sicherlich überfordert, wenn er auch im Ernstfall noch auf die Strukturprinzipien jenes Staates Rücksicht nehmen sollte, den zu verteidigen – oder wenigstens rächen – er sich anschickt. Doch die psychologische Kriegführung beschränkt sich nicht auf jene Form von Krieg, der im Grundgesetz Verteidigungsfall heißt, sondern sie ist auch jetzt schon recht aktiv. Aber wie und wo operiert sie? Und was hat sie mit uns vor, wenn es wirklich mal brenzlig wird?
Die Mittel, mit denen die Psychologische Kriegführung arbeitet, sind seit den Weltkriegen unverändert aktuell geblieben: Flugblätter, Plakate, Zeitungen. All dies wurde auch schon im Ersten Weltkrieg verwendet, um den Feind mürbe zu machen. Im Zweiten Weltkrieg kam der Rundfunk als neues Propagandainstrument hinzu – für die Psychologische Kriegführung geradezu ideal, da politische Grenzen und Frontverläufe nun keinerlei Hindernis bei der Verbreitung zersetzender »views and news« mehr darstellten.
Der wichtigste Punkt bei der Beeinflussung des Feindes ist seine Kampfmoral. Der Soldat auf der anderen Seite soll demoralisiert und wenn möglich zum Überlaufen getrieben werden. Eine uralte und auch im Zweiten Weltkrieg noch erfolgreiche Methode ist der einfache Bluff mit sogenannten »Wunderwaffen«. So besaßen zum Beispiel die Amerikaner nach den Angaben des britischen Propagandasenders »Calais« eine neue Phosphorgranate, die völlig neue Maßstäbe setzte und angeblich die schwersten Panzer und Betonmauern sprengen konnte. Dem durch solche Propaganda präparierten deutschen General, der ihren Vormarsch bei Cherbourg blockierte, brauchten die Amerikaner dann nur noch über Lautsprecher den Einsatz der neuen Waffe anzudrohen, und schon ergaben sich die gefoppten Einheiten und ließen sich in amerikanische Kriegsgefangenschaft führen.[2] In ähnlichen Situationen kann, um dem Gegner seine Lage möglichst aussichtslos erscheinen zu lassen, auch zusätzlicher Geschützdonner aus riesigen Lautsprechern den tatsächlichen Kampfgeräuschen »beigemischt« werden.
Normalerweise richtet sich die psychologische Feindbeeinflussung jedoch nicht gegen ganze Einheiten, sondern in erster Linie gegen den einzelnen Soldaten als Individuum. So wurde in den Weltkriegen bald jede Flugblattpropaganda, die sich an die feindlichen Soldaten richtete, mit sogenannten Passierscheinen gekoppelt: dem Feindsoldaten, der sich freiwillig ergab und widerstandslos in Kriegsgefangenschaft führen ließ, wurden im voraus ordentliche Behandlung, medizinische Versorgung, ausreichende und gute Verpflegung sowie die Aussicht auf baldige Entlassung aus der Gefangenschaft versprochen. »Es versteht sich von selbst, daß solche Versprechen nicht allzu häufig gehalten wurden«, vermerkt dazu lakonisch ein Schu-

lungsheft der Bundeswehr für Psychologische Verteidigung. Und in der Tat, viele der durch Propaganda zur Aufgabe überredeten russischen Soldaten ließ man zum Beispiel in deutschen Lagern schlicht verhungern. Was allerdings jenes Schulungsheft nicht als Einwand gegen die Integrität auch der übelsten Psycho-Methoden gelten läßt: »Denn unsere Waffen sind sauber.«[3]

Die meisten Flugblätter arbeiten mit dem ganz simplen Überlebensinteresse des einzelnen Soldaten, Heimweh nach der Familie wird immer wieder als Motiv verwendet; doch gerade die deutsche Propaganda gegen amerikanische Truppen im Zweiten Weltkrieg ging oft und gern auch unter die Gürtellinie. Während der tapfere Patriot Jim oder Joe gerade im Feld sein Leben einsetze, machten sich fremde Männer daheim über sein Sweetheart her, hieß es immer wieder, nicht selten garniert mit freizügigen Darstellungen eben dieser Szene.[4] Seltener wurde an den Verstand appelliert oder versucht, mit Argumenten die Loyalität des Feindsoldaten aufzubrechen. In diesen Fällen bediente man sich der sogenannten »schwarzen« Propaganda, die bewußt einen anderen Urheber als den tatsächlichen vortäuschte. Mit oft äußerst raffinierten Fälschungen amtlicher deutscher Dokumente erzielten vor allem die Engländer damals beachtliche Verwirrungserfolge in der deutschen Bevölkerung.

Rundfunksender der Psychologischen Kriegführung arbeiten im Prinzip nicht anders, doch sind hier die Möglichkeiten der Beeinflussung durch den direkteren Kontakt ungleich größer. Die englischen Stationen zogen das Interesse deutscher Soldaten in erster Linie dadurch auf sich, daß sie Namenslisten von Kriegsgefangenen verlasen und über Einzelschicksale berichteten. Dazwischen wurde viel populäre Musik gespielt, gemischt mit Nachrichten, die in ihrem Wahrheitsgehalt deutlich über allen verfügbaren Informationsquellen aus Deutschland lagen. Gezielte Propagandameldungen wurden sehr sparsam eingestreut, um die mühsam errichtete Vertrauensbasis nicht zu gefährden. Die Glaubwürdigkeit derartiger Sender wurde durch die harten Strafen, mit denen das Abhören von ausländischen Sendern in Deutschland bedroht war, natürlich noch wesentlich erhöht.

Zu den klassischen »Massenkommunikationsmitteln« der Psychologischen Kriegführung gehört auch das taktisch überlegt aufgebaute und ausgestreute Gerücht. Gerade in gefährlichen Situationen, wenn der Informationsbedarf besonders groß ist und zudem noch eine umfassende Zensur seine Befriedigung verhindert, ist der einzelne für »Mund-zu-Mund-Propaganda« besonders empfänglich. Gerüchte in die Welt zu setzen, ist mit relativ geringem Aufwand möglich, das gilt übrigens ebenso für die feindliche Truppe wie für die Zivilbevölkerung. Mit der an mehreren Stellen der Stadt gleichzeitig verbreiteten Behauptung, alle Luftschutzsirenen seien ausgefal-

len, versetzte die deutsche Fünfte Kolonne am Pfingstsonntag 1940 ganz Amsterdam in Angst und Schrecken. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg hat man sich damit beschäftigt, wie man einmal aufgekommene Gerüchte in der eigenen Truppe oder Zivilbevölkerung abtöten kann. Die hierzu entwickelten Vorschläge sind noch immer recht dürftig und verraten die Hilflosigkeit auch der Forschung gegenüber einem taktisch intelligent eingesetzten Gerücht.[5]

3.

Nicht zuletzt diese Erfahrung hat zu der Erkenntnis geführt, daß Psychologische Kriegführung, wenn sie erfolgreich sein will, eben nicht nur aus kurzfristigen Maßnahmen bestehen kann, sondern einen langen Atem braucht. Mit strategischer PSK

»werden psychologische Schwächen der Feindnation angegriffen, um die Opferbereitschaft der Bevölkerung zu schwächen, ihr Vertrauen in die Regierung und ihre politischen Führer zu untergraben, die Produktionsleistung der Wirtschaft zu verringern und um Reibungen und Uneinigkeit zu erzeugen. Mit Hilfe solcher langfristigen Propagandamaßnahmen will man außerdem staatsfeindliche Gruppen moralisch stützen und den Weg für die eigenen Nachkriegsziele ebnen.«[6]

Bundeswehr-General Carl-Gero v. Ilsemann wollte mit diesen Worten 1971 die Psychologische Kriegführung der DDR beschreiben, doch während des Kalten Krieges stand die Bundeswehr in ihren Bemühungen auf dem Psycho-Sektor der NVA in kaum etwas nach. Da der nächste Krieg in Mitteleuropa – das hatte man sofort nach dem Zweiten Weltkrieg begriffen – möglicherweise sehr bald und sehr kurz sein würde, mußte man frühzeitig mit gründlicher Feindpropaganda anfangen. Das PSV-Bataillon in Clausthal-Zellerfeld ließ Gasballons mit Tausenden von Flugblättern aufsteigen und über die DDR segeln, die sich über ihrem Ziel selbst zerstörten und die Propagandatraktate einigermaßen zielgenau über Städten und Militäreinrichtungen abregnen ließen. Die DDR hatte es nicht ganz so einfach: wegen des hierzulande vorherrschenden Westwindes war sie auf Flugblattraketen angewiesen, doch das Prinzip war das gleiche. Die Ost-Propaganda konzentrierte sich (auch mit speziellen Rundfunksendern wie dem »Freiheitssender 904« und dem »Soldatensender 935«) speziell auf Bundeswehrangehörige[7], westliche Flugblätter hingegen forderten allgemein zu Ungehorsam gegenüber den staatlichen Autoritäten der DDR auf. Nach und nach beschränkte man sich nicht mehr auf einzelne Zettel, sondern ließ auch dickere Werke in Dünndruck zum Thema Politischer Widerstand etc. gen Osten segeln. Statt eines Impressums wurden fingierte MAD-Adressen eingedruckt, um so Rückmeldungen entgegennehmen zu können. Bei der Besetzung der ČSSR durch die Armeen des Warschauer Pakts mischte angeblich auch das deutsche »Sendebataillon 701« kräftig im tschechoslowakischen Äther mit.

Doch ob es gerade diese Quelle war, die offensichtliche Horrormeldungen über das Gebaren der Besetzer in Prag verbreitete (Kinderkrankenhaus zusammengeschossen; Dubcek ermordet etc.), ist heute wohl kaum noch festzustellen.[8]

Seit dem Grundlagenvertrag darf die Bundeswehr selbst nicht mehr am Kalten Krieg teilnehmen. Das Flugblatt-Bataillon in Clausthal-Zellerfeld beschränkt sich deshalb darauf, hin und wieder Ballons mit weißen Zetteln aufsteigen zu lassen, und das Sendebataillon in Andernach produziert Kassetten für den Papierkorb oder bestenfalls zur Unterhaltung entnervter Bundeswehrsoldaten auf den Nato-Schießplätzen in England, Kreta und Amerika. Das heißt freilich nicht, daß heute sehr viel weniger Beeinflussungs- und Zersetzungsversuche in beiden Richtungen stattfinden. Nichtmilitärische Sender vor allem der Amerikaner (RFE, VoA, Rias) haben inzwischen den Löwenanteil der Westpropaganda übernommen, die Deutsche Welle tut, was sie kann. Militärische, geheimdienstliche und sonstige Aktivitäten von Regierungen, aber auch von privaten Organisationen sind dabei nicht immer klar zu trennen. Doch stets bleibt es auch im Frieden Aufgabe der PSV-Einheiten, die speziellen Anfälligkeiten ihrer Zielgruppen, vor allem auch der gegnerischen Soldaten, im Auge zu behalten und in ihrer Entwicklung zu verfolgen, um im entscheidenden Moment an der richtigen Stelle ansetzen zu können.

4.

Seit Anfang der siebziger Jahre muß sich die Psychologische Verteidigung der BRD in der Hauptsache mit der eigenen Bevölkerung auseinandersetzen. In der einschlägigen Dienstvorschrift heißt es zu diesem Komplex:

»Der Feind wird versuchen, zwischen Truppe und Bevölkerung einen Keil zu treiben und aktive Helfer für seinen Kampf zu gewinnen. Er wird hierfür auch Falschmeldungen, Gerüchte und Versprechungen benutzen und vor Drohungen und Terror nicht zurückschrecken. Dem entgegenzuwirken, ist in erster Linie Aufgabe der politischen Führung und der zivilen Verwaltung. Zu ihrer Unterstützung kann – in enger Zusammenarbeit zwischen militärischen und zivilen Stellen – die PSV-Truppe zur psychologischen Konsolidierung eingesetzt werden, vor allem dann, wenn die eigene Operationsfreiheit durch das Verhalten der Bevölkerung gefährdet ist. Es kommt darauf an, der Bevölkerung den eigenen Kampf als notwendige Selbstverteidigung deutlich zu machen und sie anzuspornen, der Truppe zu helfen.«[9]

Was für die strategische Feindpropaganda gilt, das hat nicht weniger Bedeutung für die PSV-Arbeit in der eigenen Bevölkerung. Auch hier ist es wichtig, die Bedingungen für kampfunterstützendes oder zumindest nicht -hinderliches Verhalten lange vor dem tatsächlichen Waffengang sicherzustellen. Zumindest in der Vorbereitungsphase eines Krieges ist die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bundeswehr fast noch wichtiger als die Psychologische Verteidigung selbst, denn sie hat die Möglichkeit, offen zu arbeiten und bei ihrer »Konsolidierungsarbeit« Flagge zu zeigen – jedenfalls

solange der Ruf der Armee nicht gänzlich ruiniert ist. Deshalb läuft die Einflußnahme der Psychologischen Kriegführung heute weitestgehend über die Öffentlichkeitsarbeiter, vor allem über die Jugendoffiziere. So stammte zwar die »Dokumentation«[10], in der dem Ex-General Bastian Befehlsempfang vom ZK der KPdSU »nachgewiesen« wurde, von dem Bonner PSV-Referenten der Abteilung «FüS III 9«, doch wenn er sie selbst veröffentlicht hätte, wäre die Verleumdungskampagne wohl allzu offensichtlich gewesen. Das PSV-Referat im Ministerium gab das Machwerk also an die Kollegen von der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, die es wiederum an alle Presse- und Jugendoffiziere verschickten. So sollte aus vielen Quellen gleichzeitig der Rufmord sprudeln, für einen professionellen Gerüchtekocher ein nicht unbekanntes Verfahren.

Als Lieblingsfeind hat sich die Psychologische Verteidigung der Bundeswehr die kritische Friedens- und Konfliktforschung erkoren. Sie zu diffamieren, scheint sie sich einiges kosten zu lassen. So ist zum Beispiel die Zeitschrift *Beiträge zur Konfliktforschung* (Markus-Verlagsgesellschaft Bonn) nach Angaben des Friedensforschers A. Mechtersheimer eine Gründung der PSV, die allerdings – um ernstgenommen zu werden – als neutrales Blatt getarnt ist. Dies läßt plausibel erscheinen, wieso der Redakteur (nach Mechtersheimer ein für diese Aufgabe abgestellter Beamter der PSV) die ganze Friedensforschung »ideologisch beladen« findet, ihr jede Wissenschaftlichkeit und Sachkompetenz abspricht und sich sogar zu der Behauptung versteigt, ihre Ergebnisse lägen bereits fest, ehe man mit der Arbeit überhaupt angefangen habe (Heft 1/80). Man darf gespannt sein, wie lange der Zeitschrift nach der Enttarnung noch weiter Steuermittel zugewendet werden – als Trojanisches Pferd in der Forschung dürfte sie jedenfalls »verbrannt« sein (so sagt man wohl in diesen Kreisen).

Seitdem die Bundesrepublik, jedenfalls offiziell, auf die Feindbilder im herkömmlichen Sinn (der Russe als kulturloser, gemeingefährlicher Barbar etc.) verzichtet hat, ist die Arbeit der PSV-Strategen auf der Hardthöhe schwieriger geworden. Die Funktion des alten Feindbildes übernimmt heute das »Bedrohungsgefühl«. Dieses Bedrohungsgefühl der Bevölkerung müsse nun, so der PSV-Referent, der tatsächlichen Bedrohung angepaßt werden. Und für die Analyse jener tatsächlichen Bedrohung ist wiederum FüS III 9 zuständig. Kein Wunder, wenn hier ordentlich gepusht wird: denn ohne eine handfeste Bedrohung läßt sich die Notwendigkeit einer Armee oder gar einer »Nachrüstung« kaum vermitteln.

Experimente mit dieser Bedrohung sind in einer Demokratie, in der auch die Armee ihre Existenzberechtigung immer wieder aufs neue zu beweisen hat, nicht ungefährlich. Daher läßt die Hardthöhe jedes Jahr von EMNID erforschen, wie sehr die bundesdeutsche Bevölkerung an ihre Bundeswehr

glaubt. Mit den Ergebnissen kann sich das Ministerium durchaus sehen lassen: immerhin hielten im Jahr 1980 (ebenso wie 1979) 51 Prozent der befragten Bundesbürger über 16 Jahre die Bundeswehr zusammen mit den Nato-Partnern für stark genug, um einen Angriff der Armeen des Warschauer Pakts abzuwehren (man achte auf die 51 Prozent, eine Traumquote für jeden, der sich Sorgen um seine demokratische Legitimation machen muß). Stutzig wird allerdings, wer diese Zahlen mit jenen von Allensbach bei einer praktisch gleichlautenden Frage vergleicht: dort geben 1979 ganze 27 Prozent, 1981 sogar nur noch 25 Prozent der Nato eine Chance.[11]

Der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn man ein wenig hinter die EMNID-Ergebnisse schaut. Die Fragen wurden nämlich nicht von EMNID, sondern von einem Wissenschaftler des PSV-Referats formuliert, das auch für die Auswahl der vorzeigbaren Ergebnisse zuständig ist: veröffentlicht wurden – übrigens wieder von anderen Abteilungen – nur Auszüge aus den Untersuchungen. Daß die Psychologische Verteidigung aber weniger um die Verbreitung sachlich zutreffender und vollständiger Umfrageergebnisse bemüht sein wird als um die »Psychologische Konsolidierung«, ergibt sich bereits aus ihrem Auftrag.

5.

Erinnern wir uns an das eingangs angedeutete »Manöver-Szenario«: um Situationen wie die dargestellte Manöverlage für den Ernstfall von vornherein zu vermeiden (das Überrollen eigener Zivilbevölkerung würde sich verheerend auf die Moral der Truppe auswirken!), versuchen die PSV-Dienststellen der Bundeswehr bereits jetzt, das wehrkraftzersetzende Potential in den Griff zu bekommen. Als potentiell zersetzend gilt dabei alles, was sich kritisch mit Krieg und Frieden, mit Gewalt und Verweigerung auseinandersetzt. Die Friedensbewegung sowieso, doch auch die Jugendorganisationen der Parteien sind da keineswegs ausgenommen. Sicher ist eine flächendeckende Observation pazifistischer Umtriebe inzwischen nicht mehr möglich, dazu wäre schon der Personalbestand der PSV-Dienststellen viel zu gering. Doch gemeldet werden die PSV-relevanten Vorkommnisse, Gruppen und Einzelpersonen aus allen Standorten, jeder einzelne Soldat ist zur Mitarbeit angehalten.

Die Bundeswehr legt Wert auf die Feststellung, daß die Psychologische Verteidigung kein Geheimdienst ist, nicht mit geheimdienstlichen Mitteln arbeitet und sich ihre Informationen nur aus allgemein zugänglichen Quellen beschafft. Enge Zusammenarbeit mit dem Militärischen Abschirmdienst (MAD) und Kontakte zum Verfassungsschutz ergeben sich allerdings zwangsläufig. Man kann davon ausgehen, daß bei jeder Friedensdemonstration, jeder Veranstaltung mit Rüstungs- oder Kriegsdienstverweigerungs-

themen ein PSV-Mann oder zumindest ein PSV-V-Mann anwesend ist. In Zivil, versteht sich. Flugblätter und »Material« werden eingesammelt und bei den Wehrbereichskommandos archiviert; wer als »verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes« gezeichnet oder sonst unter Angabe seines Namens den Mund aufgemacht hat, darf sicher sein, daß er Eingang in die Dossiers findet. Auf großen Übersichts-Wandkarten wird eingetragen, in welchen Städten was für Gruppen wie stark sind. Verweigerer-Organisationen bekommen einen Kringel, kirchliche ein Dreieck und andere Gruppen, die ein K im Namen führen, einen roten Punkt.
Wozu das alles? Damit im Spannungsfall klar ist, wo die Widerstandsnester gegen den Kampfauftrag der Bundeswehr sitzen. Wozu man dann die penibel gesammelten Namen und Adressen benötigt, läßt sich auch ohne offizielle Bestätigung unschwer erraten.
Was im Kriegs- oder im Spannungsfall an Kriegspropaganda auf die westdeutsche Zivilbevölkerung von der eigenen Seite zukommen wird, läßt sich heute nur schwer abschätzen, das Bundesverteidigungsministerium läßt sich nur ungern in die Karten schauen. Zwar kann man davon ausgehen, daß die Methoden der Psychologischen Kriegführung in manchen Bereichen noch die eine oder andere Verfeinerung vor allem durch neuere Ergebnisse der Wirkungsforschung erfahren haben, doch die Propagandaträger, also die Medien, sind bis auf das neu hinzugekommene Fernsehen im wesentlichen die gleichen geblieben.
Um sich ein einigermaßen realistisches Bild vom Kriegspropaganda-Apparat der Bundesrepublik auszumalen, mag ein Blick auf die Schweiz hilfreich sein, die mit Auskünften über ihre Informationspolitik im Spannungsfall weniger zurückhaltend ist. Bei aller Verschiedenheit vor allem der Militärapparate kann man doch davon ausgehen, daß die Bundesrepublik über zumindest vergleichbare Vorrichtungen verfügt.
Im Spannungsfall kann in der Schweiz das Erscheinen aller zivilen Zeitungen verboten werden, während die »Armee-Stabsgruppe 500«, das schweizer Äquivalent zur bundesdeutschen PSV, innerhalb von 24 Stunden landesweit mit einer eigenen Zeitung in einer Auflage von 200 000 Exemplaren auf der Straße sein kann. Eine nur für diesen Zweck vorgesehene Setzerei und Druckerei, die »irgendwo atombombensicher im Berg« installiert ist, wartet seit Jahren auf diesen Tag x. Bisher wurde die Anlage lediglich jedes Jahr einmal im Rahmen einer Übung auf ihre Funktionsfähigkeit getestet, ansonsten bekommt sie alle paar Tage einige Tropfen Öl. Ein paar Stunden nach Feststellung des Verteidigungsfalles ist die Abteilung »Presse- und Funkspruch« mit drei Vollzeit-Radioprogrammen im Äther, je einem in deutscher, französischer und italienischer Sprache. Ebenfalls am ersten Tag sollen die Schweizer bereits zwei Stunden Militär-Fernsehen zu Gesicht bekommen. Innerhalb weniger Stunden wird also die gesamte

Versorgung der Bevölkerung mit Massenmedien durch das Militär übernommen. Allerdings hat die Schweizer Armee durch das Miliz-System einen in seiner Wirkung kaum zu überschätzenden Vorteil: praktisch jeder männliche Journalist, jeder Setzer und Drucker ist Reservist der Armee und damit »Vollprofi« auch auf seinem Posten in der Propagandamaschinerie. Ebenso verhält es sich mit Technikern, Redakteuren und vor allem den Sprechern von Rundfunk und Fernsehen, so daß auch im Kriegsfall die alten vertrauten und daher glaubwürdigen Stimmen und Gesichter zum Publikum sprechen – jetzt allerdings mit rein militärtaktisch ausgewählten und formulierten Informationen.

Inhaltlich ist auch den Schweizerischen Bestimmungen über die Information der Bevölkerung im Kriegsfall nicht genau zu entnehmen, wieviel wahrheitsgemäße Information und wieviel Kriegspropaganda das Programm füllen werden. Als Richtschnur ist lediglich die Erkenntnis vorgegeben, daß der Wahrheit entsprechende Informationen auf Dauer die Glaubwürdigkeit erhöhen und daß der Informationsbedarf in Krisenzeiten steigt. Konsequenz: solange nicht militärische oder sonstige Interessen der Geheimhaltung oder des Staatsschutzes entgegenstehen, soll die Berichterstattung die tatsächliche Lage widergeben und alles, was die Leute irgendwie interessieren könnte, bei der Nachrichtengebung berücksichtigen. Doch alleiniger Maßstab für jede Psychologische Kampfführung bleibt die Unterstützung der militärischen Aktionen.

Angesichts der riesigen Flüchtlingsströme, die seit dem Zweiten Weltkrieg in allen Teilen der Welt Sorge bereiten, ist den PSV-lern noch eine neue Variante eingefallen, um der kämpfenden Truppe die Arbeit zu erleichtern. Man könnte doch, so haben sie sich ausgedacht, einen feindlichen Vormarsch dadurch stoppen oder verlangsamen, daß man dem Feind einfach die eigene Zivilbevölkerung in Flüchtlingstrecks entgegenschickt – etwa indem man Atombomben in bestimmten Gebieten ankündigt. Millionen Zivilisten würden dann vor den feindlichen Panzerkolonnen hin und her irren.

In Stabsmanövern wird auch das bereits geübt.

Anmerkungen

1 Bundesministerium der Verteidigung, *Psychologische Verteidigung*. Fragen an eine Unbekannte, Bonn 1981.

2 Vgl. Horst Schuh, *Das Gerücht*, München 1981.

3 Bundesministerium der Verteidigung (Hg.), *Psychologie als Waffe*. Einführung in Wesen und Formen des psychologischen Kampfes, Bonn 1961.

4 Eine Sammlung von Beispielen findet sich bei Buchbender/Schuh, *Heil Beil! – Flugblattpropaganda im II. Weltkrieg*, Stuttgart 1974.

5 Vgl. Horst Schuh, a. a. O.

6 Carl-Gero v. Ilsemann, *Die Bundeswehr in der Demokratie*. Zeit der Inneren Führung, Hamburg 1971.

7 Ebda.

8 Dies vermutet Hajo Leib, »Die Psychologische Kampfführung der Bundeswehr«, in: Karl Heinz Roth, *Invasionsziel DDR*. Vom Kalten Krieg zur neuen Ostpolitik, Hamburg 1971.

9 HDv 100/100, Nr. 1304. Derzeit sind neue Dienstvorschriften in Arbeit, die sich jedoch inhaltlich nur unwesentlich von den geltenden unterscheiden dürften.

10 Informations- und Pressestab des BMVg, Mitteilung vom 24. 7. 81 an alle hauptamtlichen Offiziere der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

11 Die EMNID-Ergebnisse sind auszugsweise abgedruckt bei: BMVg, Informations- und Pressestab, *Hinweise für Öffentlichkeitsarbeit* 2/1981, S. 19 ff.
Die Allensbach-Resultate finden sich bei Elisabeth Noelle-Neumann, »Breite Mehrheit« (Demoskopische Ergebnisse zur Nato-Nachrüstung), in: *Capital* Nr. 8/81.

Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterlande und seinem geliebten Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt daheim und in der Fremde; daß er, wann Fremde andringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen, und keine andere Stimme hört als die: *Das Vaterland ist in Gefahr* . . .

Und wenn du so, wie ich es dir darstellte, empfindest, denkest und handelst, dann fürchte nicht, wackerer deutscher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Überlistern und Überziehern zu schwer sein wird. Wahrlich, wenn alle deutschen Männer, die das Schwert ausziehen, nichts wollen als ihr Recht, ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn sie fest entschlossen sind, für die große Sache zu siegen oder zu sterben, nimmer werden sie erliegen. In einem edlen Menschen, der sich aus reinem Gefühl seiner Pflicht großen Taten und Gefahren hingibt, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt eine unermeßliche und überschwengliche Kraft in ihm, die kein Teufel und keine Hölle besiegen wird. Das ist der Preis der Tugend und der Ehrenschein eines stolzen Gewissens, daß der Mensch an Antlitz und Gebärde, an Sinn und Gedanken göttlich wird, daß er durch die Blitzleuchtungen einer überirdischen Begeisterung, die er selbst nicht versteht, alles Niedrige und Schändliche vor sich in den Staub niederwirft . . .

(Ernst Moritz Arndt, *Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten*, 1812)

In Abschnitten, die in gewissen Zeitwellen verlaufen, überkommt die Menschheit aus Anlaß eines Krieges die Erkenntnis von der eigentlichen Unwichtigkeit des Sterbens, wenn es für eine Idee geschieht. Berauschend pflanzt sich der Gedanke durch ganze Völker fort, daß nun eine einzigartige, niemals dagewesene und niemals wiederkehrende Lage gekommen sei, in der die Erhaltung des eigenen Lebens nicht mehr wie sonst Oberstes Gesetz bedeuten dürfe, sondern daß nun etwas anderes darüber stehe, etwas Neues, die Notwendigkeit *dieses* Krieges.

Es ist dann, als brächen Urquellen aus der Menschheit auf, hochgetrieben von der Erkenntnis, daß das Hinopfern seiner selbst, ja daß schon der Entschluß hierzu eine völlig genügende Rechtfertigung des eigenen, vorzeitigen Todes in sich berge.

(Maxim Ziese/Hermann Ziese-Beringer, *Generäle, Händler und Soldaten*, Berlin 1930, S. 11 f.)

Ich erinnere mich an die Autos der anarchistischen Miliz in Barcelona während des Sommers 1936, von denen einige in weißen Buchstaben die Aufschrift trugen: »Viva la Muerte«. Die schweren amerikanischen oder deutschen Wagen, auf die diese Aufschriften gemalt waren, fuhren sehr schnell, angefüllt von Kerlen mit roten und schwarzen Schals, schwarze und glänzende Gewehrläufe ragten zwischen ihren Beinen hervor, die abgeschabten Hosen fielen auf die Leinenschuhe, unwahrscheinlich hochmütig waren sie, unwahrscheinlich heroisch und burlesk unter ihren Ledergeschirren, ihren klapprigen Waffen, ihren Bärten, die ihnen die schrecklichen Mienen von Konquistadoren der Renaissance gaben, doch alle durch und durch überzeugt von der Wichtigkeit dessen, was sie taten, und mit einer majestätischen Würde bekleidet, die ihren Handlungen, den verrückten und planlosen Jagden der mit Aufschriften bepinselten, schwarzen Autos, den hochtrabenden Banderolen, den Fahnen, der ganzen Stadt – schmutzig die Plätze, wo die Gerippe der toten Pferde faulten, die Avenuen mit Papier und Abfällen besudelt wie durch einen Orkan – jenes unwirkliche, grandiose Aussehen verlieh, das die Gestalten (Bäume, Häuser, Berge) beim plötzlichen Schein eines Blitzes bekommen, unter elektrischen Entladungen, die in einer vertrauten Landschaft an unbekannte, berauschende Perspektiven glauben lassen.
Ich denke nicht, daß sie sehr viel Gutes taten. Zumindest nicht die, die auf diese Weiese umkamen im Kreischen der Bremsen von Buicks und Opels mit zerbeulten Kotflügeln, und die den Tod häufig in einer dem Heroismus am wenigsten angemessenen Weise fanden, gegen eine Platane gequetscht oder an einer Kreuzung im Gewirr von Blech und Eisen. Offen gestanden glaube ich sogar, daß sie nichts besonders Nützliches taten, wenn man diesem Wort einen materiellen und meßbaren Wert gibt, es sei denn töten und sich töten lassen auf die stupideste und irrsinnigste, oft schauderhafteste Art. Im Bereich praktischer Nützlichkeit wogen sie, ihre schrecklichen Blicke und ihr bärtiger Heroismus, wohl nicht schwer. Aber was sie taten, hatte einen Sinn, kann sein nur für sie selbst, ich meine für das, was sich in ihrem Innern daraus ergeben möchte, jenseits jeder materiellen oder sozialen Erwägung. Vielleicht hatten sie dunkel das Lächerliche und Eitle jeglichen Handelns gespürt und hatten sich, von Ekel zu Ekel, davon überzeugt, daß es nichts ist als Täuschung und Heuchelei – keine freiwillige Handlung will zugeben, daß ihr einziges Ziel der verzweifelte Versuch dessen ist, der sie ausführt, sich durch sie hindurch zu befreien.

(Claude Simon, *Das Seil,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1964, S. 30 f.)

Michael Herr
High On War

Wenn du nachts auszogst, gaben dir die Sanitäter Pillen, Dexedrine stinken dir aus dem Hals wie tote Schlangen, die man zu lange in einem Topf gehalten hat. Ich selber hielt sie nie für notwendig, ein bißchen Feindberührung oder irgendwas, was grade so klang wie Feindberührung, turnten mich mehr an als ich ertragen konnte. Jedesmal, wenn ich außerhalb unseres engen kleinen Kreises irgendwas hörte, flippte ich fast aus, während ich zu Gott hoffte, ich wäre nicht der einzige, ders bemerkt hätte. Ein paar Schüsse, einen Kilometer weg im Dunkeln abgefeuert, und schon kniete mir der Elefant auf der Brust und drückte mich für einen Atemzug in meine Stiefel runter. Einmal dachte ich, ich sähe ein Licht sich im Dschungel bewegen, und ertappte mich, wie ich bloß flüsterte: »Ich bin noch nicht so weit, ich bin noch nicht so weit.« Von da an beschloß ich, es sein zu lassen und mit meinen Abenden was andres anzufangen. Und dabei zog ich ja nicht aus, wie es die Nachtstreifen oder die Lurps taten, Fernaufklärungs-Patrouillen, die das Nacht für Nacht, wochenlang und monatelang machten, die sich an Vietkong-Basislager ranschlichen oder um Marschkolonnen der Nordvietnamesen rumkrochen. Mir ging alles sozusagen viel zu schnell unter die Haut, alles was ich machen konnte, war, mich damit abzufinden. Auf jeden Fall hob ich die Pillen für später auf, für Saigon und die fürchterlichen Depressionen, die ich dort immer hatte.
Ich kannte einen Lurp von der 4. Division, der seine Pillen mit vollen Händen schluckte, zur Beruhigung aus der linken Tasche seines Tarnanzugs, Lustigmacher aus der rechten, die einen, um ihm die Bresche zu schlagen, und die andern, um ihn durchzuschicken. Er erzählte mir, sie machten ihm alles genau richtig gleichgültig, so daß er diesen mistigen Dschungel nachts so sehen könne, als guckte er durch ein Nachtglas. »Die geben dir echt Reichweite«, sagte er . . .

Ich kann mich an das merkwürdige Gefühl erinnern, das ich als Kind hatte, wenn ich mir Kriegsfotos in *Life* ansah, die Tote zeigten oder viele Tote, die eng beieinander auf einem Feld oder einer Straße lagen, oft so dicht beisammen, als klammerten sie sich aneinander. Selbst wenn das Bild scharf und vollkommen klar war, war irgendwas überhaupt nicht klar, etwas

Verdrängtes, das die Bilder verengte und ihre eigentliche Information verdeckte. Das mag meine Faszination gerechtfertigt haben, die mich so lange hingucken ließ, wie ich nur wollte; ich hatte damals keine Worte dafür, aber heute erinnere ich mich der Scham, die ich empfand, als betrachtete ich meinen ersten Porno, alle Pornos der Welt. Ich hätte gucken können, bis mir die Augen zufielen, und ich hätte immer noch nicht den Zusammenhang zwischen einem abgetrennten Bein und dem übrigen Körper gelten lassen, oder die Posen und Stellungen, die immer vorkamen (eines Tages sollte ich hören, daß das »Reaktion-auf-Treffer« genannt wurde), Körper, die zu schnell und gewaltsam in unglaubliche Verdrehungen gezwungen waren. Oder die absolute Unpersönlichkeit des Massentodes, der sie einfach irgendwo und irgendwie so liegenließ, wie er sie verlassen hatte, über Stacheldraht hängend oder wahllos über andere Tote geworfen oder in die Bäume hochgeschleudert wie Endzeit-Akrobaten: *Schaut her, was ich kann!*

Du nahmst an, du würdest diese Distanz nicht haben, wenn du sie auf einmal tatsächlich vor dir liegen sähst, aber irgendwie stellte sich diese Verschleierung doch wieder ein, denn wie oft und wie dringend brauchtest du Schutz vor dem, was du sahst und für das du extra 30 000 Meilen zurückgelegt hattest. Einmal sah ich sie zwischen Vorpostenlinie und Dschungelgrenze daliegen, die meisten auf einem Haufen dicht am Zaun, weiter hinten dann in geringerer Zahl, aber dichter beisammen, bis sie zu einer Menge einzelner Punkte näher zur Dschungelgrenze hin verstreut lagen, und einer war ganz allein, halb im Busch und halb draußen. »Nahe dran, aber kein Volltreffer«, sagte der Captain, und dann gingen ein paar von seinen Männern da raus und traten ihnen an die Köpfe, allen siebenunddreißig. Dann hörte ich, wie ne M-16 mit Vollautomatik ihr Magazin entleerte, eine Sekunde feuern, drei, um ein neues Magazin einzusetzen, und dann sah ich einen Mann da draußen es erledigen. Jede Salve war wie eine winzige Ballung eines rasend schnellen Windes, der die Körper zusammenzucken und erschauern ließ. Als er fertig war, kam er auf seinem Weg zu seiner Hütte an uns vorbei, und mir war klar, daß ich noch nichts gesehen hatte, bevor ich nicht sein Gesicht gesehen hatte. Es war gerötet und gesprenkelt und entstellt, als hinge ihm die Gesichtshaut von innen nach außen gekehrt am Kopf, ein Fleck Grün, der zu dunkel war, ein Streifen Rot, der in ein zerquetschtes Lila verlief, ne Menge krankes graues Weiß dazwischen, er sah aus, als hätte er da draußen einen Herzanfall gehabt. Seine Augen waren halb in den Kopf zurückgedreht, sein Mund klaffte und die Zunge hing ihm raus, aber er lächelte. Wirklich ein smarter Bursche, der gewagt und gewonnen hatte. Der Captain war nicht allzu erfreut, daß ich das gesehen hatte . . .

»Wir waren nahe dran, umgelegt zu werden, und die Pekinesen gerieten in Panik, und als die Hubschrauber reinkommen, um uns rauszuholen, da gabs nich genug Platz für alle. Die Pekinesen schrien und machten Theater, krallten sich an den Trittbrettern fest und krallten sich an unsern Beinen fest, bis wir die Mühlen nich hochkriegten. Also sagten wir eben, scheiß drauf, sollen diese Leute sich doch ihre eigenen Scheiß Helikopter holen, und fingen an, auf sie zu schießen. Und sogar dann kamen sie noch an, oh Mann, das war wahnsinnig. Ich meine, die konnten so sicher wie Scheiße annehmen, daß Charlie auf sie schoß, aber sie konnten nich glauben, daß wirs auch täten . . .«

Das war ne Geschichte aus dem A-Shau-Tal, Jahre vor meiner Zeit dort, eine alte Geschichte, über die noch immer Gras wuchs. Manchmal waren die Geschichten so neu, daß der Erzähler noch mit Entsetzen erfüllt war, manchmal waren sie lang und kompliziert, manchmal war die ganze Sache in ein paar Wörtern auf einem Helm oder einer Mauer enthalten, und manchmal waren sie überhaupt kaum Geschichten, sondern Geräusche und Gesten, so voller Eindringlichkeit, daß sie dramatischer wurden als ein Roman, wenn die Männer in kurzen heftigen Ausbrüchen redeten, als hätten sie Angst, sie kämen nicht bis zum Ende, oder fast wie im Traum sprachen, unschuldig, ungezwungen und ungeheuer direkt: »Oh, weißt du, es war halt son Feuergefecht, wir töteten ein paar von denen und die töteten ein paar von uns.« Ne Menge von dem, was du hörtest, hörtest du die ganze Zeit, Männer auf Tonband, hinterfotzig und unverständlich, und manches war ziemlich dürftig, Burschen, deren Wortschatz anscheinend bei »Hau drauf! Hau drauf, hahaha!« aufhörte. Aber hin und wieder hörtest du was Neues, und n paarmal hörtest du sogar was Geistreiches, wie von dem Sanitäter in Khe Sanh, der sagte: »Wenns nicht verflucht nochmal reinkommt, gehts verflucht nochmal raus. Der einzige Unterschied is, wens verflucht nochmal erwischt, und da gibts verflucht nochmal keinen Unterschied.«

Die Mischung war so verblüffend: Beinahe-Heilige und vollendete Mörder, unbewußte Lyriker und gemeine dumme Arschlöcher, die ihr Gehirn im Genick unten hatten; und obwohl ich, bis ich wegging, wußte, woher all die Geschichten kamen und wo sie hingingen, hats mich nie gelangweilt, sondern eher immer überrascht. Offensichtlich war, was sie dir wirklich sagen wollten, wie müde sie waren und wies ihnen zum Halse raushing, wie aufgeregt sie gewesen waren und wie bange . . .

In Saigon und Da Nang bekifften wir uns zusammen und sorgten dafür, daß der gemeinsame Vorrat gut sortiert und gepflegt war. Es strotzte und wimmelte von Lurps, Niggern, Spähern, Green-Beret-Buschvipern, Superverstümmlern, notorischen Vergewaltigern, Scharfschützen, Witwenma-

chern, Namendieben, klassischen echt amerikanischen Typen, Beobachtern, *isolatos*, Adjutanten, als wäre ihnen das Kiffen in die Wiege gelegt, der erste Zug machte sie verrückt danach, grad als wüßten sie, es würde so sein. Du dachtest, du wärst für dich und geschützt, du könntest hundert Jahre durch den Krieg ziehen, der Spaß war immer noch einen Teil deines Seelenfriedens wert.
Wir hatten alle von dem Mann im Hochland gehört, der sich »seinen eigenen Pekinesen zusammenbaute«, Körperteile waren seine geringste Sorge. In Chu Lai zeigten mir ein paar Marines einen Mann und schworen bei Gott, sie hätten gesehen, wie er einen verwundeten Nordvietnamesen mit dem Bajonett erledigt und es dann saubergeleckt hätte. Es gab ne berühmte Geschichte, ein paar Reporter fragten einen Bordschützen: »Wie kannst du Frauen und Kinder erschießen?« und er antwortete: »Das ist leicht, du pumpst sie bloß nich so voll.« Na ja, sie sagten, du brauchtest Sinn für Humor, und da hastes, sogar die Vietkong hatten welchen . . .

Eines Nachts wachte ich auf und hörte den Lärm eines Feuergefechts, das sich Kilometer entfernt abspielte, ein ›Scharmützel‹ außerhalb unserer Vorpostenlinie, durch die Entfernung gedämpft, so daß es wie die Geräusche klang, die wir als Kinder beim Kriegspielen machten: KSSSSSCH, KSSSSSCH: wir wußten, das ist echter als PENGPENG, es machte das Spiel schöner, und dieses Spiel hier war dasselbe, bloß letztlich total außer Rand und Band, zu toll für alle, bis auf n paar ernsthafte Spieler. Jetzt waren die Regeln streng und unabänderlich, kein Streit darüber, wer wen nicht getroffen hätte und wer wirklich tot wär: *Das ist nicht fair* war nichts wert, *Warum gerade ich?* die traurigste Frage der Welt.
Na dann, viel Glück, der Redetick in Vietnam, sogar Ozeanauge, der Lurp in der dritten Dienstzeit, hatte es in der Nacht damals schließlich zur mir gesagt, ehe er an sein Geschäft ging. Es kam trocken und distanziert raus, ich wußte, er machte sich so oder so nichts draus, mag sein, ich bewunderte seine Lässigkeit. Es war, als könnten die Leute es nicht lassen, es zu sagen, auch wenn sie in Wirklichkeit vorhatten, dir das Gegenteil zu wünschen, vielleicht: »Krepier, du Arschloch.« Normalerweise war das nur ne unbelebte Stelle toter Sprache, manchmal kams fünfmal in einem Satz vor, wie Satzzeichen, oft wurde es so obenhin gesagt, um die Ansicht zu signalisieren, daß es keinen Ausweg gibt: verdammte Scheiße, *sin loi*, scheiß drauf, viel Glück. Manchmal jedoch wurde es mit so viel Gefühl und Zartheit gesagt, daß es dir die Maske vom Gesicht hauen konnte bei so viel Liebe, wo so viel Krieg war. Auch ich zwangsweise jeden Tag: viel Glück – zu Freunden im Pressekorps, die zum Einsatz ausrückten, zu Soldaten, denen ich in Gefechtsbasen und auf Landepisten begegnete, zu den Verwundeten, Toten und allen Vietnamesen, bei denen ich sah, wie sie von uns und ihren

eigenen Leuten zur Sau gemacht wurden, weniger oft, dafür am leidenschaftlichsten zu mir selber, und obwohl ichs jedesmal wirklich so meinte, wenn ichs sagte, wars bedeutungslos. Es war, als sagte man jemandem, der im Sturm rausgeht, er solle nichts abkriegen, es war genauso, als sagtest du: »Mensch, ich hoffe, du wirst nicht getötet oder verwundet oder siehst was, was dich um den Verstand bringt.« Du konntest alle Riten vollziehen, deinen Talisman mitnehmen, dir deinen magischen Dschungelhut aufsetzen, dein Daumengelenk glattküssen wie Steine im fließenden Wasser, das Unergründlich-Unabänderliche war immer noch da draußen, und nach seinem gnadenlosen Willen machtest du weiter oder nicht. Alles, was du sagen konntest, was nicht von Grund auf lahm war, war sowas wie: »Wer heute ins Gras beißt, ist sicher vor morgen«, und das war genau das, was niemand hören wollte.

Nachdem genug Zeit vergangen war und die Erinnerung abgenommen und sich beruhigt hatte, wurde der Name selber zum Gebet, verschlüsselt wie alle Gebete, um über die Extreme Bitte und Dankbarkeit hinauszugehen: Vietnam Vietnam Vietnam, sags nochmal, bis das Wort alle seine alten Befrachtungen aus Schmerz, Freude, Schrecken, Schuld, Sehnsucht verlöre. Damals versuchte dort jeder bloß durchzukommen, Existenzkrise, keine Atheisten in Schützenlöchern, wie dus gar nicht glauben mochtest. Selbst ein lausig angeknackter Glaube war besser als überhaupt keiner, wie bei dem schwarzen Soldaten, von dem ich während des heftigen Beschusses in Con Thien hörte, wie er sagte: »Keine Sorge, mein Junge, Gott wird schon was einfallen.«

Aberglauben, es war so extrem, du konntest niemandem verübeln, daß er irgendwas glaubte. Die Jungs zogen sich Batman-Fetische an, ich sah ne ganze Schwadron davon, das gab ihnen ne Art beknackter Witzigkeit. Die Jungs steckten sich ein Pik-As in ihre Stahlhelmbänder, sie nahmen einem Feind, den sie getötet hatten, Andenken ab, ne kleine Kraftübertragung; sie schleppten Fünf-Pfund-Bibeln von zu Hause mit sich rum, Kreuze, heilige Christophorusse, Amulette, Locken, Unterwäsche von Freundinnen, Fotos von ihren Familien, ihren Frauen, ihren Hunden, ihren Kühen, ihren Autos, Bilder von John Kennedy, Lyndon Johnson, Martin Luther King, Huey Newton, dem Papst, Che Guevara, den Beatles, Jimi Hendrix, ausgeflippter als Fernfahrfetischisten. Einer trug ein Haferflockenplätzchen durch seinen ganzen Dienst mit sich rum, das in Silberfolie, Plastik und drei Paar Socken eingewickelt war. Er mußte deswegen ne Menge einstecken (»Wenn du einschläfst, essen wir dein Scheiß Plätzchen«), aber seine Frau hatte es gebacken und ihm geschickt, er machte keine Witze.

Bei Einsätzen konntest du die Männer sich um den Unverwundbaren drängeln sehen, den viele Trupps kreierten und der sich und alle, die nahe genug bei ihm blieben, durch ein Gefilde der Sicherheit führte, wenigstens

bis er turnusgemäß nach Hause kam oder weggepustet wurde, und dann übertrug die Mannschaft den Zauber auf jemand anderen. Wenn eine Kugel deinen Kopf streifte oder du tratst auf einen Blindgänger oder ne Granate rollte dir zwischen die Füße und blieb einfach liegen, warst du ziemlich magisch. Wenn du irgendne Art übersinnlicher Fähigkeiten hattest, wenn du den Vietkong oder die Gefahr riechen konntest wie Jagdaufseher das kommende Wetter, wenn du nachts besonders gut sehen konntest oder gute Ohren hattest, warst du ebenfalls magisch: alles Böse, was dir zustieß, konnte die Leute deines Trupps ziemlich niederschmettern. Ich traf einen von der Kavallerie, der eines Nachmittags ›dem Faß die Krone aufgesetzt‹ hatte, in einem riesigen Zelt mit dreißig Pritschen drin war er fest eingeschlafen, alle leer bis auf seine, als ein paar Granaten einschlugen, das Zelt zu Leinwandsalat zerfetzten und Granatsplitter durch jede einzelne Pritsche bis auf seine jagten, er war noch immer total ausm Häuschen davon, leichtsinnig, sicher und glücklich. Das ›Gebet des Soldaten‹ gabs in zwei Fassungen: der Standardversion, vom Verteidigungsministerium auf ne plastiküberzogene Karte gedruckt, und in der überarbeiteten Standardversion, unmöglich mitzuteilen, weil sie aus der Sprache ins Chaos übersetzt war – in Schreie, Bitten, Versprechungen, Drohungen, Seufzer, Anrufungen heiliger Namen, bis ihre Kehlen rissig und trocken waren, bis einige ihre Kragenecken und Gewehrriemen und selbst die Ketten ihrer Hundemarken durchgebissen hatten.

Spielarten religiöser Erfahrung, gute Nachrichten und schlechte Nachrichten: ne Menge Männer fanden im Krieg ihr Mitleid, ein paar fanden es und konnten damit nicht leben, kriegsumspülter Gefühlsstillstand, wie bei einem, dens nicht kümmert. Die Leute zogen sich auf Positionen grausamer Ironie, des Zynismus, der Verzweiflung zurück, einige suchten den Kampf und entschieden sich für ihn, bloß durch gewaltige Gemetzel fühlten sie sich so lebendig. Und einige wurden einfach irre, sie folgten dem Pfeil unsichtbaren Lichts in den Irrsinn und nahmen Besitz vom Wahnsinn, der da treu verwahrt achtzehn oder fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre auf sie gewartet hatte. Bei jedem Kampf hattest du die Erlaubnis durchzudrehen, jeder schnappte dort wenigstens einmal über, und keiner merkte das, sie merktens kaum, wenn du vergessen hattest, wieder zurückzuschnappen.

Eines Nachmittags machte ein Soldat in Khe Sanh die Latrinentür auf und wurde von einer Granate getötet, die jemand an die Tür montiert hatte. Der Kommandeur versuchte, es einem nordvietnamesischen Eindringling in die Schuhe zu schieben, aber die Soldaten wußten, was passiert war: »Da soll n Schlitzauge Tatsache die ganze Strecke hier rein nen Tunnel gegraben haben, um n Scheißhaus scharfzumachen, was? Irgendn Typ is ausgeflippt, das is alles.« Und das wurde eine mehr von den Geschichten, die in der Entmilitarisierten Zone rumgingen, die Leute zum Lachen

brachten und die Köpfe schütteln und sich verständnisinnig ansehen ließen, aber niemanden schockierten. Über körperliche Wunden redeten sie so, und über seelische anders, jeder in ner Truppe erzählte dir, wie verrückt alle andern in der Mannschaft wären, jeder kannte Soldaten, die mitten in einem Gefecht durchgedreht waren, auf Patrouille durchgedreht waren, während der ersten Monate zu Hause durchgedreht waren. Durchzudrehen war in den Dienst eingebaut, das Günstigste, worauf du hoffen konntest, war, daß es nicht um dich rum passierte, die Art Irrsinn, die Leute Ladestreifen in Fremde leerballern oder Granaten an Latrinentüren festmachen ließ. Das war *wirklich* irre: alles darunter war beinahe normal, so normal wie das zerstreute andauernde Starren und das unabsichtliche Lächeln, alltäglich wie Ponchos oder 16er oder jedes andre Stück Kriegsmaterial. Wenn du jemandem mitteilen wolltest, du wärst verrückt geworden, dann mußtest du wirklich losblöken, als hättest dun Hau: »Schrei viel und immerzu!« . . .

Suchen und Vernichten, mehr ne Therapie als ne Taktik, munter und lebendig der Seele des Oberkommandos entquollen. Nicht einfach n Spaziergang und n Feuerwechsel, in der Praxis hätte es anders rum genannt werden müssen, alles in Stücke hauen und dann sehen, ob du daraus irgendn Ergebnis zusammenschustern kannst, der Boß kaufte keine toten Zivilisten ab. Der Vietkong hatte ne anscheinend ähnliche Taktik, die Finden und Töten hieß. So oder so, wir suchten nach ihm, der nach uns suchte, die wir nach ihm suchten. Krieg aufm Vexierbild einer Keksdose, das sich wiederholte und dabei immer kleiner wurde.
Ne Menge Leute sagten immer wieder, daß alles beschissen wurde, als sie es uns überließen, zu schießen oder nicht zu schießen. Im 1. und 2. Korps wars die »lockere Taktik« für Kampfhubschrauber, zu feuern, wenn die Typen da unten erstarrten, im Delta war sie, zu schießen, wenn sie rannten oder ›in Deckung gingen‹, so oder so ein schweres Dilemma, was solltest du tun? ›Luftsport‹ nannte das ein Helikopterpilot, und er fing an, ihn mit Feuereifer zu schildern: »Nichts ist schöner, du bist da oben auf zweitausend, du bist Gott, bloß die Klappen aufmachen und es rausrieseln sehen, diese Dreckskerle an die Reisfeldmauer nageln, nichts ist schöner, umkehren und das Karibu kriegen.«
»Zu Hause habe ich mir für die Jagd immer selber Patronen gefüllt«, sagte mir ein Zugführer, »ich und mein Vater und meine Brüder machten zusammen vielleicht hundert pro Jahr. Ich schwöre bei Gott, sowas wie hier habe ich noch nie gesehen.«
Wer hatte das schon? Nichts war so toll, wie wenn wir ne Gruppe von ihnen ungedeckt und dicht beisammen antrafen, dann wurde richtig zugeschlagen, unbekümmertes Drauflos, wahnsinnige Verausgabung, Godzilla zog nie

son Feuer auf sich. Wir hatten sogar ne Plaudersprache für unser Feuer: ›diskreter Feuerstoß‹, ›Versuchsrakete‹, ›Erste Wahl‹, ›aufbauende Ladung‹, so hab ichs aber nie gesehen, nur als zwanghaften Ausbruch, die ›Wahnsinnsminute‹ ne ganze Stunde lang. Charlie hatte die Feuerkontrolle wirklich kapiert, indem er mit einer Salve ins Schwarze traf, wo fünfzig von uns abgegeben werden konnten und doch nichts trafen. Manchmal feuerten wir so viel, daß du nicht hören konntest, ob was zurückkam oder nicht. Wenns das tat, machte es dir die Ohren und den Kopf so voll, bis du dachtest, du hörtest es mit dem Magen. Ein englischer Korrespondent, den ich kannte, machte ne Kassettenaufnahme von einem der heftigen Feuerwechsel, er sagte, damit verführe er amerikanische Mädchen.

Manchmal fühltest du dich zu mies und du wolltest mit überhaupt nichts etwas zu tun haben, und dann überfiels dich wie dein absolut letzter Atemzug. Manchmal erreichten deine Lust auf *action* und dein Schiß einen ungleichen Stand, und du suchtest überall danach, und nichts passierte, bloß ne Feuerameise flog dir auf die Nase oder dir wuchs Schimmel auf den Eiern oder du lagst die ganze Nacht wach und wartetest auf den Morgen, damit du dich erheben und im Stehen warten konntest. Wies auch lief, du berichtetest vom Krieg, deine Art Geschichten sagte alles, und in Vietnam konnte eine solche Betörung durch Gewalt nicht lange ungestraft bleiben, sie kam und machte sich mit ihrer wilden Schnauze über dich her.
›Zittern und Beben‹ nannten sie es, heiliges Donnerwetter, ›Feindberührung‹. Dann gabs nur dich und den Erdboden. Küß ihn, friß ihn, fick ihn durch, pflüg ihn auf mit deinem ganzen Leib, dräng dich so nahe wie du kannst an ihn, ohne schon in ihm oder Teil von ihm zu sein, rate mal, wer ungefähr einen Zentimeter über deinem Kopf rumfliegt? Duck dich und füg dich, es ist der Erdboden. Unter Beschuß sein löst dich von deinem Kopf und auch von deinem Körper, den Abstand, den du noch ne Sekunde vorher zwischen Subjekt und Objekt gesehen hattest, gabs nicht mehr, er schlug in einem schnellen Adrenalinwirbel zusammen. Erstaunlich, unglaublich, Jungs, die viel harten Sport getrieben hatten, sagten, sie hätten nie was Ähnliches gefühlt, das plötzliche Niedergehen und Raketensausen des Treffers, die Adrenalinreserve, die du dir selber nutzbar machen konntest, indem du sie hochpumptest und freisetztest, bis du verloren drin rumtriebst, ohne Angst, fast bereitwillig, darin heiter-wollüstig zu ersaufen, wirklich entspannt. Außer natürlich du schissest dir die Hosen voll oder schriest oder betetest oder gabst überhaupt was von dir zu der Hundert-Kanal-Panik, die Wortsalat um dich rumfetzte und manchmal sauber durch dich durch. Mag sein, du konntest den Krieg nicht im selben Moment lieben und hassen, aber manchmal wechselten sich diese Empfindungen so schnell ab, daß sie in einen Wirbel zusammentrudelten, der sich drehte, bis du buchstäblich High

On War warst, wies auf allen Helmbezügen stand. Von som Rausch runterzukommen, konnte dich wirklich fertigmachen . . .

Wenn du was über die Angst mitkriegtest, war schwer festzustellen, was du wirklich über den Mut erfuhrst. Wie oft mußte einer vor einem Maschinengewehr wegrennen, bevor das ein Akt von Feigheit wurde? Was war mit solchen Taten, die zur Durchführung keinen Mut erforderten, dich aber zum Feigling machten, wenn du sie nicht ausführtest? Das war im Augenblick schwer festzustellen, leicht, einen Fehler zu machen, wenn er kam, wie den Fehler, zu denken, daß alles, was du brauchtest, um ne richtige Zeugenaussage zu machen, deine Augen wären. Ne Menge von dem, was die Leute Mut nannten, war bloß primitive Kraft, die durch die Intensität des Augenblicks freigesetzt wurde, das Aushaken des Verstandes, das den Handelnden unglaublich in Fahrt brachte; falls er das überlebte, hatte er später die Chance zu entscheiden, ob er wirklich tapfer gewesen war oder bloß vom Temperament oder gar von der Begeisterung einfach hingerissen. Ne Menge Leute fanden den Mumm, einfach alles abzublasen und sich zu weigern, jemals wieder auszuziehen, sie kehrten um und unterwarfen sich der Strafkonsequenz des Systems, oder sie hauten einfach ab. Auch viele Reporter, ich hatte Freunde im Pressekorps, die zogen einmal oder zweimal raus und dann nie wieder. Manchmal dachte ich, sie wären die Vernünftigsten und Ernsthaftesten von allen, obwohl ich, um ehrlich zu sein, das nie laut sagte, bis meine Zeit dort fast vorüber war . . .

Denn wirklich, welche Möglichkeiten gabs, was für sagenhafte Sachen, um Schiß davor zu kriegen! Im Augenblick, wo du das kapiertest, wirklich kapiertest, verlorst du im Nu deine Angst. Angst war n Luxus, ein Witz, für den du keinen Platz hattest, wenn du erst mal die Vielfalt der Todes- und Verstümmelungsmöglichkeiten kanntest, die der Krieg bereithielt. Einige hatten Angst vor Kopfverletzungen, einige fürchteten sich vor Brust- oder Bauchverletzungen, jeder fürchtete die Wunde der Wunden, *die* Wunde. Die Jungs beteten und beteten – Bloß du und ich, lieber Gott. Einverstanden? – und versprachen sonstwas, wenn sie nur davor bewahrt blieben: Nimm mir meine Beine, nimm mir meine Hände, nimm mir meine Augen, nimm mir mein beschissenes *Leben*, Du Scheißkerl, aber bitte bitte bitte, nimm mir nicht *sie*! Jedesmal wenn eine Granate in ner Gruppe runterging, vergaßen alle die nächsten Geschosse und hüpften zurück, um sich die Hosen runterzureißen, nachzusehen und hysterisch und erleichtert loszulachen, selbst wenn ihre Beine zerschmettert, ihre Kniescheiben weggefetzt sein mochten, aufrecht gehalten von ihrer Erleichterung und dem Schock, ihrer Dankbarkeit und dem Adrenalin.
Möglichkeiten zur Wahl gabs überall, aber es war nie ne Wahl, auf die du

dich freuen konntest. Es bestand sogar ne kleine Chance auf persönlichen Stil, wie du das Eine, was du mehr als sonstwas fürchtetest zur Kenntnis nähmst. Du konntest in einem plötzlichen, dir das Blut abkochenden Geknirsche sterben, wenn dein Hubschrauber wie toter Ballast auf den Boden schlug, du konntest so in alle Winde fliegen, daß deine Einzelteile nie mehr zusammengesammelt werden konnten, du konntest n glatten Schuß in die Lunge kriegen und beim Abkratzen bloß noch das Blubbern deiner letzten paar Atemzüge hören, du konntest im letzten Stadium der Malaria mit diesem schwachen Pochen in den Ohren sterben, und das konnte dir nach Monaten von Feuergefechten und Raketen und Maschinengewehren passieren. Genügend viele, zu viele wurden dafür aufgespart, und du hofftest bloß immer, daß keine Ironie dein Hinscheiden begleiten würde. Du konntest mit der Nadel im Arm irgendwo in ner Kuhle enden, alles hörte auf für immer, bis auf die ein oder zwei völlig unwillkürlichen Bewegungen, so als könntest du alles von vorne anfangen und zurückkommen. Du konntest tot umfallen, so daß die Sanitäter ne halbe Stunde für die Suche nach dem Loch, das dich tötete, aufwenden mußten und immer nervöser wurden, je länger sich die Suche hinzog. Du konntest erschossen werden, von Minen, Granaten, Raketen, Artillerie getötet, von einem Scharfschützen umgelegt, du konntest in die Luft gejagt werden, so daß deine Überreste in einen sich bauschenden Poncho geworfen und zur Graves Registration getragen werden mußten, und damit basta. Es war schon fast phantastisch.

Und nachts erschien das alles noch leichter möglich. Wenn du nachts in Khe Sanh wartetest, über sie alle nachdachtest (40 000 sagten einige), wenn du dachtest, daß sies wirklich probieren könnten, dann konnte dich das schon wachhalten. Falls sies taten, wenn sies taten, wärs egal, daß du im besten Bunker in der DMZ bist, wärs egal, daß du jung bist und Pläne hast, daß du geliebt wirst, daß du Zivilist bist, Beobachter. Denn wenn es losginge, geschähe es in einem Blutschwall von Vernichtung, und Ausweise würden nicht kontrolliert werden. (Das einzige Vietnamesisch, das viele von uns konnten, waren die Wörter – »Bao Chi! Bao Chi!« – Journalist! Journalist! oder sogar »Bao Chi Fap!« – Französischer Journalist!, was dasselbe war, wie zu schreien: »Nicht schießen! Nicht schießen!«) Du fingst an, dein Leben zu lieben, seine bloße Tatsache zu lieben und zu schätzen, aber oft gingst du so gedankenlos damit um, wie Schlafwandler gedankenlos sind. ›Gut‹ sein hieß am Leben bleiben, und manchmal bedeutete es bloß, jeden Morgen genügend aufzupassen. Kein Wunder, daß jeder zum Glücksfreak wurde, kein Wunder, daß du manchen Morgen früh um vier wach wurdest und *wußtest*, daß es morgen endlich passieren würde, nun konntest du aufhören, dich damit zu quälen, und einfach daliegen und schwitzen in der klammsten Kälte, die du je gespürt hattest.

Aber wenns erst mal wirklich losging, war alles anders. Du warst einfach wie alle anderen auch, du konntest weder blinzeln noch Spucke produzieren. Es kam jedesmal genauso wieder, gefürchtet und willkommen, deine Eier und Eingeweide gleichermaßen drunter und drüber, deine Sinne funktionierten wie Flackerblitze, stürzten frei hinunter bis ins Absolute und stoben dann wieder stürmisch im Brennpunkt zusammen, wie beim ersten heftigen Wirkungsstoß nach ner Psilocybin-Spritze, kamen an einem Ruhepunkt an und sprengten alle je gekannte Freude und Angst, *je* gekannt von *jedem*, der *je* lebte, unaussprechlich in ihrer rasenden Klarheit, rührten an alle äußersten Grenzen und vergingen dann, als wäre das alles von außen gelenkt worden, von einem Gott oder vom Mond. Und jedesmal warst du hinterher so müde, so entleert von allem, außer vom Gefühl, am Leben zu sein, daß du dich an nichts erinnern konntest, außer daß du wußtest, es wäre wie irgendwas gewesen, das du schon mal früher empfunden hattest. Es blieb dir lange unklar, aber nach genügend vielen Malen nahm die Erinnerung Umriß und Gestalt an und enthüllte sich schließlich eines Nachmittags beim Ausbruch eines Gefechts. Es war das Gefühl, das du gehabt hattest, als du, viel viel jünger, zum ersten Mal ein Mädchen auszogst . . .

Aber zumeist, glaube ich, haßten die Marines diese Berge: nicht ab und zu, so wie viele von uns sie haßten, sondern ständig, wie einen Fluch. Besser, den Krieg im Dschungel mitzumachen oder in den trockenen Niederungen, die sich am Cua Viet langzogen, als in diesen Bergen. Einmal hörte ich, wie ein Soldat sie ›wütend‹ nannte, wahrscheinlich irgendwas, was er in einem Film oder ner Fernsehserie aufgeschnappt hatte, aber aus seiner Sicht hatte er recht, das Wort war treffend. Darum muß das ner Menge Marines ein tolles Gefühl, einen Anflug von Macht vermittelt haben, als wir sie verheerten, sprengten, zum Teil niederbrannten, damit niemals wieder was darin leben würde. Sie hatten diese Berge durchzogen, bis ihre Beine den Dienst versagten, sie waren darin in Hinterhalte geraten und auf ihren Pfaden in die Luft gesprengt worden, waren auf den öden Kämmen in Fallen getappt, hatten unter Beschuß gelegen, sich an das Buschwerk klammernd, das darauf wuchs, hatten vor Angst, Erschöpfung und Scham alleine geweint, einfach weil sie die Art Schrecken kannten, die die Nacht stets für sie bereithielt, und jetzt, im April, war so was wie ne Rache gelungen.
Wir verkündeten nie die Politik verbrannter Erde, wir verkündeten überhaupt nie irgendeine Politik, außer der, den Feind zu finden und zu vernichten, und da gingen wir auf die einleuchtendste Weise vor. Wir gebrauchten, was zur Verfügung stand, indem wir über dem gesamten Gebiet innerhalb des Dreißig-Meilen-Abschnitts, der sich von Khe Sanh aus erstreckte, die größte Menge Sprengstoff der Kriegsgeschichte überhaupt abwarfen. Bei der Anwendung der Technik der Flächenbombardierung

belegten wir diese Berge während der elfwöchigen Einschließung Khe Sanhs mit mehr als 110 000 Tonnen Bomben. Die kleineren Vorgebirge wurden oft buchstäblich von innen nach außen gekehrt, die schrofferen wurden gesichtslos und glatt gemacht, und auf den höheren Bergen blieben Schrunden und Krater von solchen Ausmaßen, daß ein Beobachter aus irgendeiner entlegenen Kultur in ihnen die Besessenheit und feierliche Regelmäßigkeit religiöser Symbole würde sehen können, aus deren Schwärze im unergründlichen Zentrum sich Strahlen aus heller umgewühlter Erde bis an den Kreisrand ergießen: Formen wie aztekische Sonnendarstellungen, die die Vermutung nahelegen, ihre Schöpfer seien Menschen gewesen, die gegenüber der Natur schreckliche Ehrfurcht hatten.

Auf einem Chinook-Flug von Cam Lo nach Dong Ha saß ich mal neben einem Soldaten, der eine Bibel aus seinem Tornister nahm und gleich, als wir abhoben, zu lesen begann. Er hatte sich mit Kugelschreiber ein kleines Kreuz auf die Kugelweste gezeichnet und ein zweites, noch weniger aufdringlich, auf den Helmbezug. Für einen in Vietnam kämpfenden Soldaten sah der Bursche komisch aus. Denn zum einen wurde er nie braun, ganz egal, wie viele Monate er in der Sonne zubrachte. Er wurde bloß rot und fleckig, obwohl er dunkles Haar hatte. Und dann war er auch sehr schwer, vielleicht zwanzig Pfund Übergewicht, obgleich du an seinen Stiefeln und am Kampfanzug sehen konntest, daß er hier drüben schon ne Menge mitgemacht hatte. Er war auch kein Helfer von einem Pfarrer oder sowas, bloß ein einfacher Soldat, der zufällig fett, bleich und fromm war. (Du trafst nicht so viele, die tief religiös waren, obwohl du das hättest erwarten können bei so vielen Jungs aus dem Süden und Mittelwesten, von Farmen und aus ländlichen Kleinstädten.) Wir schnallten uns an, und er fing an zu lesen, sehr vertieft in seine Lektüre, und ich lehnte mich zur Tür raus und sah auf die endlose Reihe riesiger Löcher, mit denen der Boden übersät war, auf die hektargroßen Schrunden, wo Napalm oder der Chemikalienregen das Buschwerk weggefressen hatten. (Es gab eine Spezialeinheit der Air Force, die Entlaubungseinsätze flog. Sie wurden ›Landarbeiter‹ genannt, und ihr Motto war: »Nur wir können Wälder verhindern.«) Als ich n paar Zigaretten rüberreichte, um ihm eine anzubieten, sah er von der Bibel auf, schüttelte den Kopf und stieß dieses hastige, sinnlose Lachen aus, das mir die Gewißheit gab, daß er ne Menge *action* mitgemacht hatte. Vielleicht war er sogar in Khe Sanh gewesen, oder beim 9ten oben auf 861. Ich glaube, er merkte gar nicht, daß ich kein Soldat war, ich hatte ne Kugelweste der Marines an, die meine Korrespondenten-Erkennungsmarke, die auf meinen Kampfanzug genäht war, verdeckte, aber er sah das Anbieten einer Zigarette als eine Höflichkeit an, die er erwidern wollte. Er gab mir, jetzt beinahe kichernd, die aufgeschlagene Bibel rüber und zeigte auf eine Stelle. Es war Psalm 91,5, und er lautete:

Du brauchst dich nicht zu fürchten vor dem Schrecken der Nacht, noch vor dem Pfeil, der am Tage fliegt.
Nicht vor der Pest, die im Finstern einhergeht, noch vor der Seuche, die am Mittag verwüstet.
Ob tausend fallen an deiner Seite, zehntausend zu deiner Rechten, dich trifft es nicht . . .

Die Schlacht um die Höhe 875 war vorüber, und n paar von den Überlebenden wurden per Chinook zur Landepiste in Dak To gebracht. Die 173. Luftlandedivision hatte über 400 Mann Verluste hinnehmen müssen, fast 200 Tote, alle am Nachmittag vorher und in dem Gefecht, das die ganze Nacht durch gegangen war. Da oben wars sehr kalt und naß, und n paar Mädchen vom Roten Kreuz waren von Pleiku raufgeschickt worden, um die Überlebenden aufzumuntern. Als die Soldaten einer nach dem andern aus den Helikoptern gestiegen kamen, winkten die Mädchen und lächelten ihnen hinter ihren Serviertischen zu. »Hallo, Soldat! Wie heißt du?« »Wo bist du her, Soldat?« »Ich wette, n heißer Kaffee wäre jetzt ungefähr genau das Richtige.«
Und die Männer von der 173sten liefen einfach bloß weiter, ohne zu antworten, stierten starr geradeaus, die Augen rotgerändert vor Überanstrengung, ihre Gesichter ausgemergelt und gealtert von all dem, was während der Nacht passiert war. Einer von ihnen scherte aus der Reihe aus und sagte irgendwas zu einem lauten, fetten Mädchen, das ein Peanuts-T-Shirt unter der Arbeitsbluse trug, und sie fing an zu weinen. Der Rest lief einfach an den Mädels und den großen olivgrauen Kaffeemaschinen vorbei. Sie hatten keine Ahnung, wo sie waren . . .

Im A-Camp der Special Forces in Me Phuc Tay war ein Schild, auf dem stand: »Wenn du für Geld tötest, bist du ein Söldner. Wenn du zum Spaß tötest, bist du ein Sadist. Wenn du für beides tötest, bist du ein Green Beret.« Irrer Sound in Me Phuc Tay, der Kommandeur fuhr auf die Stones ab. In An Hoa hörten wir »Hungry for those good things baby, hungry through and through« im Radio, während wir mit einem echten Helden zu reden versuchten, einem Soldaten, der grade seinen ganzen Trupp aus ner üblen Klemme geholt und wieder reingebracht hatte, aber er schluchzte so heftig, er brachte nichts raus. »Galveston oh Galveston I'm so afraid of dying« auf der Landezone Stud, wo zwei Jungs von der Graves Krach miteinander hatten. »Er ist total ausm Häuschen, weil sie ihn keine Kav-Schildchen auf die Säcke nähen lassen«, sagte der eine, und der andre zog n mächtigen Flunsch und sagte: »Geh doch zum Teufel. Ehrlich, Mann, geh zum Teufel. Ich meine, das sieht doch echt scharf aus.« Nur ein Song aus Hue: »We gotta get out of this place if it's the last thing we ever do«; ein

befreundeter Reporter sah völlig verdattert aus, er wachte den Morgen auf und hörte, wie zwei Marinesoldaten, die in seiner Nähe lagen, miteinander fickten. »Black is black I want my baby back« in China Beach bei *Igor aus dem Norden*, jede Karte in seinem Spiel ein Pik-As. Er trug einen Sombrero und n Poncho, und sein Gesicht durchlief so viele Veränderungen wie ein Fels, über den ne Wolke wegzieht. Er wohnte fast am Strand, wenn er alle Male zusammenrechnete, die er zur Belohnung runtergeschickt worden war. Er sprach zweimal die Stunde in seiner eigentümlich nervösen, abgehackten Redeweise wie langsames Maschinengewehrfeuer, schließlich stand er auf und sagte: »Muß nach Dong Ha mehr killen« und ging. »I said shot-gun, shoot 'em 'fore they run now« in Nha Trang beim Reden mit einem Mann, der grade seine zweite Dienstzeit anfing. »Als ich heimkomme, seh ich, was ihr alle fürn Schiß hattet. Ich meine, es war keine verfluchte Gefechtssituation oder irgendsowas, aber glaub mir, ihr hattet Schiß. Ich habs hier gesehen und habs da gesehen, also was zum Teufel solls? Ich komm zurück.« . . .

Es gab mehr junge, apolitisch radikale, weggeflippte Verrückte, die in Vietnam rumrannten, als irgend jemandem je klar war: zwischen all den Soldaten, die sich anturnten und auf den Krieg abfuhren, und der beträchtlichen Zahl Korrespondenten, die dasselbe machten, stellten sie ne echte Subkultur dar. Im Pressekorps gabs mehr als genug, die einem leichten Druck der Moralapostel Widerstand entgegensetzten, und wenn Flynn das kultivierteste Beispiel dafür war, dann war Page das ausgefallenste . . .
Eines Tages kam ein Brief von einem englischen Verleger, der ihn bat, ein Buch zu schreiben, das den Arbeitstitel »Mir reichts mit Krieg« und die Zielsetzung haben sollte, ein für allemal »dem Krieg seinen Zauber zu nehmen«. Page kam einfach nicht drüber weg.
»Nimm dem Krieg seinen Zauber! Ich meine, wie zum Teufel sollst du *das* denn tun? Versuch doch, einer Huey ihren Zauber zu nehmen, nimm einem Sheridan seinen Zauber . . . Kannst du einer ›Cobra‹ oder dem Kiffen in China Beach ihren Zauber nehmen? Das ist, wie einer M-79 ihren Zauber zu nehmen, Flynn seinen Zauber zu nehmen.« Er zeigte auf ein Foto, das er gemacht hatte, Flynn lachte darauf wie von Sinnen (»Wir gewinnen«, hatte er gesagt), triumphierend. »Das geht bei *dem* Jungen überhaupt nicht, oder? Würdest du deine Tochter diesen Mann heiraten lassen? Ohhhh, Krieg ist so *gut* für dich, du kannst ihm nicht seinen Zauber nehmen. Da kannst du auch versuchen, dem Sex den Zauber zu nehmen, den Rolling Stones ihren Zauber zu nehmen.« Ihm blieb wirklich die Sprache weg, er fuchtelte mit den Händen rum, um den baren Schwachsinn dieser Forderung zu unterstreichen.
»Ich meine, du *weißt* das, man *kanns* einfach nicht *machen*!«

Wir zuckten beide die Achseln und lachten, und Page sah einen Augenblick sehr nachdenklich aus. »Die bloße *Idee* schon!« sagte er. »Ohhh, ist das zum Lachen! Nimm dem verfluchten *Krieg* seinen verfluchten *Zauber*!«

Draußen auf der Straße konnte ich die Vietnamveteranen von den Rock'n'Roll-Veteranen nicht auseinanderhalten. Die Sechziger hatten so viele Verletzte hervorgebracht, ihr Krieg und ihre Musik so lange Energie aus derselben Leitung gezapft, daß sie sich nicht mal zusammenzutun brauchten. Der Krieg machte dich auf lahme Jahre gefaßt, während der Rock'n'Roll grusliger und gefährlicher als Stierkampf wurde, Rockstars fielen mit einem Mal wie die Leutnants: Rausch und Tod und (natürlich und gewiß) Leben, aber damals sahs nicht so aus. Was ich für zwei Verrücktheiten gehalten hatte, war in Wirklichkeit bloß eine, ich weiß nicht, wie ich dir klarmachen soll, wie kompliziert das mein Leben machte. Eisig und glühend und wieder in den beschissenen Modder der Kultur runtersteigen: halt durch und mach schön langsam weiter . . .

Aus dem Amerikanischen von Benjamin Schwarz

Anmerkungen der Redaktion

Marie Luise Kaltenegger arbeitet als Auslandskorrespondentin der österreichischen Zeitschrift *Profil*; die Gespräche wurden 1981 geführt.

Bei dem Text von *Kurt R. Eissler* handelt es sich um das gekürzte letzte Kapitel eines nichtveröffentlichten Buch-Manuskripts über die amerikanische Armee, das nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurde. Wir danken dem Autor für den *Kursbuch*-Vorabdruck.

Eva Demski, geb. 1944, lebt als Journalistin und Schriftstellerin in Frankfurt.

Nico Hansen, geb. 1951, lebt als Übersetzer in Hamburg.

Mario Erdheim arbeitet als Ethnologe und Psychoanalytiker in Zürich. Im Mai 1982 erscheint sein Buch *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß* (bei Suhrkamp).

Markus Stadler, geb. 1953; unfreiwillig freischaffender Ethnologe und »modern-rock«-Musiker in Zürich. 1972 in den Hilfsdienst der Schweizer Armee eingeteilt unter der Matrikelnummer 850.53.383.

Bernhard Streck, geb. 1945, ist Ethnologe an der Freien Universität Berlin.

Maurice Pinguets Text ist eine gekürzte Fassung seines Artikels »Harakiri«, der ursprünglich in der Zeitschrift *L'histoire* Nr. 31 (Februar 1981) erschien. © Société d'éditions Scientifiques.

Walter Haubrich, geb. 1935, lehrte an verschiedenen spanischen Universitäten und arbeitete als Journalist in zahlreichen Ländern Lateinamerikas, Nordafrikas und in Frankreich. Seit 1969 ist er Korrespondent der *FAZ* mit Sitz in Madrid.

Alfred Mechtersheimer, Dr. rer. pol. und Oberstleutnant a.D. ist Mitbegründer des »Gemeinnützigen Forschungsinstituts für Friedenspolitik e.V.« in Starnberg.

Hubert Seipel, geb. 1950, studierte Politik, Philosophie und Geschichte und ist Redakteur beim *Spiegel*.

Wolfgang Roth, geb. 1947, lebt in München und ist Volontär in der *Süddeutschen Zeitung*.

Matthias Loßmann, geb. 1952, ist Volkswirt und seit 1981 »Flieger der Reserve«. Zur Zeit lebt er als Rechtsreferendar in München.

Der Text von *Michael Herr* ist ein Auszug aus seinem Buch *An die Hölle verraten. ›Dispatches‹*, das 1979 im Verlag Rogner & Bernhard erschienen ist. Wir danken dem Verlag für die Abdruckgenehmigung.

Kursbuch 68 **Furcht und Zittern** Juni 1982

Kursbuch 69 **Unsere Wirtschaft** September 1982

Vor zwölf Jahren wurde *Kursbuch 21* angekündigt: »Kapitalismus in der Bundesrepublik«. Das führte zum Bruch mit dem Suhrkamp Verlag. Das *Kursbuch* stellte sich auf eigene Füße. Das angekündigte Heft erschien und wurde zu einem Steady-seller. Seitdem ist allerlei geschehen. Fast haben wir schon ein bißchen Mitleid mit dem damals so gereizt analysierten Kapitalismus. Es geht ihm nicht mehr gut. Aber den Gegenkonzepten auch nicht. Soweit sie praktiziert werden, profitieren sie immer noch von dem, was wir in einer Mischung aus Wut und Wärme »Unsere Wirtschaft« nennen. Was ist das für eine Wirtschaft? Wer schafft an und wer kassiert? Wer sitzt drin und wer draußen vor?

Wagenbach

Carlo Ginzburg **Erkundungen über Piero**
Piero della Francesca, ein Maler der frühen Renaissance. Der Künstler Piero als Erfüllungsgehilfe politischer Interessen: ein Plädoyer für das historische Lesen von Kunstwerken.
Aus dem Italienischen von Karl F. Hauber, Vorwort: Martin Warnke.
Engl. Br., 192 Seiten, 94 Abbildungen, DM 34.–

Elvio Fachinelli **Der stehende Pfeil**
Drei Versuche, die Zeit aufzuheben. Über das Verhältnis von Individuum und Kollektiv. Ein Leben nach den zehn Geboten. Die archaische Gruppe und der Tod. Die Folgen der Verdoppelung. Das Phänomen des Faschismus.
Aus dem Italienischen von Marianne Schneider.
Engl. Broschur, 144 Seiten, DM 26.–

John Berger
Das Leben der Bilder
oder die Kunst des Sehens: August Sander und Paul Strand. Millet und der Bauer. Bacon und Disney. Turner und der Barber Shop. Frans Hals und der Bankrott. Giacometti im Regen.
A. d. Engl. v. Stephen Tree. Engl. Br., 160 S., 28 Abb., DM 19.80

Joachim Schumacher
Leonardo da Vinci
Maler und Forscher in anarchischer Gesellschaft. – Schumachers Buch bricht mit dem »Renaissance-Genie« und stellt Leonardo als Antitypus einer Kaufmannsgesellschaft vor. In einem zweiten Teil werden die fünf wichtigsten Gemälde neu gesehen und Bausteine für eine empirische Produktionsästhetik entwickelt.
Englische Broschur, zahlreiche Abbildungen, 288 S., DM 39.80

KW

antimilitarismus information

Die *antimilitarismus information* erscheint monatlich seit 1971. Ein Informationsdienst für alle, die sich gegen militaristische Strukturen und für eine friedliche Gesellschaft engagieren.

Die *ami* berichtet laufend über:

- **Aktuelle militärpolitische Entwicklungen**

über Kriegsdienstverweigerung, Bundeswehr, Militärbündnisse, Rüstungskosten, Waffentechnik und Kriegsforschung, Waffenhandel, Rüstung und Wirtschaft, Kriege, Abrüstung ...

- **Neue Juristische Entwicklungen**

Im Bereich des KDV-, Zivildienst- und Soldatenrechts ...

- **Theorieergebnisse**

Aus der Debatte um Militarismus/Antimilitarismus und Friedenspolitik sowie über Literatur zum Thema

- **Aktionen der Friedensbewegung**

wie: Friedenswochen, gewaltfreie Aktionen, Ausstellungen ...

Themenhefte:
Drei Hefte im Jahr sind Themenhefte mit Doppelumfang.

Ein antimilitaristisches Handbuch
Die *ami* wird so gemacht, daß man sie sammeln kann, und daß Heft um Heft mit dem Jahrgang ein antimilitaristisches Handbuch entsteht.

Ein **Jahresabonnement** kostet 26,25 DM.
Kostenloses Probeexemplar zu bestellen bei: Vertrieb *ami*, c/o Schade, Sömmeringstraße 17, 6000 Frankfurt 1

BUNTE HILFE

STARTBAHN WEST

Bittet um Spenden
Für Rechtshilfe
Ärztliche Betreuung und Öffentlichkeitsarbeit

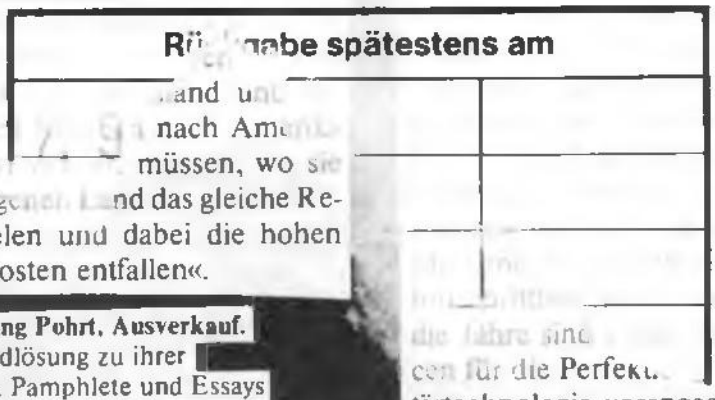
c/o Club Voltaire
Kleine Hochstraße 5
6000 Frankfurt/Main
Tel.: 28 39 48

Spendenkonto:
Commerzbank AG Frankfurt
BLZ: 500 400 00
Kontonummer: 5458534
Barbara Krebs
(Kennwort: BUNTE HILFE)

VALIE EXPORT

KÖRPERSPLITTER
Konfigurationen.
Fotos, Zeichnungen, Gedichte.
Schwarz-weiß- u. Farbwiedergaben. DM 35,-
edition neue texte
Stockwiesen 13
A-4040
Linz

»(Es ist re Waffen
amerika rt direktes
umstänc lenzen der
sowjetis n diesem
transpor daß diese
doch im eigenen Land das gleiche Resultat erzielen und dabei die hohen Transportkosten entfallen«. : Irre geht, st besiegt. e ist nicht lent. Über r Ressourcen für die Perfekt g der Militärtechnologie vorangegangener Epochen ausgegeben worden. In der Folge hat sich die moderne Rüstung mehr und mehr von den militärischen und wirtschaftlichen Realitäten entfernt.



aus: **Wolfgang Pohrt, Ausverkauf.**
Von der Endlösung zu ihrer Alternative. Pamphlete und Essays
Rotbuch 224. 144 S. DM 9

aus: **Mary Kaldor, Rüstungsbarock**
Das Arsenal der Zerstörung und das Ende der militärischen Techno-Logik.
Rotbuch 238. 192 S. DM 14

Eine Analyse der Militärs zur Zeit der Regierung Allende und eine kurze kritische Darstellung der Entwicklung der Konterrevolution in Chile. Im letzten Kapitel versuchen wir, das Problem der Militärs in den lateinamerikanischen Zusammenhang zu stellen.

aus: **Fernando Mires,**
Die Militärs und die Macht.
Rotbuch 143. 176 S. DM 9

Unsere Essays sind wieder sehr individuell geschrieben und zunächst ohne weitere Absprache entstanden. Im Ergebnis stellte sich heraus, daß wir beide spontan ganz ähnliche Fäden aufgegriffen haben, die sich anscheinend aus der Sache selbst ergaben. Diese Fäden führten uns immer wieder zum Thema Staat und zum Thema Krieg (bei der derzeitigen politischen Wetterlage sicher kein Zufall). Wir hatten beide gespürt, daß das heutige Italien nicht zu verstehen ist ohne die Geschichte des modernen Staates und der staatlichen Transformation der Gesellschaft.

»Wenn es funktioniert - wenn eine wohlüberlegte Mischung aus Propaganda, Bezahlung und Bestrafung bestimmte Frauen dazu veranlassen kann, Kinder zu bekommen, und andere nicht - welch eine Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen!«

aus: **Zoe Fairbairns, Der Frauenturm**
Eine Apokalypse.
Rotbuch 241. 272 Seiten. DM 15

Ekkehart Krippendorff/Peter Kammerer,
Reisebuch Italien 2.
Über das Lesen von Landschaften und Städten.
Rotbuch 251. 224 S. DM 12

Das Schicksal Cyperns ist ein politischer Kriminalfall, beispielhaft dafür, wie imperialistische Mächte für strategische Vorteile die Lebensinteressen eines Volkes opfern, ohne sich selbst offen einzumischen.

aus: **Niels Kadritzke/Wolf Wagner,**
Im Fadenkreuz der Nato
Ermittlungen am Beispiel Cypern
Rotbuch 147. 144 S. DM 7

Rotbuch Verlag

82-302

jeder satellit hat einen killersatelliten

jeder tag hat eine nacht
jeder panzer eine pak

jedes erste programm hat ein zweites pro
jedes zweite programm hat ein drittes pr
jedes dritte programm hat ein viertes pro
jedes vierte programm hat ein fünftes pr

aus: **S. Anderson, Jeder Satellit hat einen Killersatelliten.** Gedichte. **Rotbuch 253.** 80 S. DM 9

GENERALSTABSCHEF
Niemals ist etwas sabotiert,
Verhindert oder gar unterlassen worden,
Was die kämpfende Truppe
Zur Erfüllung
Ihrer harten und schweren Aufgabe braucht.
Niemals darf geschehen,
Bei allem Widerstand gegen den Führer,
Was dem Mann an der Front schaden könnte!

aus: **Peter-Paul Zahl, Johann Georg Elser** Ein deutsches Drama. **Rotbuch 248.** 160 S. DM 10

traumflattrig im holunderstall
springt leise lachend das huhn
auf den hahn
in den wäldern gewalt
im fluß das wachboot der friedensfreu
unser reden wird nachundnach offen
und aber dann doch dies:
in der bundeswehr gibt es
wohl jedes jahr
so ein preisausschreiben
für kluges denken
aufsatzschreiben fürs vorwärtskommen
diesmal sozialutopien von
heute
deine angst und dein plan
dem sieger winkt mexikoreise

aus: **Christian Geissler, Im Vorfeld einer Schußverletzung.** Gedichte. **Rotbuch 230.** DM 9

schlachtschiffe (sagte mein alter)
sind ein balanceproblem

aus: **Yaak Karsunke, da zwischen** 35 Gedichte und ein Stück. **Rotbuch 206.** 80 S. DM 8

Wortmeldung zur Rüstungsdebatte

Allein was zweitausend Soldaten essen
90 000 Eier 42 000 Kilo Frischfleisch 40 000 Brote
Und 13 000 Kilo Wurst und 280 000 Brötchen im Jahr
Und was sie sonst alles brauchen bei der
Friedlichsten aller Tätigkeiten sitzend
In Uniform dreimal am Tag an kurzen Tischen
Kein Kampf Ohne Mampf Kein Kampf

Nicht einem der sich hier einfangen läßt
Nicht einem der sich hier freiwillig hinsetzt und
Glaubt ein Facharbeiter des Friedens zu sein
Nicht einem
Gönn ich das Fleisch auf dem Teller die Wurst
auf dem Brot
Ja nicht mal ein Brot gönne ich dem und
Keine Zigarette kein Bier wenns nach mir ginge
So unmenschlich bin ich das geb ich zu

aus: **Friedrich Christian Delius, Die unsichtbaren Blitze.** Gedichte. **Rotbuch 250.** 80 S. DM 8

Ja das können die Wörter die Wörter
Können noch mehr sie können in aller
Bescheidenheit
Einen Flugzeugträger
Versenken

Deutsche und internationale Literatur
Eine Auswahl

Rolf Dieter Brinkmann
Der Film in Worten
Prosa, Erzählungen, Essays, Hörspiele, Fotos, Collagen, 1965–1974.
Das Konzept für diesen Prosaband, das Rolf Dieter Brinkmann im Herbst 1974, ein halbes Jahr vor seinem tödlichen Verkehrsunfall, entwickelte, entspricht einer grundsätzlichen Forderung, die der Autor an Literatur stellte: Aus dem Anwachsen von Bildern und Vorstellungen folgt für die Literatur, daß sie ihr tradiertes Verständnis von Formen aufzulösen und um die vorhandenen Bild-Formen zu erweitern habe. Die zeitadäquate Form einer Gattung besteht darin, heterogenes Material miteinander zu verbinden, «collagenhaft, mit erzählerischen Einschüben, voller Erfindungen, Bild- also Oberflächenbeschreibungen, unlinear, diskontinuierlich ... ein Raum, in dem herumzuspazieren einfach wieder Spaß macht».
384 Seiten. Broschiert DM 45.–

Angela Carter
Blaubarts Zimmer
Märchen aus der Zwischenwelt
«Diese Märchen sind von einer erzählerischen Kraft wie die Geschichten der Scheherazade – und das einzig Bedauerliche ist, daß sie nicht tausend und eine Nacht lang reichen.»
Washington Post
«Angela Carters Märchen sind aufreizend, durchaus grausam, wie sich das für Märchen gehört, ironisch, witzig und distanziert. Sie enthalten ein völlig neues Element: die Frauen und Mädchen nämlich, wenn auch oft unschuldig und bildschön, sind keine Puppen und wissen sich auch zu wehren.»
Gudula Lorez
208 Seiten. Gebunden DM 29,80

Bruce Chatwin
Der Vizekönig von Ouidah
Bruce Chatwin, durch sein brillantes Reiseabenteuerbuch «In Patagonien» bekannt und berühmt geworden, erzählt hier in einer Reihe pittoresker, grotesker und grausamer Szenen die Geschichte eines brasilianischen Sklavenhändlers, der, aus tiefer Armut kommend, unermeßlichen Reichtum und die Freundschaft zweier aufeinanderfolgender Könige erwarb und wieder verlor. Das Buch beruht auf Tatsachen und Recherchen des Autors in Brasilien und Afrika. Die Handlung spielt Anfang des 19. Jahrhunderts. Eine wunderbar erzählte Geschichte, heiter, ja komisch und im klassischen Sinne tragisch.
180 Seiten. Gebunden DM 26.–

Gisela Elsner
Abseits
Roman
Nach vielbeachteten Büchern schonungsloser Gesellschaftssatire, angefangen bei dem bereits legendären Erstling «Die Riesenzwerge» (Prix Formentor 1964), gestaltet Gisela Elsner nun die Tragödie eines «gewöhnlichen Lebens». Die Kälte ihrer Schreibweise ist nicht zu verwechseln mit der Kälte des Herzens: Der Gleichgültigkeit gegenüber dem täglichen psychischen Elend um uns herum entreißt die Erzählerin dieses Schicksal einer Frau, die für ihre Lebenshoffnung sich opfert – ein Opfer, das keiner annehmen will. In diesem Sinne ist «Abseits» das «menschlichste» Buch Gisela Elsners.
288 Seiten. Broschiert DM 29,80

Rolf Hochhuth
Nur die Spitze des Eisbergs
Ein Reader
Ein Sammelband, auch aus Hochhuths unveröffentlichten Schriften ausgewählt, versucht eine Schwerpunkte aufspürende Überschau über sein Werk.
360 Seiten. Broschiert DM 28.–

Hartmut Lange
Die Selbstverbrennung
Roman
Vier Menschen, ein Pfarrer, seine Frau, die Tochter und ein Schwager in einem Pfarrhaus in der DDR. Von sozialer Gemeindearbeit weitgehend isoliert, verzehren sich diese Menschen in Glaubenskonflikten und metaphysischen Fragen. Ein junger Mann gerät in ihren Bannkreis. Er wird krank, wird von der Pfarrerstochter liebend umsorgt, erwidert ihre Liebe und verläßt sie, als er von ihrer unheilbaren Krankheit erfährt. Seine Flucht ist total, ist Aussicht auf ewige Ankunftslosigkeit.
192 Seiten. Gebunden DM 28.–

Jean-Paul Sartre
Die Transzendenz des Ego
Philosophische Essays 1931-1939
Dieser Band vereinigt fünf Schriften Sartres aus den Jahren 1931 bis 1939: in Neuübersetzung die drei Essays, die unter dem gleichlautenden Titel 1964 als Rowohlt Paperback erschienen, und, erstmals in deutscher Übersetzung, die beiden Essays «Gesichter» und «Die Legende der Wahrheit».
360 Seiten. Gebunden DM 34.–

Rowohlt